

L 70000

52

1916

19. III. - 18. IX.

Presse u. Literatur

2.

* **"Das Neue Oesterreich"**. Diese neue Revue für Politik und Kultur erscheint anfangs April. Schon liegt uns das Inhaltsverzeichnis des ersten Heftes vor. Es zeigt die Zeitschrift bereits auf jener Höhe, welche ihr von ihrem Eigentümer, dem Fürsten Ferdinand Zdenko Lobkowitz, als einem Organ aller Gutgefinnten Oesterreichs zur vornehmen Vertretung der großen Interessen des Vaterlandes und seiner Völker zugebracht wurde. Fürst Lobkowitz eröffnet die Arbeit des "Neuen Oesterreich" mit einem lichtvollen Geleitwort; der Herausgeber und Chefredakteur Regierungsrat Dr. Hornich kennzeichnet die Ziele derselben; Dr. v. Stralik schreibt über den Weltbund der Mittelmächte, Prinz Liechtenstein über "Die nationale Frage", Graf Grenneville über "Nationale Irrwege". Aus dem weiteren Inhalt seien folgende Arbeiten hervorgehoben: "Oesterreichs zweite Ostern im Weltkrieg" von Prof. Dr. Spann, "Il mare nostro . . ." von Baron Weiss-Glon, "Bodenreform" von Dr. de Frank, "Psychologie als Hilfswissenschaft in technischen Betrieben" von Prof. Dr. Kammel, "Henri Bergsons intuitive Philosophie" von k. u. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Seidl, "Der neue Mensch und sein Buch" von Dr. Maria Maresch. — Wie die Spalten dieser Revue den Vertretern verschiedener Anschauungen offenstehen werden, so werden in ihnen im Sinne des auf nationale Einigung hinarbeitenden Programmes auch die Wortführer aller in Oesterreich lebenden Völker Gelegenheit zu würdevoller Aussprache finden. Von großem Interesse wird in jedem Heft der "Politische Brief" von *Austriaticus spectator* sein. — Die Lösung der belletristischen Aufgabe der Revue wird durch Weihbischof Dr. W. Wandurski in "Einsame Menschen" höchst wirkungsvoll eingeleitet. — Wie uns mitgeteilt wird, gibt sich für dieses erstklassige Presseunternehmen großes Interesse kund. Bestellungen von Probeheften und Abonnements an die Verwaltung, Wien, I. Singelstraße 13. Telephonruf 4971.

19./III. 1916

* (Der Kriegskalender des „Fremden-Blatt“.) Der Kriegskalender des „Fremden-Blatt“, der im August v. J. zur Ausgabe gelangte, hat in weiten Kreisen freundliche Aufnahme gefunden. In den letzten Tagen ist nun eine Ergänzung der ersten Ausgabe erschienen. Der zweite Band verzeichnet nicht nur in chronologischer Reihenfolge die kriegerischen Ereignisse auf allen Kriegsschauplätzen in der Zeit vom 1. August 1915 bis 31. Jänner 1916, sondern auch die wichtigsten staatspolitischen Begebenheiten. Obwohl besondere Ereignisse eingehend bis ins einzelne behandelt werden, ist die Ueberfülle des Materials in durchaus übersichtlicher Weise angeordnet und die rasche Orientierung durch ein übersichtliches Register erleichtert. Auch die Pläne und Karten der verschiedenen Kriegsschauplätze finden im zweiten Bande die entsprechende Ergänzung. Der zweite Band des Kriegskalenders des „Fremden-Blatt“ wird gewiß wieder in allen Bevölkerungskreisen lebhaften Anklang finden und allen jenen, welche die Ereignisse dieser großen Zeit mit Interesse verfolgen — und wer täte das nicht — ein hochwillkommener Behelf sein. Der Kriegskalender des „Fremden-Blatt“ erscheint im Verlag der „Ebenmühl“, Wien, 1. Bezirk, Grünangergasse 2. Der Preis beträgt 2 Kronen. Die Abonnenten des „Fremden-Blatt“ erhalten ihn zum Bezugspreis von Kr. 1.50 gebührenfrei zugesandt.

21. III. 1916

Maßregeln gegen die Papiernot der Zeitungen.

Gestern fand im Sitzungsjaale der niederösterreichischen Handelskammer unter Vorsitz des Präsidenten Dr. Heinrich Grafen Beauport eine überaus zahlreich besuchte Versammlung des Zentralvereines der Zeitungsunternehmungen Oesterreichs statt, zu der in Vertretung der Regierung der Vorstand des Pressedepartements im Ministerratspräsidium Sektionschef Dr. Pinjoch, Sektionschef Dr. Ritter v. Kreuzbruck des Handelsministeriums, Forstrat Adam vom Ackerbauministerium, Ministerialsekretär Dr. Nowak vom Ministerium des Innern erschienen waren. Die Versammlung befaßte sich mit allen zur Behebung der herrschenden Papiernot in Aussicht genommenen Maßregeln. Nach Verlesung von Zuschriften des Kriegsministeriums und des Ministeriums für öffentliche Arbeiten sowie einer langen Reihe von Zustimmungskundgebungen von Zeitungs herausgebern aus allen Kronländern Oesterreichs, wurde nach eingehender Debatte folgende Entschliebung einstimmig angenommen:

„Entgegen den mehrfach ausgesprochenen und von der Regierung geglaubten Behauptungen, daß in Oesterreich keine Papiernot bestehe, erklärt die Versammlung der Zeitungsunternehmungen, daß mit dem vom Papierfabrikverband zugefügten 75 Prozent Rotationspapierbezüge nur unter der Voraussetzung das Auslangen gefunden werden könnte, wenn eine allgemeine Reduktion des Umfanges des Tagesblätter durchgeführt wird, und so ersucht er die hohe Regierung, dafür zu sorgen, daß auf dem Verordnungswege, wie dies in Ungarn bereits geschehen ist, die gleichmäßige Umfangsbeschränkung nach den bereits vom Zentralverein der Zeitungsunternehmungen erstatteten Vorschlägen angeordnet wurde, und daß die Papierfabriken durch stets rechtzeitige Beschaffung der Rohmaterialien und der notwendigen Hilfsmittel, wie Filze und Siebe sowie durch Beistellung von Leuten und Fuhrwerken in den Stand gesetzt werden, das Rotationspapier in den derzeitigen Produktionsmengen fortwährend zu erzeugen und zu liefern. Die Versammlung ersucht ferner das hohe Handelsministerium, demnächst eine Beratung einer gleichen Anzahl unserer Vertreter und solcher des Papierfabrikverbandes unter dem Voritze eines hohen Beamten einzuberufen und die Rotationspapierpreise für eine möglichst lange Frist festzusetzen und weiteren Preiserhöhungen vorzubeugen.

Die Versammlung ist der Ansicht, daß die Durchführung und Ueberwachung der Umfangsbeschränkung der Tageszeitungen sowie Hintanhaltung weiterer Erhöhung der Rotationspapierpreise sowie überhaupt die Regelung aller in Frage kommenden Angelegenheiten des unbehinderten Weitererscheinens der österreichischen Tagesblätter nur auf den vom Zentralverein der Zeitungsunternehmungen beantragten und auch in Ungarn bereits betretenen Wege der Errichtung einer Papierzentrale, die aus Vertretern der Zeitungen und der Druckereindustrie nach den Vorschlägen des Zentralvereines zu bilden wäre und der auch ein Vertreter der Regierung anzugehören hätte, möglich ist und ersucht deshalb die hohe Regierung, dem ebenfalls schon von Ungarn gegebenen Beispiele zu folgen und halbmöglichst eine Papierzentrale für Oesterreich zur Ausnahme der Rota-

tionspapierbestände und zur Ueberwachung der weiteren Produktion und des Vertriebes des Rotationspapiers sowie der Umfangsverringerung der Tagesblätter zu errichten.

Die Versammlung bringt schließlich das vom Zentralverein der Zeitungsunternehmungen den zuständigen Ministerien bereits überreichte Ersuchen um Aufhebung des Zeitungsportos in Erinnerung, dessen Stattgebung für die Zeitungen eine Existenzfrage bedeutet.

Die im vorstehenden mitgeteilte Entschliebung des Zentralvereines der Zeitungsunternehmungen läßt ersehen, daß dessen Mitglieder sich einmütig für die von uns an dieser Stelle schon besprochene endliche Regelung des Papierverbrauches ausgesprochen haben, wie sie in Ungarn schon durchgeführt ist. Tatsächlich hat man sich ja schon in einer Reihe von Ländern mit Rücksicht auf die außerordentlichen Umstände entschlossen, den Papierverbrauch im Sinne seiner Einschränkung zu regeln, wobei teils die amtliche Normierung, teils die freiwillige Vereinbarung gewählt worden ist. Wie auch die im vorstehenden wieder gegebene Entschliebung erkennen läßt, wird für Oesterreich von den nächstbeteiligten das amtliche Eingreifen, die amtliche Regulierung des Verbrauches als das hier einzig Mögliche und Richtige erkannt und gewünscht. Und als bester Weg dieser Regelung wird das in Budapest betretene und auch schon bewährte Verfahren bezeichnet. Die Zeitungsunternehmungen sind überdies einig im Wunsche nach raschster Herbeiführung einer solchen Abwehr des überflüssigen Papierverbrauches, ein Wunsch, der umso begreiflicher ist, als ja jeder Tag Verzögerung dieser Verbrauchsregelung die Fortdauer des regellosen Papierverbrauches und damit der Papierverschwendung bedeutet.

Die Historiker und der Weltkrieg.

Prof. Dr. Walter Otto, der Vertreter der alten Geschichte an der Universität Marburg, hat jüngst einen, bei Elwert (Marburg) erschienenen, Kriegsvortrag über Alexander den Großen gehalten, der auf wenigen Seiten eine Fülle anregender Betrachtungen bietet. Was er zur Würdigung des größten Heros der antiken Welt sagt, der von Historikern, wie Niebuhr und Droysen ganz verschieden beurteilt worden ist, ist ebenso treffend wie seine Beleuchtung des großen Problems von Orient und Okzident, dessen weltgeschichtliche Bedeutung uns gerade jetzt wieder deutlicher als je zum Bewußtsein kommt. Vor allem beachtenswert erscheint aber, was Otto im Zusammenhang damit über die Schwierigkeit der Aufgaben bemerkt, vor die der gegenwärtige Weltkrieg den Historiker stellt, und über die jetzt schon voraussehende Unmöglichkeit, hinsichtlich vieler der wichtigsten politischen und militärischen Fragen jemals zu voller Klarheit und zur objektiven Wahrheit durchzudringen.

Die schon jetzt unübersehbare und noch immer lawinenartig anschwellende Literatur über die unzähligen Probleme — militärische, geographische, politische, kulturelle —, die mit dem gewaltigen Völkerringen mehr oder weniger eng verknüpft sind, kann dem Historiker bei seinem Bestreben, die Wahrheit zu ermitteln, im ganzen leider wenig helfen. Zwar steht die deutsche Kriegsliteratur an innerem Wert turmhoch über der unserer Feinde und selbst mancher Neutralen, aber als Quelle für die Historiker, die später einmal eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit zu schildern berufen sein werden, kann auch sie nur zum geringsten Teile in Betracht kommen. Theodor Mommsens Ausspruch: Die Welt gehört nicht dem Verstande, sondern der Leidenschaft, kann man als Leitwort einem großen Teil der Kriegsliteratur voranstellen, für die unserer Feinde müßte man aber zur richtigen Kennzeichnung noch hinzufügen: sie gehört dem blinden Haß, der schamlosen Verleumdung, der bewußten, organisierten Unwahrheit und der kühl berechneten Entstellung.

Gewiß bedeutet es, wie Otto treffend hervorhebt, für den Historiker einen seltenen Glückszufall, Zeuge von geschichtlichen Vorgängen zu sein, von deren ungeheurer Größe sich niemand auch nur eine annähernde Vorstellung machen konnte, und insofern einmal das Werden eines unvergleichlich wichtigen geschichtlichen Prozesses und eines unerhörten reichhaltigen geschichtlichen Materials miterleben zu dürfen, aber dieser seltene Glücksfall führt ihm auch zugleich die Grenzen, die der zuverlässigen Ermittlung aller Geschichtstatsachen gesteckt sind, und die Schwierigkeit einer wahrhaft kritischen Geschichtsforschung um so deutlicher vor Augen. Sehen wir doch täglich, wie unendlich viel Falsches sich schon im

Augenblick der Entstehung des Material in dieses einschmuggelt, wie selbst gut unterrichtete und an den Vorgängen beteiligte Zeitgenossen in Folge der riesigen Ausdehnung des Kampfes, des militärischen und des diplomatischen, wenig Sicheres und Genaues wissen, wie sogar skeptisch veranlagte Naturen immer wieder bloßen Gerüchten Glauben schenken und sie weiter verbreiten, — wobei die Nervosität unserer Zeit und das hoch entwickelte Verkehrswesen eine einflußreiche Rolle spielen — wie sich ferner in urkundlichem Material, in amtlichen Veröffentlichungen ebenso gut wie in privaten Meldungen grobe Fälschung oder zum mindesten Vertuschung des wahren Sachverhalts breit macht, wie sonst vernünftige Menschen, selbst durch Tatsachen und logische Schlüsse sich von einmal gefaßten Vorurteilen nicht abbringen lassen und so ihrerseits zur Geschichtsfälschung und Legendenbildung beitragen. Der oft gepriesene Vorteil, Ereignisse zugleich von zwei entgegengesetzten Standpunkten oder von einer scheinbar unbeteiligten Seite geschildert zu besitzen, wird uns daher leider in vielen Fällen auch nicht weiterhelfen, denn die Wahrheit liegt keineswegs immer genau in der Mitte oder in der Diagonale des Parallelogramms entgegengesetzter Tendenzen.

So kann man schon heutigen Tages die Behauptung wagen, daß in der internationalen Wissenschaft selbst über die wichtigeren tatsächlichen Vorgänge vor und während des Weltkrieges schwerlich jemals Einigung erzielt werden wird, und noch weniger natürlich in der Beurteilung dieser Vorgänge und in der Klarlegung des Wesens und der Bedeutung der führenden Männer dieser Zeit.

25. III. 1916

Gebühren-Erhöhung und Zeitungen.

Der „Zeitungs-Verlag“, das Organ des Vereins deutscher Zeitungs-Verleger, lenkt mit Recht die Aufmerksamkeit auf die große Bedeutung der erhöhten Verkehrssteuern für die Presse. Während die Presse in anderen Ländern für ihren öffentlichen Dienst mancherlei Vergünstigungen genießt und insbesondere ihre Drahtnachrichten zu erheblich niedrigeren Sätzen befördert werden, ist das in Deutschland nicht der Fall; hier zahlt die Presse volle Gebühren. Nun hat sich aber der Dienst der Presse in den letzten zehn Jahren vollständig umgestaltet: auch kleine Blätter sind darauf angewiesen, Drahtnachrichten zu beziehen, wodurch eine oft sehr fühlbare Belastung der Provinzpresse entsteht. Die großstädtischen Blätter erhalten das Nachrichten-Material, das die Zeitungen heute haben müssen, nicht nur meist schneller, sondern auch billiger als die Provinzpresse, die mit der so begünstigten Großstadtresse den Wettbewerb bestehen soll. Diese Bedingungen werden nun zu Gunsten der Großstadtresse noch weiter durch die neuen Steuervorlagen verschoben, wobei besonders die Erhöhung der Telephon- und Telegraphen-Gebühren für die Presse äußerst empfindlich ist. „Würde man — so meint der „Zeitungs-Verlag“ — einen Wettbewerb dafür ausschreiben, eine Besteuerung auszuüben, die in dieser kritischen Zeit die Zeitungen so recht belasten und ihnen zugleich den Dienst für die Allgemeinheit und den Verkehr mit der Öffentlichkeit so leidig als möglich zu machen hätte, die hier gefundene Erhöhung der Abgaben im Post- und Telegraphen- und Fernsprechverkehr würde vor einem sachverständigen Prüfungsausschuß unbedingt den Preis erhalten.“

Das ist durchaus zutreffend. Die Erhöhung soll aber auch in einem Moment eingeführt werden, in dem es den Zeitungen ohnedies nicht leicht fällt, ihren Betrieb in den bisherigen Formen fortzuführen. Die zu erwartende Einschränkung, die durch die Gebühren-Erhöhung verstärkt werden müßte, würde die selbständige Provinzpresse in ihrer geistigen Eigenart herabdrücken und voraussichtlich auch die Stellung jener Berichterstatter beeinträchtigen, die jetzt für die kleine und mittlere Presse arbeiten. Der „Zeitungs-Verlag“ sagt hierüber:

„Viel schlimmer noch als die hauptstädtischen Blätter wird die mittlere und kleine Presse im Lande betroffen. Während die hauptstädtischen Blätter einen großen Teil der Depeschen, namentlich den umfangreichen Dienst der Telegraphen-Büros, entweder mit dem Ferndrucker oder im Druck vervielfältigt zugestellt bekommen, sind die Zeitungen im Lande auch für diesen Dienst zum großen Teil auf telegraphische und telephonische Mitteilungen angewiesen. Der umfassende Eigendienst aber, womit vor allem die größeren und mittleren Zeitungen im Lande sich wettbewerbsfähig erhalten, geht hauptsächlich durch das Telephon und den Telegraphen. Nicht mehr nur werden Nachrichten, seit zehn Jahren werden ganze Aufsätze telephonisch an die Zeitung hinübergegeben. Nur dadurch, daß die Zeitungen im Lande auf diesen Dienst so viel Mühe und Kosten verwandten, war es möglich, annähernd mit den hauptstädtischen Blättern Schritt zu halten, war es möglich, so schnell und ausführlich über amtliche und sonstige öffentliche Kundgebungen und über die Parlamente zu berichten. Die Entwicklung der Handelszeitung in den Tageszeitungen, die ausführlichen Berichte über die Börsen und Märkte, und vollends der Börsenschlußdienst wären gar nicht möglich ohne die kostspieligen Aufwendungen für telegraphische und telephonische Uebermittlung. Und nun sollen die Kosten dafür noch mehr gesteigert werden, und außerdem soll die deutsche Presse mit der Auslandspresse Schritt halten, die sich ihr gegenüber eines weit billigeren telegraphischen und telephonischen Dienstes erfreut. Auf eine Ermäßigung der Brechtelegramme und Fernsprechgebühren hat die deutsche Presse gehofft, als es überall im Auslande geschah, um auch ihrerseits leistungsfähig zu bleiben. Statt dessen steht sie jetzt vor der Ankündigung einer so horrenden Mehrbelastung, die geradezu als Betriebsstörung und Erschwerung wirkt.“

Die selbständige Provinzpresse stellt eines der idealen Bestandteile unseres Volkes dar. Der Reichstag wird sich der Pflicht nicht entziehen dürfen, die hier dargelegten Gesichtspunkte ernsthaft zu prüfen.

England erklärt Bücher als Banngut.

Stockholm, 27. März. (Meldung des „Schwedischen Telegraphenbüros“.) Der Reichsbibliothekar Dahlgren, Vorstand der Reichsbibliothek, teilt dem Kultusminister mit, daß er für die Reichsbibliothek Bücher in Paris bestellt habe, die auch in Kopenhagen eingetroffen seien. Die dänische Reederei Forenede Dampfselskab habe indessen eine Bürgschaft dafür verlangt, daß die Bücher nicht an eine gegen England kriegführende Macht ausgeführt würden. Diese Bürgschaft sei von den englischen Behörden als Bedingung für die Freilassung der Bücher aufgestellt worden. Der Reichsbibliothekar erklärte, er könne als Vertreter einer schwedischen Behörde eine solche Versicherung nicht ohne Ermächtigung unterzeichnen, und ersucht deshalb den Minister um eine Anweisung, wie er verfahren solle.

An unsere Abnehmer!

An die Leser und Freunde!

Die wirtschaftlichen Wirkungen des Weltkrieges machen sich auch in der einschneidendsten Weise in dem gesamten Zeitungsbetrieb geltend. Sämtliche seiner Produktionsmittel waren einer riesigen Verteuerung ausgesetzt, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist. Die Papierpreise sind um mehr als fünfzig Prozent, die Ausgaben für Oele und Farben um drei- bis vierhundert Prozent, die Fuhrwerkskosten um hundert Prozent gestiegen. Während nun die Ausgaben eine geradezu unerschwingliche Höhe erreichen, sind die Einnahmen stetig und beträchtlich gefallen. Die bürgerlichen Blätter mögen noch große Einnahmen aus den Anzeigen des Kriegsmarktes ziehen; für ein Blatt, wie es die Arbeiterzeitung ist, mußte die Einengung und Unterbindung des normalen Verkehrslebens, das Stoden der gesamten öffentlichen Tätigkeit eine bedeutende und fühlbare Verringerung des Anzeigengeschäftes herbeiführen. Zehntausende unserer treuesten Abnehmer stehen im Felde: der Krieg, der keinen arbeitsfähigen Menschen verschont, hat naturgemäß auch starke Lücken in unseren Bezahlerkreis gerissen. Dazu kommt noch, daß uns der Krieg auch sonst beträchtliche Opfer auferlegt; wir erwähnen da nur, daß wir seit Kriegsausbruch — und wir tun das gern — täglich an zweitausend Blätter an Spitäler und Vertrauensmänner ohne Entgelt abgeben. Es ist schlechthin unmöglich, daß der Verlag diese riesigen Lasten nun allein trage, und es hieße den Bestand der Arbeiterzeitung, dieses im Augenblick wichtigsten Kampfmittels, geradezu gefährden, wenn nicht ein Ausgleich durch Erhöhung der Bezugspreise einträte.

Nach eingehender, gewissenhafter und sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse hat daher der Parteivorstand unter Zustimmung der Vertrauensmänner der Wiener Arbeiterschaft beschlossen,

eine Erhöhung der Bezugspreise

vorzunehmen, die bestimmt ist, für einen Teil der Steigerung bei den Herstellungskosten den Ersatz zu schaffen, und die in jeder Hinsicht nur das eben Unerläßliche und nicht zu Umgehende fordert.

Die Erhöhung beträgt beim Wochenabonnement 10 Heller, beim Monatsabonnement 40 Heller und bei einzeln gekauften Blättern (mit Ausnahme des Montagmittagsblattes) 2 Heller.

Diese Preiserhöhung beginnt für Monatsabonnements am 1. April, für Wochenabonnements und für den Einzelverkauf am 3. April.

Der Bezugspreis der Arbeiterzeitung wird also von diesem Tage an sein:

Für Wien: Das Wochenabonnement 60 Heller, das Monatsabonnement 2.60 Kronen; das einzelne Blatt 10 Heller, das Montagmittagsblatt 8 Heller.

Außerhalb Wiens: Das Monatsabonnement 3 Kronen; das einzelne Blatt 12 Heller, das Montagmittagsblatt 10 Heller.

Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahresabonnements erhöhen sich in demselben Verhältnis nach der Zahl der Monate. Ausdrücklich bemerken wir, daß diese Erhöhung für die Feldpostabonnements nicht in Betracht kommt. Um den im Schützengraben liegenden Genossen, die in so erfreulicher Zahl ihrem Organ treu geblieben sind, die Möglichkeit auch künftig zu erleichtern, ihr liebgewordenes Blatt zu lesen, wird für unsere Genossen, für Parteimitglieder,

das Feldabonnement auf 1.60 Kronen ermäßigt!

Obwohl die Erhöhung der Bezugspreise nur ein kleiner Teil der Mehrkosten ist, die der Krieg uns auferlegt, verkennen wir nicht, daß sie für viele unserer Abnehmer eine fühlbare Belastung bedeuten kann. Wir haben mit dem nun unvermeidlichen Schritt auch lange gezögert, und wenn wir uns, obwohl wir ihn unserer Arbeiterschaft gern erspart hätten, zu der Preiserhöhung doch entschlossen haben, so können wir mit ruhigem Gewissen erklären, daß wir nur die notwendigste Anpassung an eine unvermeidliche Zwangslage vornehmen, weshalb wir wohl erwarten, auf das Verständnis unserer Genossen, Freunde und Leser rechnen zu können. Aus der Zustimmung des Parteivorstandes und der Vertrauensmänner der Wiener Arbeiterschaft ersuchen die Genossen, wie zwingend die Gründe sind, die diese Maßregel nötig machen. Befindet sich doch in derselben Zwangslage die gesamte sozialdemokratische Presse im Deutschen Reiche, die ebenfalls

vom nächsten Monat ihre Bezugspreise wesentlich erhöht, obwohl ihre Widerstandsfähigkeit durch die Größe der Auflage und durch die viel reichlicheren Einnahmen aus dem Inseratengeschäft die der sozialdemokratischen Presse bei uns beträchtlich überträgt.

Wir hoffen daher auch, daß alle Abnehmer das Opfer, das von ihnen gefordert wird, im Interesse der Sache, zur Erhaltung ihres Organs, ihrer scharfen Waffe im Kampfe um ihre Lebensinteressen, auf sich nehmen werden. Wir hoffen zuversichtlich, daß sie

ihrem Blatte die Treue halten werden;

in bitterer Prüfungszeit Treue um Treue!

Die Arbeiterzeitung hat in dieser bitteren Zeit, unter dem allezeit bereiten Fallbeil der Zensur, ihre Pflicht bis zum Äußersten getan, hat alles aufgeboten, um auch unter dem Ausnahmezustand, in dieser Zeit der Aufhebung aller staatsbürgerlichen Rechte, die Vertretung und Wahrung der Lebensinteressen der Arbeiterschaft zu erfüllen. Allen Anfeindungen zu Trotz hat die Arbeiterzeitung den ganzen Krieg hindurch das Banner der Menschlichkeit hoch emporgehalten, ist allen Hasinstinkten beharrlich entgegengetreten, hat das Ziel unseres Ringens und Strebens, der einträchtigen Solidarität der gesamten arbeitenden Menschheit, der friedlichen Verständigung der Völker und Nationen, nie außer Augen gelassen, hat sie mit ungebrochener Leidenschaft für den künftigen Frieden gewirkt. In dem Wirrwarr der täglichen Nachrichten und in der mit wilden Gerüchten und fälschenden Darstellungen gefüllten Atmosphäre des Krieges hat sie sich das nüchterne Urteil bewahrt und gesucht, den Lesern ein zuverlässiger Wegweiser in den Stürmen der Zeit zu sein.

Die Arbeiterschaft braucht ein Blatt, das in dieser Zeit der erschwerten Lebensbedingungen die Forderungen der Arbeiter und Minderbemittelten entschieden vertritt, das den Lebensmittelwucher bekämpft, das sich gegen die Herabdrückung des Wertes der Arbeit stemmt. Sie braucht ein Blatt, das das Empfinden und Wollen der Bevölkerungsschichten zum Ausdruck bringt, auf die die Last des Krieges besonders schwer drückt. Und sie wird dieses Blatt für die großen Aufgaben, die nach dem Kriege zur Entscheidung und Lösung heranreifen werden,

noch besonders dringend brauchen.

Nur dann werden die Beschlüsse die gewaltigen Umgestaltungen, die sich auf allen Gebieten der Wirtschaft, der Politik, des sozialen Lebens vollziehen werden, in ihrem Sinne beeinflussen können, wenn sie Kraft und Macht für sie einsehen können. Hierzu tut aber vor allem eine kampffrohe Presse not; ein Blatt, das kräftig und nachdrücklich ihre Lebensinteressen vertritt, wie es die Arbeiterzeitung allezeit getan hat und in allen Stürmen der Zeit tun will.

Aus allen diesen Gründen erwarten wir, daß die Arbeiterschaft der Arbeiterzeitung auch nach dem 1. April ihrem Blatte treu bleibt im eigensten Interesse; wir hoffen, daß auch die Frauen unserer Krieger das Opfer der Mehrzahlung auf sich nehmen werden, wir hoffen auf die Treue und Anhänglichkeit aller derer, für die wir streiten und kämpfen. Und wir geloben ihnen allezeit treue Pflichterfüllung und Weiterarbeit im allerbesten Sinne!

Redaktion und Verlag der Arbeiterzeitung.

* (Kriegsdichtungen von Josef Luitpold.)

Der Arbeiterbildungsverein veranstaltete kürzlich im Verbandshaus in der Königseggasse einen interessanten Abend, der ausschließlich lyrische Werke Josef Luitpolds besaherte. Alfons Perold sprach die einleitenden Worte, in denen er sich begeistert für den jungen Lyriker einsetzte. Er hob hervor, daß, während zu Beginn des Krieges eine ganze Reihe von Sabaposteln auferstanden sei, die den Feind nach jeder Richtung hin beschimpften, Luitpold von allem Anfang an dem Frieden, der Liebe, Verbrüderung und allgemeinen Menschlichkeit das Wort geredet habe. Sodann erörterte Perold das Wesen von Luitpolds Lyrik, die von tief erschütternder Liebe zur Menschheit, von warmer Innigkeit und rührend-schlichter Einfachheit erfüllt sei. Neben dem Traurig-Herben wäre Luitpold auch Anwalt und Verfechter der Daseinsfreude. Hierauf folgten mehrere beredete Proben seiner Lyrik. Mit ergreifender Schlichtheit, ohne alle Verzierungen und ganz den richtigen Ausdruck treffend las Alfred Gerasch vom Burgtheater die überaus zart empfundenen Dichtungen: „Trophiger Abschied“, „Das mahnende Bild“, „Der Tod und die Mutter“, „Was ich sah“, „Kameradschaftsabend“ und „Florence Nightingale“. Letztere wird Luitpold

zum Symbol, wie er überhaupt in den Kriegsbegebenheiten Symbole erblickt. Am originellsten und schönsten im lyrischen Ton getroffen scheint uns aus dieser Auslese „Trophiger Abschied“. Anton Breslicia sang mit vornehmerem Geschmac und schöner Innerlichkeit Lieder Luitpolds zur Laute. „Hans Heinemann“, eine aufregende Episode aus dem Kriege, die prachtvoll balladestil und originellen „Brüder“, die vom „Naz, Hansl und Lois aus Tirol“ in der Schlacht erzählen, und das schöne, ergreifende Lied „Des Morgens früh“ (letzteres von Breslicia vertont) fanden in ihm einen vortrefflichen Interpreten. Er mußte „Trophiger Abschied“ in seiner Vertonung zugeben. Den anregenden Abend beschloß Alfred Gerasch mit der Rezitation von „Moses Perles“, der unwahrscheinlich anmutet, „Bruder Einsam“, der bitteren Skizze „Um drei Dedem“, dem edlen, schwungvollen „Karillon“, dem philosophischen „Buddha im Unterstand“, dem viel-sagenden, in der Auffassung neuartigen „Gefangenen“ und der schönen „Glocke Roelandt“, einer tiefempfundenen Ballade, die mit dem hinreißenden Wunsch nach Frieden ausklingt und die Gerasch zu ganz wunderbarer Wirkung brachte. Das zahlreiche Publikum, das den Saal bis auf das letzte Plätzchen füllte, dankte ergreifen Luitpold und den Vortragenden mit rauschendem Beifall.

Wirtschaft und Recht.

Gebühren für Zeitungstelegramme.

Der Verein deutscher Zeitungsverleger schreibt uns:

Nichts hat das deutsche Volk zu Beginn des Krieges so stark und so peinlich überrascht, wie die Erkenntnis von der vollständigen Unzulänglichkeit des deutschen Nachrichtenwesens. Man ist sich einig, daß das künftig anders werden muß. Von sachkundiger Seite ist seitdem mit Nachdruck immer wieder darauf hingewiesen worden, daß zu solcher Änderung nicht nur der Ausbau unseres Nachrichtengebens und -empfangens nach und vom Auslande gehört, daß hier auch die Frage der Gebühren für die telegraphische und telephonische Übermittlung der Pressenachrichten eine, leider bisher nicht genügend beachtete, bedeutsame Rolle spielt. In klarer Erkennung dieser Bedeutung der Pressetelegrammgebühren haben Frankreich und England lange vor dem Kriege der Presse ermäßigte Sätze für Telegramme und Ferngespräche eingeräumt. Man hatte dort längst den Wesensunterschied erkannt, der zwischen persönlichen Telegrammen, auch solchen rein geschäftlich privatwirtschaftlicher Art auf der einen Seite und den der gesamten Volkswirtschaft und dem politischen Leben der Nation dienenden Pressetelegrammen auf der andern Seite besteht. Hier liegt ein nationales und staatliches Interesse offen zutage. Und es ist nur recht und billig, daß deshalb die Gesamtheit auch an der Beschaffung dieser Telegramme ihren Anteil mitträgt durch Einräumung billigerer Beförderungsbedingungen. Wir zahlen ja heute mit hunderten von Millionen und in vielfachem Betrage nach, was an Gebühren für Pressetelegramme bisher erspart wurde. Wie anders hat das Ausland da gedacht und gehandelt! Frankreich hat noch im Herbst 1913 ein Abkommen mit Belgien getroffen, wonach Pressetelegramme zum halben Preise befördert werden sollten. Soweit sie es nicht schon war, wurde die belgische Presse dadurch in erhöhtem Maße dem Pariser Einfluß erschlossen. Ähnliche Vereinbarungen waren von Frankreich mit Großbritannien, Österreich, Holland und den Vereinigten Staaten getroffen. Wir haben als Volk erfahren, was das bedeutet. Heute haben wir nun die Möglichkeit, bei der Änderung der Post- und Telegraphengebühren den alten Mangel zu beseitigen. Das deutsche Volk wird nicht begreifen, wenn die erste sich bietende Gelegenheit, die bessernde Hand an unsern Zeitungsnachrichtendienst zu legen, nicht nur nicht benutzt, sondern der Presse, die schon wirtschaftlich überaus geschwächt aus dem Kriege hervorgehen wird, noch erhöhte Telegrammgebühren auferlegt würden. Die technische Durchführbarkeit besonderer Presseraten sind durch den Vorgang des Auslands erwiesen. Eine Erhöhung der Gebühren aber müßte bei unsern schon wirtschaftlich nicht gerade günstig gestellten politischen Zeitungen zu einer weiteren Beschränkung des Nachrichtendienstes führen, während allgemeine nationale Interessen erheischen, den Nachrichtenstoff der deutschen Zeitungen umfangreicher und ausgiebiger zu gestalten. Gewiß, wir brauchen Geld; nur hat doch dieser Krieg den überzeugenden und schmerzhaften Beweis erbracht, wie kurzfristig und letzten Endes unwirtschaftlich ein Volk handelt, das an

seiner Presse sparen will. Man sollte die Gebühren für Pressetelegramme und für Ferngespräche der Presse ermäßigen, statt sie zu erhöhen.

3. IV. 1916

10

* („Die Feldzeitung.“) Die Nummer 13 der in deutscher und sechs Nationalsprachen erscheinenden „Feldzeitung“ (Sonderabdruck aus „Streffleurs Militärbblatt“) enthält unter anderm folgende interessante Beiträge: „Wie kann unsere Volkswirtschaft die Kriegskosten tragen?“ von Dr. D. Spann, Oberleutnant a. D., o. ö. Professor der Nationalökonomie an der Brünner deutschen Technischen Hochschule; eine Studie „Der Festungskampf nach Einführung der 30,5-Zentimeter- und 42-Zentimeter-Steilfeuergeschütze“ (Fortsetzung) von Generalmajor J. von Macalik; einen Aufsatz des bekannten Militärkritikers Major a. D. Morabt „Mit vereinten Kräften“; einen Artikel über die „Kriegskosten Englands“; von unserm jüngsten Feind handelt eine Darstellung der portugiesischen Kampfmittel zur See. Von den belletristischen Beiträgen sei erwähnt eine Erzählung „Der Unterschied“ aus der Feder Schriftstellerin Irma von Höfer. Die dieswöchentliche Nummer enthält auch den Beförderungsumfang für Mai 1916 (Ärzte und Beamte). Die Kriegsergebnisse auf den verschiedenen Fronten werden in eigenen Abhandlungen besprochen, denen erläuternde Kartenkizzen beigelegt sind. Die Geschehnisse und Erscheinungen auf militärischem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete im Inlande und Auslande finden ebenfalls ihre besondere chronologische Darstellung.

Telegrammgebühren und Presse.

Von

Rudolf Rothert.

Spezialfragen der deutschen Presse sind mit einem mal Fragen ersten Grades für das ganze deutsche Volk geworden. Vorher kümmerte sich das Publikum kaum darum, und die Presse ihrerseits trug Scheu, die Leserschaft mit eigenen Schmerzen oder Bedürfnissen zu behelligen. In Fachzeitschriften sowie in Beratungsverfassungen von Berufsgenossen von der Feder wurde geschrieben und gesprochen, hin und wieder ereignete sich auch ein sanfter Vorstoß vor leeren Bänken im Parlament, doch eine Triebkraft, die durchgreifen würde gegen Widerstände mannigfacher Art, war nicht vorhanden. Der Presse erging es, wie manchen Personen, die sich mit Feuereifer für Hilfsbedürftige ins Zeug legen, für diese auch Erfolge erzielen, aber nicht recht die Kraft finden, wenn es gilt, Vorteile für sich selbst zu erwirken. Es ist an der Zeit, mit diesem unfruchtbaren System zu brechen, nicht etwa weil der Presse plötzlich der Kamm geschwollen wäre, sondern weil sie, indem sie sich für sich selbst einsetzt, eine dringende Pflicht gegen Staat und Volk erfüllt. Es ist eine gebieterische Notwendigkeit, Versäumtes nachzuholen und die nichtgeschriebene öffentliche Meinung zur Mitwirkung an der Ausfüllung vorhandener Lücken aufzurufen. Ohnehin sind dem deutschen Volke in diesen zwanzig Kriegsmonaten die Augen aufgegangen über die bitterbösen Folgen der schweren Hemmungen, mit denen viele, viele Jahre lang der deutsche Nachrichtenverkehr mit dem Auslande zu kämpfen hatte. Die Lehren der publizistischen Vorbereitung des Krieges durch die Nachrichtenagenturen unserer Feinde dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Die Folgerungen daraus zu ziehen, so schnell und so gründlich wie irgendmöglich, ist ein Gebot beinahe der Selbsterhaltung, jedenfalls aber der politischen und wirtschaftlichen Selbstbehauptung ringsum in der Welt. Es mag ein Gemeinplatz sein, daß Presse und Nachrichtenverkehr für die Stellung, das Ansehen, den Arbeitsertrag eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung sind, doch haben solche „ewige Wahrheiten“ den Vorzug, daß sie nichts an Wert verlieren, auch wenn sie noch so abgegriffen sind. Und wird gegen sie gesündigt, so muß immer von neuem mit dem Finger auf die nachteiligen Folgen solcher Sünden hingewiesen werden.

Der Kreis der einschlägigen Fragen ist umfangreicher, als der Laie es sich vorstellen mag. Die Literatur darüber ist in dieser Zeit des Waffenlärms außerordentlich gewachsen. Sie hat zum Gegenstande — um es kurz zu fassen — den gewaltigen Unterschied zwischen der glanzvollen militärischen und der kümmerlichen papiernen Rüstung des Deutschen Reiches. Vorschläge zur Besserung fehlen nicht, und es werden auch schon manche Ansätze zur praktischen Lösung der keineswegs einfachen Probleme sichtbar. Nicht alle kann der Fachmann freudig begrüßen, manchen steht er mit berechtigtem Mißtrauen gegenüber. Versuche, den deutschen Nachrichtendienst, wie er sich nach dem Kriege gestalten soll, an das Leitseil von Vereinigungen, Verbänden, Gesellschaften zu binden, die außerhalb der Journalistik und des Verlegertums stehen, lehnt er ab. Indessen erkennt er mit Genugtuung, daß der deutsche Blätterwald ohne viel Geräusch begonnen hat, seine Kräfte und Säfte zu sammeln, damit er später zu eigenem Besten wie nicht minder zu dem der nationalen Gemeinschaft die Verzweigungen seines Nachrichtenverkehrs zweckmäßig ausbreiten kann.

So lange der Krieg tobt, muß man sich in mancher Beziehung auf Vorbereitungen beschränken, die erst später in die Wirklichkeit umzusetzen sein werden, doch gibt es Teilfragen, die sofort in Angriff genommen und erledigt werden können. Der Verein deutscher Zeitungsverleger hat an Regierung und Reichstag eine Eingabe um Einführung von billigeren Gebührensätzen für Presse-Telegramme und Presse-Telephonate gerichtet. Wie — so wird man wohl fragen — in einer Zeit der allgemeinen Erhöhung aller Steuerlasten, in einer Zeit der Verteuerung der Telegramme, Briefe, Postkarten, Telephonate will die durch ihre Verleger vertretene deutsche Presse einen Sondervorteil für sich heraus schlagen?

Österreichische Essays.

Im Verlag der Gebrüder Paetel (Berlin) ist soeben ein stattlicher Band erschienen, der aufrichtig willkommen ist. Er führt den Titel „Österreichische Essays“, und der Autor heißt Doktor Franz Zweybrück, dessen gediegene historische Bildung und großzügige Gesichtsauffassung, dessen feinsinniger Stil ihm einen besonders ehrenden, anerkannten Ruf verschafft haben. Die Sammlung seiner Aufsätze vom Jahre 1901 angefangen gibt ein überblickliches Bild der inneren und äußeren politischen Zustände unsrer Monarchie. Sie verfolgt einen trefflichen Zweck, die notwendige Aufklärung im Deutschen Reich über unsre Art und Weise, sie schließt das Band geistig fester, das der Weltkrieg mit eiserner Faust enger geknüpft hat. So ist es ganz natürlich, daß ein beträchtlicher Abschnitt dem Grafen Julius Andrássy gewidmet ist, dem Mitgeschöpfer des Zweibundes. Dr. Franz Zweybrück hat das Buch, das sich nicht nur an die Historiker wendet, dessen weiteste Verbreitung von hohem politisch-pädagogischem Wert ist, dem preussischen Geheimrat Dr. Hugo Thiel gewidmet. Was Zweybrück will und alle Einsichtigen bei uns, sagt er in seinem Brief an Dr. Thiel in klaren, gewinnenden Worten: „Das Schlachtenblut, die gewaltigen Erinnerungen an gemeinsame Gefahren, Drangsale und Erfolge kerben sichere Zeichen in das Gedächtnis der Volksseele ein. Noch inniger ist das Bündnis geworden, ein intimer Zug der Selbstverständlichkeit erscheint ihm aufgeprägt. Da muß also umgelernt werden; es gilt, das wahre Österreich kennen zu lernen, wie es bisher gewesen und wie es aus diesem größten aller Kriege hervorgegangen sein wird. Unbefangene Beurteilung tut not, an nüchternen Gründlichkeit darf es nicht fehlen, aber auch nicht an dem loyalen Empfinden, daß es der Freund, der Blutbruder ist, mit dessen Wesen man völlig vertraut werden muß.“

* Die Preßfrage und die Deutschnationalen.
Unter der Ueberschrift „Die Giftpflanze unserer Monarchie“ veröffentlichte die Wiener „Ost Rundschau“ (Nr. 79), die sich unter der Leitung des reichsdeutschen Protestantens Grube, eines Balten, ersichtlich von der Schürung des konfessionellen Haders, wie ihn vordem die los von Rom gelangenen Neuprotestanten pflanzten, mehr und mehr abgelehrt und zu aufbauender arisch-nationaler Politik (natürlich im Sinne des deutschradikalen Parteiprogramms) hingewendet hat, eine Zuschrift „von einem Stabssoffizier“, die sich in bemerkenswerter Weise mit der Preßfrage in Oesterreich beschäftigt; die Zuschrift führt u. a. aus:

Montefiore hat in seiner rasseangeborenen Schlaubeit eine gewaltige Macht in der Presse erkannt. Wie hoch „man“ sein Wirken auf diesem Gebiete eingeschätzt hat, beweist die Anzahl seiner Büsten in den Gemächern der Stammesgenossen, wie ich sie beispielsweise in den deutschen Handelsstädten Mannheim, Frankfurt a./M. usw. sah. Seither hat sich die arische Presse vergeblich bemüht, die unheilvolle Macht der vaterlandslosen, das gesamte öffentliche und Privatleben vergiftenden Zeitungen zu brechen. Wie viele wackere nackensteife, ehrliche Männer haben sich mit mahnender und warnender Stimme an das verblendete Volk gewendet, um diese Händlerpresse vom Hause fern zu halten! Ein eitel Bemühen. So kam denn dieser große heilige Krieg, der um die Ehre und die Freiheit unseres Vaterlandes tobt. Der Einfluß der vaterlandslosen Presse wurde aber unheimlicher, unheilvoller denn je, so daß wir heute um die Früchte unserer Erfolge zittern. Der Offizier darf aus begreiflichen Gründen keine Politik betreiben, aber er ist, einem Volksheere angehörend, gegen das Treiben im Blätterwalde der Händler nicht blind. Er erkennt gegenwärtig vielleicht am besten die fürchterliche Gefahr, die von der Giftpflanze Montefiores droht. Während er sein Herzblut für Kaiser und Vaterland freudig opfert, während wir uns, treu in Not und Tod, immer aufs neue geloben, auszuhalten bis zum endgültigen Sieg und lieber insgesamt zugrunde gehen, als einen faulen, schmachvollen Frieden anzuschließen, biedert sich der Schmock und Lintenlult unserer Todfeinde an, prägt in seiner Art die heute in den Wortschatz der Vaterlandsverräter gehörenden Worte „Weder Sieger noch Besiegte“, schmirt Tiraden auf die glücklich widerstandene Börse, jammert scheinheilig über die Preßtreiberei, deren wahre Ursache er schamhaft verschweigt, und ruft in den Zurückgebliebenen des Hinterlandes Faghaftigkeit und Bangigkeit hervor. Wenn dann wir da draußen auf dem Felde der Ehre diese Folgeerscheinungen betrachten, schnürt es uns das Herz in bitterer Sorge um die Unfrigen in der Heimat zusammen. . . .

Schließlich richtet die Zuschrift des Generalstabsoffiziers die Aufforderung an die Nationalverbandsabgeordneten, ihre Mitarbeit doch der eigenen arischen Parteipresse zu widmen und nicht der Presse Montefiores. — Uns, die den Kampf gegen die Giftpflanze des „Warschauer“ Moses Montefiore von jeher führen und in zehnjähriger Biusvereinsarbeit doch bereits ganz beträchtliche Aufklärungserfolge erzielt haben, bieten die Gedankengänge der Zuschrift natürlich nichts Unbekanntes. Wir würden es nur lebhaft begrüßen, wenn endlich auch im deutschnationalen Lager die Befreiung des eigenen Volkes von fremder Meinungsmache als dringendste Notwendigkeit nicht nur erkannt, sondern endlich auch von den Verursachern mutig in Angriff genommen würde. Wenn Christlichsoziale und Deutschnationale wetternd, jeder in in seinem Bereiche, dieses unerläßliche Befreiungswerk tatkräftig in Angriff nähmen, dann ergäbe sich ganz von selbst eine Arbeitsgemeinschaft, ein Sichnäher-treten, ein Sichbesserverstehen, eine wahre, durch Fichtegassenränge nicht mehr zerstörbare Gemein-schaft der beiden großen politischen Richtungen der Deutschösterreicher, zum Segen des ganzen Volkes und unseres Vaterlandes. Dieser Kampf gegen die Preßknechtschaft wäre ein Tor zu der von den Besten des Volkes so heiß ersehnten Zusammenarbeit (die natürlich grundverschieden ist von einer da und dort gepredigten Verschmelzung — wir wollen ja doch keinen Wurstkessel der politischen Grundsätze!); nie war, wie tägliche Erscheinungen lehren, den Ariern, den Christen, die Erfüllung ihrer Preßpflichten notwendiger, dringlicher. Man sehe sich die Märkte, die Börse, die Kaffeehäuser, die Rennplätze, den Realitätenverkehr, den ganzen Handel und Wandel an, man werse einen Rundblick auf die „moralischen Anstalten“ Schillers im Weltkriegsjahr . . . wohin immer im Hinterland wir blicken — zum Gräßen! Sehen wir dazu, ehe es zu spät ist!

Die Lage des Büchermarktes.

Der Verein Deutscher Verleger (Verein der Buchverleger) gibt folgendes bekannt:

Nicht nur der Verband Deutscher Druckpapierfabriken hat beschlossen, den Preis für Zeitungspapier wiederum zu erhöhen, sondern auch alle anderen Papiere, holzfreie wie holzhaltige, sind in letzter Zeit sprunghaft und unerwartet in die Höhe gegangen; manche Papierforten sind überhaupt nicht mehr zu beschaffen. Die Angelegenheit ist daher für alle Verleger, besonders von Fachzeitschriften, Sammel- und Serienwerken, brennend geworden. Auch die Drucker- und Buchbinderpreise sind um 100 v. H. gestiegen, und ganz erheblich sind auch die Buchbinderpreise wegen der erhöhten Kosten für Leinwand und sonstige Buchbinderartikel in die Höhe gegangen.

Diesen erhöhten Ausgaben stehen aber keineswegs erhöhte Einnahmen gegenüber. Wenn zwar auch eine ganze Anzahl von Büchern ins Feld geschickt wird, so hat andererseits, namentlich bei wissenschaftlichen Werken, der Absatz ins Ausland sehr nachgelassen, und es gibt viele Verlagsbuchhandlungen, die noch nicht die Hälfte ihres Friedensumsatzes haben.

Unter diesen Umständen müssen die Verleger den Verhältnissen Rechnung tragen und ihre Preise den gestiegenen Herstellungskosten entsprechend erhöhen. Durch Ersparnisse sind diese nur zum kleinsten Teil auszugleichen, wenn die Ausstattung und namentlich die Dauerhaftigkeit nicht beeinträchtigt werden sollen.

Der Verlagsbuchhandel ist sich seiner Aufgabe wohl bewusst, in dieser für manche Kreise des Publikums schwierigen Zeit die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu erleichtern. Aber kein Billigdenkender wird von ihm erwarten, daß er, unter dem Rückgang des Umsatzes selbst schwer leidend, den ihm verbliebenen Rest des Umsatzes zu verlustbringenden Preisen sich vollziehen läßt. Eine Erhöhung für viele Bücher wird daher nicht zu umgehen sein.

Erhöhung der Bücherpreise.

Der „Deutsche Verlegerverein“ schreibt:

Der Verband Deutscher Druckpapierfabriken hat nicht nur beschlossen, den Preis für Zeitungspapier wiederum zu erhöhen, sondern auch alle anderen Papiere, holzfreie wie holzhaltige, sind in letzter Zeit sprunghaft und unerwartet in die Höhe gegangen; manche Papierforten sind überhaupt nicht mehr zu beschaffen. Die Angelegenheit ist daher für alle Verleger, besonders von Fachzeitschriften, Sammel- und Serienwerken, dringend geworden. Auch die Eruderschwärze ist um 100 Prozent gestiegen, und ganz erheblich sind auch die Buchbinderpreise wegen der erhöhten Kosten für Seinnwand und sonstige Buchbinderartikel in die Höhe gegangen.

Diesen erhöhten Ausgaben stehen aber keineswegs erhöhte Einnahmen gegenüber. Wenn zwar auch eine ganze Anzahl von Büchern ins Feld geschickt wird, so hat andererseits, namentlich bei wissenschaftlichen Werken, der Absatz ins Ausland sehr nachgelassen, und es gibt viele Verlagsbuchhandlungen, die noch nicht die Hälfte ihres Friedensumsatzes haben. Unter diesen Umständen müssen die Verleger den Verhältnissen Rechnung tragen und ihre Preise den gestiegenen Herstellungskosten entsprechend erhöhen. Durch Ersparnisse sind diese nur zum kleinsten Teil auszugleichen, wenn die Ausstattung und namentlich die Dauerhaftigkeit nicht beeinträchtigt werden sollen. Der Verlagsbuchhandel ist sich seiner Aufgabe wohl bewußt, in dieser für manche Kreise des Publikums schwierigen Zeit die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu erleichtern. Aber kein Billigdenkender wird von ihm erwarten, daß er, unter dem Rückgange des Umsatzes selbst schwer leidend, den ihm verbliebenen Rest des Umsatzes zu verlustbringenden Preisen sich vollziehen läßt. Eine Preiserhöhung für viele Bücher wird daher nicht zu umgehen sein.

Wissenschaft und Vaterlandsliebe.

Eine Erklärung von Max Planck.

* Rotterdam, 12. April.

Drahtmeldung der „Vossischen Zeitung“.

Handelsblad veröffentlicht folgende Zuschrift eines der angesehensten Mitglieder der Berliner Gelehrtenwelt, des ordentlichen Professors der Physik und ständigen Sekretärs der Berliner Akademie der Wissenschaften Dr. Max Planck vom März dieses Jahres:

Der bekannte Aufruf „An die Kulturwelt“, der mit den Unterschriften von 93 deutschen Gelehrten und Künstlern versehen, im August 1914 veröffentlicht wurde, hat durch seine Formulierung, wie ich wiederholt mit Bedauern erfahren habe, zu unzutreffenden Vorstellungen von der Gesinnung seiner Unterzeichner Anlaß gegeben. Nach meiner persönlichen Auffassung, die, wie ich weiß, auch von manchen meiner Kollegen, wie Wolf Sarnack, Walter Nernst, Wilhelm Baldener, Ulrich v. Willmoding-Wöllendorf, im wesentlichen geteilt wird, sollte und konnte jener Aufruf, in dessen Fassung sich die patriotische Erregung der ersten Kriegswochen spiegelt, nichts anderes bedeuten, als ein Akt der Abwehr, vor allem der Verteidigung des deutschen Heeres gegen die wider dasselbe erhobenen bitteren Anklagen, und ein ausdrückliches Bekenntnis, daß die deutschen Gelehrten und Künstler ihre Sache nicht trennen wollen von der Sache des deutschen Heeres; denn das deutsche Heer ist nichts anderes, als das deutsche Volk in Waffen, und wie alle Berufsstände, so sind auch die Gelehrten und Künstler unzertrennlich mit ihm verbunden. Daß wir freilich nicht für jede einzelne Handlung eines jeden Deutschen, sei es im Krieg, sei es im Frieden einstehen können, will ich gern noch besonders hervorheben, obwohl ich dies für ebenso selbstverständlich halte, wie, daß wir über die großen Fragen der geschichtlichen Gegenwart nicht schon jetzt im wissenschaftlichen Sinne ein abschließendes Urteil besitzen. An welchen Stellen die erste Verantwortung für das Scheitern der Friedensbemühungen und für alles angerichtete menschliche Leid einmal haften bleiben wird, das kann nur eine spätere allseitige objektive Prüfung entscheiden, deren Ergebnis wir mit ruhigem Gewissen entgegensehen. Für jetzt ist uns Deutschen, solange der Krieg noch währt, nur eine Aufgabe gestellt, dem Vaterlande mit allen Kräften zu dienen. Was ich aber Ihnen gegenüber mit besonderem Nachdruck zu betonen wünsche, ist die feste, auch durch die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges nie zu erschütternde Ueberzeugung, daß es Gebiete der geistlichen und sittlichen Welt gibt, welche jenseits der Völkerkämpfe liegen, und daß ehrliche Mitwirkung bei der Pflege dieser internationalen Kulturgüter, wie auch nicht minder persönliche Achtung vor Angehörigen eines feindlichen Staates, wohl vereinbar ist mit glühender Liebe und tatkräftiger Arbeit für das eigene Vaterland.

Dieser Brief war an H. A. Lorenz in Haarlem mit der Bitte um Veröffentlichung gerichtet.

Der Aufruf „An die Kulturwelt“, den im August 1914 auch Männer wie Behring, Brentano, Ehrlich, Guden, Emil Fischer, Förster, Haedel, Laband, Lamprecht, Liszt, Raumann, Ostwald, Schmoller, Wundt unterzeichnet haben, erklärte: Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat, nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben, nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts verletzt. Der Aufruf schloß: „Glaubt uns. Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle. Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre“.

Feuilleton.

Ein angebliches Plagiat Ferdinands Kürnbergers.

Von Max v. Wittenlobitz,
Direktor des Hofburgtheaters.*)

Zu einem Kanoniker des Buchhändlers und Antiquars Franz Malota in Wien hatte Erich Menzbier auf Bronners Leben als eine Quelle Kürnbergers hingewiesen; oder vielmehr: er hatte diese Quelle nachgewiesen; hatte dem ersten Gegenüberstellung mündlicher Ausführungen aus dem ersten Bande der im Jahre 1795 erschienenen Autobiographie des Mönches Franz Xaver Bronner und aus der Kürnbergerschen Novelle „Am Abend“ den Beweis erbracht, daß Ferdinand Kürnberger, an dessen Erstlingsgabe und Darstellungskunst wohl niemand zweifelt, tatsächlich die Erzählung Bronners von seiner jugendlichen Liebe zu „Minchen“ stofflich benutzt und dabei viele Sätze dieser Erzählung teils unverändert, teils mit kleinen Veränderungen in seine eigene Darstellung aufgenommen hat. In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ kam Hans Feigl auf die Sache zurück. Er meinte, daß Menzbier, der nur von einer Quelle Kürnbergers sprach, sich sehr vorsichtig und wohlwollend über die Sache ausgelassen habe, und daß Menzbiers Auffassung

*) Wir entnehmen den nachstehenden Aufsatzen den Auszügebogen des in der nächsten Tagen erscheinenden Deutschen Bibliotheken-Senders für das Jahr 1917. (Wien, Verlag der Hofburg-Verlagsanstalt.)

stehendes unmittelbar unter dem Eindruck literarischer und politischer Begebenheiten geschaffen, doch kann zugeirat hätte, stets ein Häufel bleiben wird. Hiernach wäre also das Andenken Kürnbergers von einem Fiedeln zu reinigen? Oder hätten wir irgendein Problem zu lösen? Liegt ein „interessanter Fall“ aus der Psychologie des Schriftstums vor?

Die Novelle „Am Abend“, mit dem Untertitel „Ein Jbhl“, findet sich im dritten Bande der im Jahre 1862 bei Fleischmann in München erschienenen Kürnbergerschen Novellen-Sammlung. Da kein Stück dieser Sammlung in die bisherigen vollständigen Kürnberger-Ausgaben von Dabertow und Necliam aufgenommen wurde und da die große, bei Müller in München erscheinende, von Otto Erich Deutsch besorgte Gesamtausgabe noch nicht bis zu den Novellen vorgekommen ist, so dürfte das „Jbhl“ heute nur wenigen bekannt sein. Es schildert das Wiederfinden und die späte Ehe einer alten Frau und ihres Jugendgeliebten. Die Erinnerung wird herbeigeführt durch den Bericht des Greises, der ein ehemaliger Mönch ist, von seiner löstlichen, hoffnungslosen Neigung zu „Minchen“, die er nie mehr aus seinem Herzen reißen konnte. Minchen aber — das ist ja eben die alte Frau, die auch ihn noch immer im Herzen trägt, obwohl sie einem anderen Manne folgen mußte und längst Mutter und Großmutter geworden ist. So kommen eben die Leute auf wunderbare Weise, wie man zu sagen pflegt, nicht nur in Novellen und Romanen, sondern gar manchmal auch im Leben zusammen und gar manche Jugendliebe findet erst „Am Abend“ eine verklärte Erfüllung. Kürnberger hat den Bericht, der zur Erinnerung führt, in den Mittelpunkt seiner sehr hübsch und behaglich vorgetragenen Erzählung gestellt; der war ihm offenbar die Hauptsache. Die für den Laien einer späteren Zeit ganz eigen anmutenden Zustände in einem Kloster des 18. Jahrhunderts sind das seltsame Sinecure von Weis-

und ihm bekannt wird — das sind Besonderheiten, deren kulturhistorischer Reiz zugleich voll dichterischer Feinheit ist. Man hat den Eindruck, daß der Erzähler auf einer ersten Liebesfeierung ruht, und daß er sich die Denk- und Schreibweise jener verklingener Tage durch sorgsame Studien piekürlich angeeignet hat. Ein Eindruck, der nicht abgeschwächt, sondern vielmehr verstärkt und bekräftigt wird, wenn wir erfahren, daß ihm tatsächlich ein zeitgenössischer Originalbericht vorgelegen, daß er Dinge erzählt, Worte gebraucht, die wir auch in einem Buche finden können, das von einem Mönche herrührt, der wirklich damals gelebt hat und dessen Mitteilungen vollkommen wahrheitsgetreu sind. Dieses Buch ist uns nicht zugänglich, würde uns auch in seiner Gänge ermüden. Dieser kleine Auschnitt aber, dieses Jbhl aus einer Mönchszeit der empfindlichen Zeit festelt uns und erquidzt uns. Wir glauben auch zu verstehen, wie Kürnberger dazu gekommen ist, uns einen solchen Auschnitt zu bieten. Das Buch fiel ihm in die Hände, erregte sein Wohlgefallen, verlockte ihn zu literarischer Verwertung. In derlei Fällen denkt jeder begabte und geübte Schriftsteller zunächst bloß an Nachahmung, an freie Bearbeitung. Ein Mann wie Kürnberger mußte aber bald erkennen, daß etwas so Echtes und Eigenartiges sich nur schwer nachahmen, nur schwer bearbeiten läßt, ohne an Wert und Wirkung einzubüßen, und daß alle Freiheiten, die man sich damit gestattet, den etwas fremden Gegenstand dem Leser ferner statt näher bringen. Er entschloß sich daher, ein geeignetes Bruchstück unverfälscht herauszugeben, um seinen Leserkreis mit diesem Gegenstande zu erfreuen.

Die Wahl des Bruchstückes wie auch die Form der nobellistischen Einflechtung ergab sich von selbst. Kürnberger hatte ja nicht nur am Stoffe, nicht nur an der Schreibweise des alten Buches, sondern auch am Verfaßter selbst einen

14. 11. 1917

* „Es geht uns niederträchtig gut.“ Immer, wenn man glaubt, man habe sie schon alle beisammen, taucht ein neuer Semmeringschmoo auf. Dem Herrn Hans Wantoch gibt die „Frankfurter Zeitung“ (leider) Raum für diese scheußliche Schmoderei:

Gisch, lieber Sir Edward Grey, so etwas gibt es noch: Strecke Semmering — Payerbach — Wien! Jeden Sonn- und Feiertag. Dreimal. Und alle dreimal mit Vor- und Nachzug. Ganz ungeheure, vierzig-fünzig-waggonige Zugungetüme, bummvoll, bis aufs letzte Plätzchen besetzt, von sehr vielen, sehr süßen Wiener Mädeln, und noch viel, viel mehr jungen Männern mit starken Schultern und hellen Gesichtern, die rostrot sind vom Sonnenbrand und Bergwind... Und sie sitzen da, die Lunge voll Höhenluft für eine ganze Arbeitswoche, sehr viele, sehr süße Mädel und noch mehr, vier- oder fünfmal mehr, junge Männer, die „Unentbehrlichen“ aus den Banken, den Ministerien, den Kriegslieferungsfabriken. Eigen da in den bummvollen, schummrigen, hell-dunklen Eisenbahnwagen, still, wohlige Müdigkeit in Gliedern und Gesichtern... Die süßen Mädel werden müd und müder und lehnen den blonden oder braunen oder schwarzen Kopf an „seine“ Schulter. Ein Militärzug! ruft plötzlich eine. Nur wenige blicken auf. O, man hat es ja schon oft gesehen. Durch die

geschlossenen Fenster klirrt ihr „Ho-o-och!“ Sie grüßen uns auf der Fahrt von der Front an eine neue Front, auf dem Wege aus der Schlacht in neues Kämpfen... „Ho-o-och!“ braust es durch die geschlossenen Scheiben herein. Nur wenige schauen auf. Bloß eine Stimme sagte: „Es geht uns niederträchtig gut!“ Ich glaube, es war die meine.

Da habt ihr den Semmeringschmoo wie er lebt und lebt. Der erforscht euch die Lage des Volkes im Semmeringzug und wenn die „Gesellschaft“ sich unterhält, wird doch der Bevölkerung nichts fehlen. Die „jungen Männer mit starken Schultern und hellen Gesichtern“ aus den Banken und Kriegslieferungsfabriken, die „unablöslich“ sind, geben doch einen guten Maßstab für Wohl und Wehe des Volkes... Ein Militärzug kommt. Aber nur wenige schauen auf. Du lieber Gott, man hat das schon oft gesehen. Das sind die Leute, die dazu da sind, „in neues Kämpfen zu ziehen“; es ist ihre Bestimmung, „auf offenen Lastwagen“ zu fahren und dem Hinterland am Semmering die Sicherheit zu geben, daß jeden Sonn- und Feiertag für sie der Zug dreimal geht. Man schaut nicht auf, gähnt gelangweilt und lächelt, wenn die dummen Soldaten Ho-o-ochschreien. Sie grüßen uns; Gott, sie wissen, was sie den Semmeringherrschaften schuldig sind. Und Wantoch befindet, daß derlei Ordnung eine „niederträchtig gute“ Ordnung sei. Die einen auf den Semmering, die anderen zum Fronzo...

* Das „Berner Intelligenzblatt“ schreibt... In der „Münchener Post“ lesen wir: Wer sich jemals während dieses Krieges in einem neutralen Lande aufgehalten hat und mit wirklich neutralen Politikern ins Gespräch kam, weiß, wie gering das halbamtliche deutsche Nachrichtenbüro eingeschätzt wird. So volle Geltung die deutsche militärische Berichterstattung durch ihre Knappheit und Verlässlichkeit gewann, so wenig hat sich der vom Wolffschen Büro geleitete Nachrichtendienst auch nur einigermaßen ein Ansehen sichern können. Der Fehler liegt an der Leitung und an den mäßigen Gagen der auswärtigen Vertreter dieses nach den Methoden von anno Tobal geführten Dividendeninstituts sowohl wie an einer bedauerlichen Urteilslosigkeit eines Teiles der großen deutschen Presse. Ist nun schon das Wolff-Büro rettungslos unfähig in seinem eigenen Uebermittlungsdienst vom (noch zugänglichen) Ausland nach dem Reiche und vom Reiche nach dem Ausland, so wären unsere Weltblätter trotz Zensur und alledem doch keineswegs verpflichtet, auch die blödesten Telegramme des W. B. unbesehen oder sogar in auffälligem Druck ihren bedauernswerten Lesern vorzusetzen. Mehrmals wöchentlich treffen aus Zürich oder Bern von dem dort zuständigen Wolff (der aber meist einer harmloseren Tiergattung angehört) besorgte Auszüge aus den

„Neuen Zürcher Nachrichten“ (nicht zu verwechseln mit der „Neuen Zürcher Zeitung“, die ein ernstes Blatt ist) oder dem „Berner Intelligenzblatt“ ein. Das sind — um nur diese hervorzuheben, denn in Holland ist der Betrieb gleichwertig — zwei Orgänchen, die weder in Bern noch in Zürich im geringsten beachtet werden, die weder eigene Nachrichten, noch Beziehungen, noch auch nur eine lokale Bedeutung haben. Von denen aber das Zürcher Blättchen durch die Beachtung, die Wolffschen ihm schenkt, größenwahnsinnig geworden ist und nun im Vertrauen auf die fromme Einfalt gewisser deutscher Weltblätter die albernstes und frechsten Lügen verzapft. Und jedesmal, ob es sich nun um die Güte einer italienischen Milliardenbestechung, den Marsch von Hunderttausend italienischen Soldaten durch die Schweiz nach Frankreich oder um ein erfundenes Diktum eines Staatsmannes der Entente handelt — Wolffschen telegraphiert's und „große“ deutsche Blätter drucken's ab. Dann freut sich die ganze Presse des Bierverbandes über die unendliche Einfalt der „Boches“. Jedesmal mit Recht. Denn es ist ganz sicher, wenn sich das Berner Intelligenzblättchen aus London melden ließe, Asquith und Grey hätten heimlich Deutsch gelernt und säßen jeden Morgen beim Frühstück vor dem ersten Sandwich „Heil dir im Siegerkranz“, oder falls das Zürcher Wurstblatt von besonders eingeweihter Seite aus Rom die Nachricht brächte, die Freimaurer hätten den Papst umgebracht und der jetzt antikerende Heilige Vater sei ein dem verewigten Benedikt täuschend ähnlicher Logenbruder, oder Sonnino sei eines Regentines genesen — die große deutsche Presse, die „Lehrmeisterin des Volkes“, druckte es fett und bieder ab. Indem daß wir ja auch in Bezug auf unsere Weltpresse ein unübertreffliches Volk der Denker sind... So die Kennzeichnung der reichsdeutschen Presse; was wird aber der unbefangene Betrachter erst von den Wiener Zeitungen aussagen? Diese „Sensationsnachrichten“ bekommt der arme Leser der frühen Mittagsblätter und späten Abendblätter erst in der richtigen „Aufmachung“ serviert! Wiener Lesern kann man nämlich schon wirklich als sensationellste „Nachricht“ aufstischen, was irgend ein bis zum Weltkrieg höchlichst unbekanntes Blättlein, das irgendwo in einem neutralen Lande erscheint, über die Kriegslage oder über was immer „sagt“. Nur große, fette Lettern, und der Wiener Zeitungsleseressal fällt unweigerlich hinein... Auch in dieser Hinsicht steht die Wiener Presse auf der allertiefsten Stufe, und das Traurige ist, daß die dümmste und schlechteste Presse den „echten Wienern“ am besten gefällt.

* (Moriz Mandl gestorben.) Nach langem schweren Leiden ist gestern morgens der langjährige Redakteur des „Fremden-Blatt“ Herr Moriz M a n d l im 77. Lebensjahre gestorben. Der Verbliebene, der im Jahre 1840 zu Proßburg geboren war, trat 1862 in die Redaktion des „Wanderer“ ein und gehörte später dem Verbands der „Neuen Freien Presse“ an. Im Jahre 1877 kam Mandl zum „Fremden-Blatt“ und erst vor wenigen Jahren zwang ihn zunehmendes körperliches Leiden, seinem ihm so außerordentlich lieb gewordenen Beruf zu entsagen. Mandl, der früher auch Korrespondent der „Berliner „National-Zeitung“ und der „Vossischen Zeitung“ gewesen ist, veröffentlichte im Jahre 1873 das deutsche Epos „Das Mäthchen von Heilbronn“ und hat auch späterhin verschiedene Bühnenwerke geschrieben. In jungen Jahren betätigte sich Mandl vielfach auf politischen Gebiete und eine Flugschrift, die er im Jahre 1861 unter dem Titel „Deutschland und der Augenblick“ veröffentlichte, erregte nachhaltiges Aufsehen. Ganz besondere literarische Verdienste hat sich Mandl auf dem Gebiete der Kleist-Forschung erworben. Er galt als einer der besten Kenner Kleists und hat über ihn eine ganze Reihe vielbeachteter Essays veröffentlicht, in denen er in geistvoller kritischer Weise dem Genius Kleists gerecht zu werden bestrebt war. Mandl hinterläßt eine Witwe, die ihn mit zärtlichster Aufopferung gepflegt hat. Moriz Mandl war von außergewöhnlich vielseitiger Bildung, dabei von ganz besonderer Lebenswürdigkeit des Wesens, so daß er nur Freunde besaß. Selbst niemals mit Glücksgütern gesegnet, war er doch stets hilfsbereit, wenn es galt, Not zu lindern. Dem Verbliebenen bleibt im Kreise der Redaktion des „Fremden-Blatt“ ein ehrenvolles Andenken dauernd gesichert.

Fort mit dem Leseschund!

In der Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur bedeutet die Bekanntmachung des Oberkommandos in den Marken vom 22. März des Jahres eine beachtenswerte Neuerung. Auf Grund des § 56, Ziffer 12 der Gewerbeordnung sind die Verwaltungsbehörden von jeher befugt, Schriften und Bildwerke, die in sittlicher Beziehung Aergernis zu geben geeignet sind, vom Handel im Umherziehen auszuschließen, d. h. vom sog. Kolportagebuchhandel, der von Ort zu Ort betrieben wird. Das Berliner Polizeipräsidium veröffentlicht regelmäßig im „Zentral-Polizei-Blatt“ eine Liste der Neuerscheinungen dieser anstößigen „Schundliteratur“. Bereits seit längerer Zeit hat das Ueberhandnehmen dieser bössartigen Machwerke und ihres verderblichen Einflusses zumal auf die heranwachsende Jugend in weiten Kreisen den Wunsch erweckt, den Vertrieb auch in den Ladengeschäften und sonst im stehenden Gewerbe zu unterbinden. Die Verwirklichung, der sich im allgemeinen auch die gesetzgebenden Körperschaften geneigt zeigten, scheiterte bisher hauptsächlich an der Schwierigkeit einer sicheren Begriffsbestimmung der Schundliteratur und ihrer Abgrenzung von solchen Werken, die zwar auch nicht zur Lektüre für die Jugend oder jedermann geeignet sind, trotzdem aber vor dem behördlichen Eingriff bewahrt bleiben müssen. Hier sei nur an wissenschaftliche Schriften, an Vielfältigungen klassischer Kunst u. dgl. erinnert.

Das Oberkommando hat diese Frage nun in der Art soldatischen Durchschlagens gelöst, in dem es einfach die in der polizeilichen Schundliteraturliste vom Handel im Umherziehen ausgeschlossenen Schriften auch dem stehenden Gewerbe untersagt hat. Es wird nicht verkannt werden dürfen, daß dieser Weg nur als eine vorübergehende Regelung zu betrachten ist, wie sie die auf die Kriegsdauer beschränkte Anordnung des Militärbefehlshabers darstellt. Auf die Dauer müßte es Bedenken erregen, den gesamten Buch- und Kunsthandel der Weltstadt vom Ermessen einer noch so vorzüglich beratenen einzelnen Dienststelle abhängig zu machen. Für die Kriegszeit aber wird man sich dieser Reinigung der kleinen Papier- und Schreibwarenläden, die hauptsächlich in Frage kommen, freuen und auch anerkennen dürfen, daß der Schutz der jetzt vielfach ungenügend beaufsichtigten Jugend vor diesem Gifte ein Gebot der öffentlichen Sicherheit ist, also im Rahmen des vom Oberkommando herangezogenen § 9b des Belagerungszustandsgesetzes liegt.

Das Berliner Polizeipräsidium hat bereits seine Zusammenstellung des literarischen Schundes veröffentlicht. Ein Blick in diese Liste entbehrt nicht des Interesses und wird manchem vielleicht zum ersten Male dar-tun, welchen Greuel die Druckerpresse bisweilen herstellt. Die Liste umfaßt zwei Abteilungen, zunächst die stark vorbereitete neuere und weiter die ältere, noch gangbare Schundliteratur. Der Vergleich beider ist sehr lehrreich. Die moderneren Erzeugnisse versuchen, sich vor den behördlichen Verfolgungen unter unauffälligeren Titel zu flüchten. Der Detektiv steht im Vordergrund, meist mit bescheidenen Zusätzen wie „Weltdetektiv“, „König der Detektive“ und dgl. Beider ist auch der ungeheure Ernst des Krieges nicht den Federn der Schundschriftsteller entgangen, selbst das „Eiserne Kreuz“ und „Deutschlands Ehre“ müssen zum Deckmantel dienen. Uebrigens scheinen die Verbote schon gut zu wirken. Bei zwei Fortsetzungswerken beschränkt sich der polizeiliche Ausschluß auf die früheren Hefte, die neueren sind freigegeben — offenbar hat der Verfasser inzwischen umgelernt.

In der älteren Schundliteratur tritt die Verherrlichung des Verbrechens schon in den Aufschriften zutage. Nicht der Verfolger, sondern der Räuberhauptmann spielt hier die Hauptrolle, an fünfzigmal erscheint er in der Liste in angenehmer Gesellschaft von Indianerhauptlingen, Mädchenhändlern, Raubrittern, Aufschützern, Wilddieben, Scharfrich-

tern und Piraten. Hier feiert auch der berüchtigte Doppeltitel wahre Orgien: oder „Liebe und Treue im Fessengrab“ oder „Eise, das schöne Fabrikmädchen“ oder „Von Kosaken zu Tode gepeitscht“ oder „Lebendigkeit in den schaurigen Kasematten“.

Doch genug der widerlichen Beispiele. Mögen sie auch denen, die dieser wichtigen Erziehungsfrage bisher fremd geblieben waren, zeigen, von welchen Gefahren die Seelen unserer Jugendlichen und mancher Erwachsenen umlauert sind. Auch hier wird nach dem Frieden weitergebaut und gesorgt werden müssen.

„Bulgarische Bibliothek.“ Bulgarischen Zeitungen entnehmen wir, daß die bulgarischen Gelehrten, Schriftsteller und Politiker schon jetzt an der Arbeit sind, die Grundlage zu schaffen für ein freundliches Zusammengehen Bulgariens mit Deutschland in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht. Es ist eine Bibliothek ins Leben gerufen worden, die sich den Zweck setzt, dem deutschen Publikum in einer Reihe von billigen Bändchen in gemeinverständlicher Form, aber doch auf wissenschaftlicher Grundlage das Wissenswerte über Bulgariens Land und Leute, seine Eigenart, Vergangenheit, wirtschaftliche Lage usw. zugänglich zu machen. Aus dem Prospekte ist zu ersehen, daß an der Spitze des Unternehmens, das im Verlage von Dr. Swan Parlapanoff in Leipzig erscheint, deutsche Gelehrte stehen, so Universitäts-Professor Dr. Weigand, Direktor des Instituts für bulgarische Sprache in Leipzig, als Herausgeber, ferner Universitäts-Professor Dr. Uebersberger, Wien, Universitäts-Professor Dr. von Asboth, Budapest, Professor Dr. Raßner, Berlin. Der Rektor der Sofioter Universität, Professor Dr. Ischirkoff (ein Schüler Rahels), liefert uns die ersten beiden Bändchen der Bibliothek: „Bulgarien, Land und Leute“. Wir werden auf den Inhalt dieses Wertes, das im Mai erscheinen soll, zurückkommen.

* Eine neue Arbeit der Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti. Binnen kurzem beginnen wir in unserer Sonntagsbeilage mit dem Erstabdruck einer neuen Arbeit aus der Feder der gefeierten Dichterin Enrica v. Handel-Mazzetti. Die Arbeit wird „Ilko Smutniak, der Ulan“ heißen und das ergreifende Schicksal eines Ukrainers sowie die heldenmütige Pflegetätigkeit einer jungen Polin, der Schwester Julia v. Jaworska zum Gegenstande haben.

28.7.1916

nr
98

24

* Ein Kriegsalbum des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 23 ist erschienen, ein Gedenkbuch in Wort und Bild, mit Bewilligung des k. u. k. Kriegspressequartiers unter dem Regimentskommando des Obersten Karl Glöckner, redigiert von Josef Eugen Kun, Leutnant i. d. R., ausgestattet mit tausend Kriegsaufnahmen, zahlreichen Autogrammen, Zeichnungen und höchst interessanten Beiträgen. Der Buchschmuck stammt von Prof. Franz Selbing. Der Reingewinn wird dem Invaliden-, Witwen- und Waisenfonds des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 23 zugeführt. (Preis in Prachtband 15 Kronen). Bestellungen

sind an das k. u. k. Infanterieregiment Nr. 23 nach Zombor zu stellen. Es ist eine glückliche und nachahmenswerte Idee, die das in Friedenszeiten in Budapest garnisonierende k. u. k. Infanterieregiment Nr. 23 durch Herausgabe dieses Kriegsalbums verwirklicht. Das Werk bezweckt einen idealen Kontakt zwischen der Familie und den Kämpfenden herzustellen. Es schlägt eine geistige und persönliche Brücke zwischen den Dabeimgebliebenen und den an der Front Befindlichen, indem es den Angehörigen der Soldaten noch während des Krieges ein Bild über das Leben und Treiben des Regiments im Felde darbietet. Das Kriegsalbum verehigt in Wort und Bild die eiserne Epoche, in der wir jetzt atmen. Spannende Skizzen, packende Kriegsepisoden, fesselnde Aufsätze, alle in Form persönlicher Erlebnisse und Eindrücke wechseln mit markigen, zeitgemäßen Gedichten, zahlreichen originellen Kriegsaufnahmen und sammeln sich zu einem hinreißenden, anschaulichen Gemälde der Seldeneistungen des Regiments Nr. 23.

Das bernische Gesetz über das Lichtspielwesen und Maßnahmen gegen die Schundliteratur

Das Ergebnis der zweiten Beratung des Entwurfes durch den Großen Rat ist am Donnerstag von der Kommission behandelt worden. Die Kommission hat den Entwurf nach einigen Aenderungen, zu denen der Regierungsrat noch Stellung nehmen wird, einstimmig gutgeheißen. Folgendes sind, abgesehen von rein redaktionellen Anträgen, die Aenderungen, die von der Kommission vorgeschlagen werden sollen:

Das Erfordernis der Volljährigkeit der Angestellten wird nur für das technische Hilfspersonal der Kinematographen aufgestellt. Unzulässige Reklamen werden nach den Bestimmungen über die Schundliteratur behandelt. Eine wichtige Neuerung betrifft die von den Gemeinden vorzulehrenden Maßnahmen. Der Entwurf wollte den Gemeinden in jedem Fall die Wahl lassen, mit Warnungen und Bußeröffnungen einzuschreiten oder überhaupt nichts vorzulehren; in jedem Fall, wenn die Gemeinde vom Warnverfahren keinen Gebrauch machen wollte, sollte direkt auf dem Weg des Strafverfahrens vorgegangen werden. Die Kommission schlägt nun eine Fassung vor, die den zu befürchtenden Reibungen vorbeugen soll. Das Warn- und Bußeröffnungsverfahren wird für die Gemeinden verbindlich vorgeschrieben, aber nur bei leichtern Fällen. Bei schwerern Fällen und gegenüber Rückfälligen soll sofort der Strafrichter angerufen werden.

Im Abschnitt über die Schundliteratur wird auch die Verbreitung (nicht schon das bloße Singen) unsittlicher Lieder einbezogen und dadurch die völlige Aufhebung des Art. 161 des Strafgesetzes ermöglicht. Vorbehalten sind die Vorschriften über die Preßpolizei. Die Bestimmung, daß die Strafandrohungen auch bei bloß fahrlässigen Widerhandlungen anzuwenden sind, soll in die gemeinsamen Vorschriften aufgenommen werden.

Die zweite Lesung kann also in der nächsten Session des Großen Rates, sofern es die Beratung des Gemeindegesetzes zuläßt, erfolgen.

28. 7. 1916

Die Kündigung des deutsch-italienischen Literatur-Vertrages. Der italienische Minister des Auswärtigen, Sonnino, hat in seiner letzten Kammerrede die Mitteilung gemacht, Italien habe durch Vermittlung der schweizerischen Regierung den Vertrag mit Deutschland über das literarische Eigentum gekündigt. Es ist hierzu zu bemerken, daß nach den bestehenden internationalen Vereinbarungen ein Jahr nach erfolgter Kündigung an seine Stelle die revidierte Berner Uebereinkunft, wie sie auf der Berliner Konferenz von 1908 zustande kam, in Kraft tritt. Die Aufhebung des deutsch-italienischen Vertrages ist mithin von keiner erheblichen Bedeutung.

Schundliteratur.

In den Kreisen, wo Bücher gelesen werden, weiß man wohl, daß es auch neben der wirklichen Literatur noch eine andere gibt, die man gemeinhin als Schundliteratur zu bezeichnen pflegt. Aber man weiß nicht, welche traurige und beschämende Bedeutung und Verbreitung diese Schundliteratur besitzt, und ahnt kaum das Unheil, das sie auf dem Gewissen hat.

Der Schundroman, der in gelben oder roten Setzen in unzähligen Fortsetzungen erscheint und durch Kolportage massenhaft vertrieben wird, ist die Hintertreppe der Literatur. Was an großen kraftvollen Werken geschaffen wird, was an mächtigen Ereignissen die Welt bewegt, findet durch den Schundroman seinen unfaulheren Weg in die breiten Schichten der Bevölkerung. Er klammert sich an die Popularität einer Idee oder Person, durchdrängt das Thema, dessen er sich bemächtigt, mit dem Spießlicht seiner platten Motive und niedrigen Anschauung, und läßt sein Gift durch Tausende von Kanälen in die wehrlosen Gehirne der Ungebildeten tropfen.

Volkshilfsvereine und Verlagsanstalten, die gute wertvolle Bücher in billigen, allgemein zugänglichen Ausgaben herstellen und zu verbreiten suchen, führen gegen die Schundliteratur einen Kampf auf Leben und Tod, setzen die ganze Macht ihrer Ueberzeugung gegen das lichtscheue Gewerbe ein. Der Erfolg dieses Kampfes ist nicht abzuleugnen und steigt sich mit der stetig zunehmenden Demokratisierung unserer Bildungsmittel von Jahr zu Jahr. Und trotzdem kann man die Bekämpfung der Schundliteratur ruhig als eine Sisyphusarbeit bezeichnen, solange es eine Schundliteratur gibt und geben darf. Denn was hilft es, wenn einzelne aus ihrer Anhängerschaft durch die unermüdliche Aufklärungsarbeit, an der in erster Linie unsere Lehrerschaft verdienstvollen Anteil nimmt, abdröckeln und wirkliche Literatur vom Schmutz zu unterscheiden lernen, wenn den ungezählten Tausenden diese Erkenntnis, die ihr Leben zu erhellen und würdiger zu gestalten vermag, nicht beigebracht werden kann. Das ist nämlich das Hauptübel, daß die Schundliteratur, die den Instinkten der Massen gefügig ist und auf sie spekuliert, dem echten Schrifttum den Weg ins Volk versperrt.

Es ist selbstverständlich, daß durch den Krieg die Schundliteratur einen neuen Schwung bekommen hat. Ebenso wie seinerzeit, als die Ermordung des serbischen Königspaars die Welt in Atem hielt, Romane, die das Schicksal der Draga Maschin zum Gegenstand hatten, in beträchtlicher Anzahl verfertigt wurden, liefert der jetzige Weltkrieg mit seinen zahlreichen Neuererscheinungen auf kriegstechnischem Gebiet der Schundliteratur Stoffe in ungeahnter Fülle. Unterseeboot und Luftschiff, Schützengraben und Festungskrieg, und namentlich die für Diebesaffären besonders verwendbare Spionage sind die beliebtesten Motive des Kriegschundromans geworden. „Die Helden im Weltkrieg“, „Krieg und Liebe“, „Die Spionin von Lüttich“ sind ein paar von den aufregenden Titeln, deren Suggestionskraft das große Geschäft macht.

Denn der Schundroman ist ein großes Geschäft, von dessen Umfang sich der Uneingeweihte nichts träumen läßt. Eine reiche, wohlorganisierte Industrie beschäftigt sich mit seiner Herstellung und Verbreitung. Die Zentrale der Schundliteratur ist Dresden. Dort sind die größten und bedeutendsten Verlagshäuser zu Hause. In zweiter Linie stehen Berlin und Stuttgart. Bei uns in Wien gibt es in einem Wiener Vorstadtbezirk zwei Verlagsfirmen, die ihre Produkte in der ganzen Monarchie vertreiben. Während sich die eine dieser Firmen ausschließlich mit Kolportageromanen befaßt, hat die andere sonderbarerweise neben der Schwemme, an der sie verdient, auch ein Extrazimmer für wirkliche Literatur, namentlich für deutschösterreichische Literatur, und man muß ihr insoweit Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich um die Pflege unserer heimischen Dichtung wirklich einiges Verdienst erworben hat.

Diese Verlagsfirmen haben nun ihre ständigen Autoren, die regelmäßig beschäftigt werden und in vielen Fällen ein pauschaliertes Honorar erhalten, dessen Höhe manchem schwer um seine Existenz ringenden Schriftsteller als eine ewig unrealisierbare Forderung an das Leben erscheinen muß. In Wien gibt es d. h. vielfachweise einen Lieferanten von Kolportageromanen, der eine stattliche Anzahl von Stenotypistinnen beschäftigt und sich bereits ein wirkliches Vermögen erschrieben, besser gesagt, „erditt“, hat. Dabei muß man es dieser Art von Verlegern raten lassen, daß sie meistens begabte und fähige Köpfe sind, die sich, nachdem sie mit ihrem jugendlichen Idealismus Schiffbruch gelitten haben, ganz auf dieses Gewerbe verlegten. Ruhm und Ehre, Lorbeeren und der gewisse Nachruf am Ehrengroße sind ihnen vollständig schnuppe. Ihnen handelt es sich einzig und allein um den materiellen Ertrag ihrer mechanischen Arbeit, die sie durch der rasch erworbenen Routine und der ewig wirklichen Schematik des Genres rasch und ohne seelische Erregungen bewältigen.

Als Ausgangspunkt des Schundromans könnte man die dickbändigen Romane von Dumas bezeichnen. „Die drei Musketiere“ und „Der Graf von Monte Christo“, besonders letzterer mit seinen grausigen und verlogenen Situationen, haben der Kolportagephantasie auf die Beine geholfen. Die Reihe der mittelbaren und unmittelbaren schalen Nachahmungen dieser Art von Romanischriftstellerei läßt sich nicht überblicken. Daneben warf sich aber die Schundliteratur auch auf unsere klassische Literatur und schrotete die Motive, die sie dort vorfand, in der schamlosesten Weise aus. Wie oft mußte Kleists „Michael Kohlhaas“ als Unterlage herhalten, wie oft wurden Schillers „Räuber“ bearbeitet! Der um sein Recht Betrogene, der nachher zum edlen Räuber wird, ist ja eine der beliebtesten Gestalten des

Schundromans, der überhaupt sehr viel mit Räuberromantik arbeitet. Der klassische Räuberroman, der „Rinaldo Rinaldini“ von Christian August Vulpius, dem Bruder von Goethes Frau Christiane, ist das leuchtende Vorbild für diese Gattung geblieben und wurde ungezählte Male überarbeitet. Um aber Abwechslung zu bieten, wurden auch andere Räuber zu Helden von Romanen gemacht. So existieren ein „Giuseppe Musolino“, dann ein „Johann Göt, genannt der Würger“, ferner ein „Räuberhauptmann Riehart, genannt der Schläger“. Bedenkt man nun, daß diese Werke von unreifen Köpfen mit einem wahren Heißhunger verfaßt wurden, so weiß man, wieviel Verbrechen auf Rechnung dieser Literatur gesetzt werden dürfen.

Mehr für das weibliche Geschlecht berechnet sind die Liebesromane. Wenn ein Roman zum Beispiel den famosen Titel „Mit einem Greise vermahlt“ führt und noch dazu von einer Berliner „Verlagsanstalt für Volksliteratur und Kunst“ herausgegeben ist, darf er sicherlich mit dem Interesse von Dienstmädchen und Nähmamsellen rechnen. Die „Soldatenliebe“, die „Schöne Krankenschwester“, „Liebe und Tränen“ wickeln in Hunderten von Fortsetzungen eine larmoyante Liebesgeschichte ab, in der in der Mehrzahl ein armes, aber herzensehrstarkes, vom Schicksal ungerecht verfolgtes Mädchen zahllose Prüfungen bestehen muß, um am Ende über alle Hindernisse, die der Verbindung mit ihrem meist sehr hochgestellten Geliebten entgegenstehen, siegreich zu triumphieren.

Diese Romane werden natürlich in alle lebenden, selbst in die unwahrscheinlichsten Sprachen übersetzt. Mit dieser Arbeit werden eigene Uebersetzer betraut. Man ändert den Titel und das Milieu ein wenig den nationalen Verhältnissen entsprechend ab, und die Sache ist gemacht. Da gibt es einen Roman, der die „Liesekraut“ heißt, und der ins Hebräische übersetzt und mit hebräischen Lettern gedruckt als „Leona, das schöne Fabrikmädchen“ wieder aufsteht.

Ein Heer von Kolporturen schleppt die Hefte, die bei den Kolportagebuchhändlern in riesigen Magazinen aufgestapelt liegen, dem Publikum zu. Der Krieger, der in alle Berufe Ründen gerissen hat, vermochte hier nicht aufzuräumen, da sich mit der Kolportage meist junge Burschen, Krüppel und ältere Männer beschäftigen. Sie erhalten eine hohe Provision für den Vertrieb, und da sie sonst von ihren Firmen in keiner Weise entschädigt werden, sorgen sie schon aus eigenem Interesse dafür, daß sie von ihrer mehr als fragwürdigen Ware so viel als möglich absetzen. Ein kluger Geschäftsmann erleichtert ihnen hierbei ihre Aufgabe. Da niemand von den Abnehmern über die Anzahl der Hefte orientiert ist, kauft er dem Agenten, der ihm einen Roman als besonders sensationell und spannend anpreist, die ersten zehn Hefte ab. Jedes Heft schließt natürlich mit vielversprechenden Worten. Da heißt es: „Mit einem gellenden Aufschrei fiel sie zu Boden.“ Oder: „Der Graf brachte seine Pistole in Anschlag.“ Oder: „Mit hochwogendem Busen betrat Isabella das Gemach, in dem sich ihr ein schauriger Anblick bot.“ Auf diese Weise hat der Agent, wenn er nächstens kommt, gewonnenes Spiel: Es werden ihm weitere Hefte abgenommen und so fort, bis die Zahl der Fortsetzungen einige hundert erreicht. Ein Heft umfaßt einen bis zwei Druckbogen, ist auf schlechtem Papier und mit schlechten Lettern gedruckt. Der Preis beträgt vierzehn bis zwanzig Heller. Man kann sich somit bei den geringen Herstellungskosten leicht ausrechnen, wie groß der Gewinn an der Schundliteratur ist, und wie unverhältnismäßig billig im Vergleich dazu ein gut ausgestattetes Buch mit gediegenem Inhalt zu haben ist.

Die Abnehmer dieser Schundromane sind, wie schon angedeutet, Dienstmädchen und Arbeiter. Auch die Flüchtlinge, die hier und in der Umgebung weilten, stellten ein stattliches Kontingent

von Lesern. Das Unheil, das mit dieser Lektüre angerichtet wird, ist größer, als man glauben möchte. Die Hefte liegen bei den Abnehmern im Hause herum, schulpflichtige Kinder greifen danach und verwüsten ihre junge Phantasie mit den Zerrbildern des Lebens, die ihnen hier geboten werden. Die Schule ist dadurch paralysiert. Und auch in den Köpfen der erwachsenen Leser, die urteilslos sind, weil sie sonst nicht solche Lektüre betreiben würden, spuken die verfliegenen Geschichten, die am Sparherd oder im Bett gelesen werden, verhängnisvoll herum. Wenn irgendwo ein Jugendlischer sich gegen die Gesetze vergeht oder wenn sich ein Dienstmädchen vom Fenster herunterstürzt, dann kann wohl immer ein unmittelbarer Anlaß hierzu gefunden werden. Die Disposition zu diesem Anlaß sind aber die paar Kilo Schundroman, die diese armen Opfer einer gewissenlosen Geldmacherei in den meisten Fällen sicherlich gelesen haben. Und hierin liegt wohl die größte Gefahr der Schundliteratur. Die Verwahrlosung der Jugend gehört in dieses Kapitel. Der Oberstkommandierende in den Marken, v. Kessel, hat die Gefahr wohl erkannt, als er seinen Erlaß gegen die Schundliteratur herausgab. L. P.

— „Stizzen vom Isonzo.“ Im Verlage L. W. Seidel u. Sohn in Wien ist kürzlich ein reich illustriertes und in der Aufmachung äußerst gelungenes Stizzenbuch mit 124 Kriegsbildern von Ludwig Koch erschienen. Diese Bleistift- und Federzeichnungen und mehrere farbige Bilder des bekannten Meisters vermitteln dem Beschauer einen vielseitigen Einblick in den Heldenkampf am Isonzo, dessen klare Anschaulichkeit die vielen, lose eingestreuten Bildnisse von Priestern aus den Kampfgebieten, von Kommandanten, Soldaten der verschiedensten Dienstzweige und von Studien nach Gefangenen, fesselnd illustrieren. Ludwig Koch beobachtet in allem scharf und kühl. Er ist kein Stimmungsmensch, der sich von Gefühlen beherrschen läßt. Aber wenn er etwas anpakt, so wird der ganze Ausdruck ausgeschöpft. Ihn unterstützt hierbei ein umfassendes und bis ins geringste Detail verlässliches Wissen um alle großen und kleinen Züge des Kriegslebens und des militärischen Habitus. Die Lebendigkeit der Darstellung erhöht auch die meisterhafte Kenntnis der Pferderassen, welche in den prächtigen Tierstudien und in den Schilderungen des Nachrichtendienstes, des Trains oder in fesselnden Momentaufnahmen, wie „Der große Schreck“, wirklich packend zum Ausdruck gelangt. Das Stizzenbuch von Koch ist eine dankenswerte Ergänzung der bereits erschienenen Bilderfolgen aus unseren Kriegsgebieten der Maler Pippich und Stäger, denen, wie wir hören, bald die Veröffentlichung von Kriegsstudien anderer heimischer Meister folgen wird. I. R.

„Kritik und Gemeininteresse.“

Unter der Ueberschrift „Kritik und Gemeininteresse“ glaubt die amtlich verzapfte „Korrespondenz für Ernährungsfragen“ sich eine Philippika leisten zu dürfen, in der sie u. a. sagt;

Die empfindlichen Störungen in der großstädtischen Fleischversorgung hatten in der jüngsten Zeit ein starkes Anschwellen der Preßkritik unserer Lebensmittelversorgung zur Folge. Eine Unmenge von Zeitungsartikeln, die sich teilweise an Heftigkeit und Energie gegenseitig zu überbieten versuchten, beschäftigte sich mit den zutage getretenen Störungen, erhob Vorwürfe und Anklagen, stellte dieser oder jener öffentlichen Stelle das Zeugnis des Versagens, der Unfähigkeit oder Nachlässigkeit aus. Etliche von diesen Aufsätzen gaben immerhin allgemeine (und in ihrer Allgemeinheit ebenso einfache wie in der tatsächlich-praktischen Durchführung schwierige und verwickelte) positive Anregungen; andere glaubten mit möglichster Schärfe des Tones genug getan zu haben.

An eine Unterbindung dieser Kritik — selbst der positiv anregungslosen und unfruchtbaren — hat niemand gedacht. Aber ihre Urheber sollten sich der nationalen Verantwortung stärker bewußt bleiben, die sie mit jeder Zeile, die sie veröffentlichen, auf sich nehmen. Wir wissen ja alle, daß es sich bei diesen Kritiken lediglich um häusliche Auseinandersetzungen handelt, daß alle Schwierigkeiten und Störungen, die ja keineswegs an die Wurzeln der Versorgung greifen, unseren Kampf- und Siegeswillen, unsere Entschlossenheit und Fähigkeit, durchzuhalten, nicht im ent-

ferntesten berühren. Wir wissen, daß der britische Hungerplan gescheitert ist und gescheitert bleibt. Auch die verantwortlichen Politiker und Publizisten des feindlichen Auslandes dürften das — wenigstens in ihrer Mehrzahl — ganz genau wissen; aber das hindert sie nicht, unsere häuslichen Auseinandersetzungen in die Vorbereitung inneren Zusammenbruchs umzudichten und aus den hemmungsfreiesten Produkten unserer Preßkritik wirksame Waffen zur Ermütigung der eigenen Völker, zur Verlängerung des für sie längst aussichtslos gewordenen Ringens zu schmieden. Sollen die Spalten der deutschen Presse dazu dienen, allen tatsächlichen Voraussetzungen zu Trotz die Boulevardstimmungen immer wieder für die Kriegsförderung aufzupeitschen? Das wird, denken wir, kein deutscher Schriftsteller oder Redakteur wollen!

Es ist furchtbar nett von der amtlichen Korrespondenz, daß sie so gütig voraussetzt, die Kritiker an den unerhörten Zuständen, die auf unserem Nahrungsmittelmarkt seit Jahr und Tag unter der pfleglichen Duldung durch unsere nicht aus ihrem Amtschimmeltrab zu bringenden Behörden sich herausgebildet haben, hätten nicht die Absicht, das Vaterland zu verraten und den Feinden den Mut zu stärken. Es widerspricht aber glatt den Tatsachen, wenn die Korrespondenz behauptet: „An eine Unterbindung der Kritik hat niemand gedacht.“ Die Wahrheit ist, daß man sich lange Zeit sehr lebhaft um die Unterbindung der Kritik bemüht hat. Offenbar aber fühlt man seit einiger Zeit, daß man auf die Dauer dem angebotenen Maß von Empörung ohne Gefahr nicht jede Möglichkeit des Ausdrucks versagen kann. Auch die Behauptung, daß die Kritik es an sachlichen Anregungen habe fehlen lassen, ist das Gegenteil der Wahrheit. Dabei ist die erste Aufgabe der Kritik ja immerhin die Feststellung des Schlechten. Die Schaffung des Guten ist dann eigentlich Sache des Kritisierten. Wo die Behörden nach monatelangem Sträuben einmal einer dieser Anregungen, wenn auch nur unvollkommen, gefolgt sind, wie z. B. in der Butterversorgung, dort haben wir den Nutzen deutlich genug gespürt. Noch deutlicher spüren wir den wuchernden Unsegen dort, wo die Regierung bis jetzt auf keine Weise von ihren „Wach-mir-den-Pelz-mach'-mich-nicht-nach“-Methoden abzubringen war. Mit der ewigen Angstmacherei vor dem „Eindruck im Ausland“, mit der man immer wieder und in allem und jedem die Unzulänglichkeit unserer Regierung vor gebührender Kritik sichern möchte, sollte man uns doch nicht mehr kommen. Das heißt immer wieder die Symptome unterdrücken wollen, statt die Krankheit zu heilen. Lassen wir doch die Pariser Boulevards sich in Stimmungen schwindeln, wie immer sie wollen und können. Sehen wir dafür nüchtern auf die Sache. Je trugvoller jene Boulevardstimmungen sind, desto besser für uns, desto schlimmer für unsere Feinde. Daß wir deshalb aufhören sollen, die Rahe eine Rahe und die Kriegswirtschaft unserer Regierung eine betrübende Unzulänglichkeit zu nennen, ist eine sehr naive Zumutung. Im Gegenteil: Es wird immer notwendiger und immer mehr gebieterische Pflicht, gegen diese bewährte Unzulänglichkeit zu wirken. Deshalb freuen wir uns von Herzen des von der amtlichen Korrespondenz so beklagten „Anschwellens der Preßkritik“. Lange genug standen wir in dieser Kritik fast völlig vereinsamt.

Verleihung des Bauernfeld-Preises.

An sechs Oesterreicher.

Das Kuratorium der Eduard von Bauernfeld'schen Prämiensiftung hat in seiner gestern abgehaltenen Sitzung einstimmig beschlossen, den österreichischen Schriftstellern Anton Wildgans, Otto Stoehl, Wladimir v. Hartlieb, Otto Hausler, Ernst Decsey und Franz Theodor Csokor Ehrengaben im Gesamtbetrage von 6000 Kronen zu verleihen.

Das Komitee für die Verleihung des Bauernfeld-Preises, dem der Professor der deutschen Literatur an der Wiener Universität und Nachfolger Minors Dr. Walter Brecht, Ferdinand Gregori, Schriftsteller Max Kalbeck, Sektionschef i. P. Dr. Friedrich Stadler v. Wolfersgrün und Advokat Dr. Emil Weijfel angehören, hat diesmal die Ehrengaben aus der Bauernfeldpreis-Stiftung nur an österreichische Schriftsteller verteilt, während bei früheren Verleihungen auch Autoren Deutschlands bedacht wurden.

Unter den sechs Geehrten gilt Anton Wildgans als besonders hoffnungsreich. Seine Kriegsliteratur fördert bedeutende Schöpfungen zutage. Auch mit Theaterstücken von hohem literarischem Werte, so der „Armut“, die auch im Deutschen Volkstheater aufgeführt wurde, hat er lebhaft interessiert. Otto Stoehl ist ein bekannter Essayist, dessen Buch „Was nützen mir die roten Schuhe?“ weite Verbreitung gefunden hat. Der junge Baron Hartlieb ist ein eigenartiger Lyriker, der in der Form so modern wie in seinen Eigengedanken erscheint. Otto Hausler hat u. a. einen Spinoza-Roman geschrieben. Mit umfassender literarischer Bildung verbindet er eine seltene Sprachenkenntnis. Ernst Decsey, der seine Laufbahn als Magistratsbeamter in Wien begonnen hat, leitet durch eine Reihe von Jahren die Grazer „Tagespost“. Ihm ist u. a. einer der besten Wiener Romane der letzten Jahre und ein interessantes Kriegsbuch zu danken. Csokor ist ein Balladendichter von starkem Talent. Auch hat er aus dem Weltkriege heraus ein im Deutschen Volkstheater aufgeführtes patriotisches Stück geschrieben, dessen literarischer Wert durch die kleine Zahl der Wiederholungen nicht herabgedrückt wird.

Der Bauernfeldpreis. Das Kuratorium der Eduard v. Bauernfeldschen Prämienstiftung hat in seiner heute abgehaltenen Sitzung einstimmig beschlossen, den österreichischen Schriftstellern Anton Wildgans, Otto Stöhl, Vladimir v. Hartlieb, Otto Hauser, Ernst Deesey und Franz Theodor Gisor Ehren-
gaben im Gesamtbetrage von 6000 Kronen zu verleihen.

Die Königinhofer Handschrift.**Entscheidung des Böhmisches Museums.**

Prag, 9. Mai. (Privattelegramm.) In der unter dem Vorsitz des Präsidenten Dr. Friedrich Brinzen zu Schwarzenberg abgehaltenen Jahresversammlung des Böhmisches Museums wurde nach einem Bericht der Kommission für die Revision der Museumsammlungen beschlossen, daß die sogenannte Königinhofer Handschrift aus der Sammlung von Handschriften des 14. Jahrhunderts ausgeschieden und in die Handschriftenammlung aus dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eingereiht werde. Durch diesen Beschluß ist nun von maßgebender Seite der jahrzehntelange Streit um die Frage der Echtheit der Königinhofer Handschrift endgültig entschieden. Es wird damit anerkannt, daß die die Bezeichnung Königinhofer Handschrift führenden Dichtungen, die der Slavist Wenzel Hanka am 16. September 1817 im Kirchturm von Königinhof aufgefunden haben wollte, keine aus dem 14. Jahrhundert stammenden alten tschechischen Dichtungen sind, sondern aus dem zweiten Jahresabschnitt des 19. Jahrhunderts stammen, also aus der Zeit vor der angeblichen Auffindung durch Hanka.

10./V. 1916

**Das deutsch-italienische Ueberein-
kommen über literarisches Eigentum.**

Berlin, 9. Mai. Wie der „Reichsanzeiger“
meldet, wurde die Uebereinkunft zwischen
Deutschland und Italien betreffend den Schutz
an Werken der Literatur und der Kunst
sowie an Photographien am 23. April
durch Vermittlung der Schweizer Regierung
von der italienischen Regierung gekündigt.
Die Uebereinkunft tritt am 23. April 1917
außer Kraft.

* (Vorschlag einer deutschen Jedermanns-Bücherei.) In der „Deutschen Juristen-Zeitung“ finden wir in der Juristischen Rundschau nachstehende Ausführungen: In den „Süddeutschen Monatsheften“ macht Josef Hofmiller den Vorschlag einer deutschen „Jedermanns-Bücherei“. Was er über Herstellung und Inhalt, über Preis und Zweck sagt, verdient talsseitigen Beifall. Die deutschen Verleger werden, wenn der Plan gelingt, dem deutschen Volke eine herrliche Friedensgabe reichen. Hofmiller hat darin Recht, daß diese Bücherei nicht von einem einzigen Verleger gemacht werden kann. Er lehnt aber auch eine Verlegervereinigung ab, „da mit der Ringbildung sich sofort alle gesetzlichen und sittlichen Nachteile des Trustwesens einstellen würden“. Nach seinem eigenen Plan stiftet aber jeder Verleger aus seinem Verlag ein Buch und dann später ein weiteres. Er ist an den Spesen und am Gewinn nach Anzahl der von seinem Verlagswerke abgesetzten Bände beteiligt. Das führt aber doch wieder zu einer Gesellschaft. Nur zu einer freigestalteten. Der gemeinsame Zweck und das gemeinsame Mittel, das Kennzeichen der Gesellschaft sind gegeben. Gerne liebt der Jurist, daß auch das Recht eine Sparte erhält. Nur bezweifelt er, ob „eine gute Auswahl aus römischen Rechtsquellen“ oder ein Abdruck des *Sachsenspiegels* für Herrn Jedermann und sein Lesebedürfnis in Betracht kommt. Nötig wären aber Schriften, die das Interesse der *Allgemeinheit* mehr als bisher auf die große Wandlung, die sich im Leben und Erleben des Rechts in dem letzten Dezennium vollzogen hat, hinlenken. Ein Buch wie *Venedikt*: „Die Advokatur unserer Zeit“ oder *Stammler*: „Vom richtigen Rechte“ erscheint wichtiger als *Beccarias* „Ueber Verbrechen und Strafen“. Vorab aber gehören Darstellungen des öffentlichen Rechtes in diese Sammlung. Davon weiß „Jedermann“ im Deutschen Reich viel zu wenig. — Vom österreichischen Standpunkte ist es zweifellos sehr interessant, daß das Werk eines Wiener, des bekannten Advokaten *Dr. Edmund Venedikt*, draußen im Reiche eines solchen Ansehens sich erfreut.

16. 10. 1916

Städteblätter oder freie Zeitungen.

In der „Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften“ wurde vor einiger Zeit unter Vorführung eines umfangreichen statistischen Materials der Vorschlag gemacht, die Städte sollten eigene Stadtzeitungen begründen, indem sie Amtsblätter im eigenen Betrieb zu Nachrichtenblätter ausbauen, diesen die amtlichen Bekanntmachungen zur alleinigen Veröffentlichung vorbehalten und sie außerdem mit dem Monopol für den Arbeitsmarkt ausstatten, worauf sie dann, alle Möglichkeiten der Reklame und Anzeigengewinnungen ausnützend, auch die Familienanzeigen und Geschäftsanzeigen allmählich gewinnen und mit den übrigen Zeitungen erfolgreich in Wettbewerb treten können. Den einzelnen Haushaltungen in der Stadt sollten diese Stadtzeitungen unentgeltlich oder ganz billig zugestellt werden. So würden die Städte nicht nur viel Geld verdienen, was sie künftig gut gebrauchen könnten, sondern auch volkswirtschaftlich Nutzen stiften, indem sie den heimkehrenden Kriegern ganz billig oder umsonst den „Arbeitsmarkt“ in den Stadtzeitungen zur Verfügung stellten.

Da man einer Anzahl Städteverwaltungen dieses Projekt plausibel zu machen versucht hat, war es an der Zeit, eine sachliche Prüfung vorzunehmen.

Dieser Aufgabe unterzieht sich die letzte Nummer des „Zeitungsb-Verlags“. Die Nachrechnungen ergeben, daß die weitaus meisten der bisherigen städtischen Anzeigebblätter einen größeren Leserkreis nur dann haben, wenn sie sich an das freie Zeitungswesen anlehnen. Finanziell arbeiten sie zumeist mit Zuschüssen. Eine Ausnahme sind vier Blätter, die als „Amtsblätter“ blühen, weil sie seinerzeit, bevor der große Aufschwung des Zeitungswesens in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte, bereits als vollausgebauete Zeitungen bestanden oder unentgeltlich auf dem Weg der Stiftung in den Besitz der betreffenden Städte gekommen sind. Zieht man aber bei diesen Blättern den Einnahmeausfall ab für die „ganz billige“ oder unentgeltliche Zustellung und die sonstigen, aus volkswirtschaftlichen Gründen empfohlenen unentgeltlichen Leistungen, dann ergibt sich auch in diesem Falle statt des Gewinns ein Defizit.

Außerdem stellt sich bei einer Untersuchung über die Verluste der Arbeitsmarktanzeigen

heraus, daß gerade die Berufskreise, denen bei der Heimkehr der Krieger die neuen Stadtzeitungen mit billiger oder gar unentgeltlicher Inserierung des Arbeitsangebots helfen sollen, zumeist nicht die Tageszeitungen, sondern andere Arbeitsnachweise benutzen; und ferner, daß die Arbeitssuchenden, die jetzt die freie Zeitung benutzen, weil diese zugleich weit über den Erscheinungsort hinaus wirkt, bei einem Zwang zur Inserierung in der Stadtzeitung diese Wirkung ihrer Anzeige verlieren würden.

Somit kommt der „Zeitungsb-Verlag“ zu dem Schlussergebnis, daß die Städte sich mit diesen Stadtzeitungen ein zweifelhaftes Geschäft ausladen, und daß sie nur volkswirtschaftlich und gemeindepolitisch fragwürdige Zeitungsunternehmungen schaffen würden, die bei der Schwerfälligkeit einer Beamtenverwaltung geschäftlich nicht viel mehr erreichen, als daß sie das mit der Stadt gewachsene freie Zeitungswesen gewerblich unnützlich beunruhigen und beeinträchtigen.

Vor allem wird man aber dem Schlusssatz zustimmen, daß die Betätigung des Bürgersinnes und die bürgerliche Freiheit auch ein freies, gewerblich gesundes und dem städtischen Beamtentum gegenüber unabhängiges Zeitungswesen verlangen, und daß die Städte zu ihrem Gedeihen nicht nur gute Finanzen gebrauchen, sondern auch gute Zeitungen. Wir möchten diesen Punkt noch ganz besonders unterstreichen. Die Gründung solcher mit politischem Text ausgestatteten Städteblätter würde eine ununterbrochene Versuchung für die mit der Aufsicht betrauten städtischen Organe sein, der bürgerlichen Selbstverwaltung oder auch einzelnen Bürgern gegenüber das Stadtblatt als Machtmittel zu benutzen, namentlich dann, wenn in der Bürgerschaft einzelne Parteien einander gegenüberstehen.

Die Folgen wären Mißtrauen und Unruhen, die nirgendwo weniger erwünscht sind, als in der Leitung von Städten, wo eigentlich alles auf Eintracht und Vertrauen gestellt ist.

Zum Ansehen und zur Wohlfahrt der Städte gehört, seitdem das ganze Reich sozusagen eine große Gemeinde geworden ist, daß sie ein über die Stadt hinaus beachtetes freies Zeitungswesen haben — und behalten.

19. IV. 1916

Die Tagung der Buchhändler.

Drahtmeldung der „Vossischen Zeitung.“

* Leipzig, 21. Mai.

Die diesjährige Hauptversammlung des Börsenvereins deutscher Buchhändler zu Leipzig fand am gestrigen Sonntag Kantate im Deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig statt. Der erste Vorsteher Geheimrat Karl Siegmund-Berlin gab dem Vertrauen des Buchhandels auf seine wirtschaftliche Kraft zum Durchhalten und zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß der Buchhandel werktätigen Anteil am Neubau unseres nationalen und wirtschaftlichen Lebens nach dem Kriege nehmen werde.

Zu der Reichsbuchwoche, die vom 28. Mai bis 3. Juni d. J. unter der Leitung des Gesamtausschusses zur Verteilung von Lesestoff im Feld und in den Lazaretten stattfinden soll, nahm der erste Schriftführer Georg Kreyenberg, Berlin, das Wort. Zahlreiche Stadtverwaltungen haben dem Börsenverein erhebliche Beträge zum Ankauf von Büchern für die Truppen im Felde überwiesen. Im Anschluß daran gab Hillger-Berlin seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß von unserer Heeresverwaltung alles getan worden sei, um die Feldbuchhandlungen trotz der oft recht großen Schwierigkeiten so auszugestalten, daß sie ihren Zweck, die Truppen mit guter Literatur zu versorgen, erfüllen könnten.

Ueber die Zensurverhältnisse verbreitete sich Prager-Berlin. Er bezeichnete es als wünschenswert, die Ausfuhr nach dem neutralen Ausland, auch im Interesse der Hebung unserer Valuta, tunlichst zu erleichtern, besonders in bezug auf die wissenschaftliche Literatur, bei der der Anteil des Auslandes fast die Hälfte des gesamten Umsatzes betragen habe. Dafür, daß die Fäden, die uns mit dem Ausland verbinden, nach dem Kriege wieder angeknüpft werden könnten, traten Seemann und Meiner-Leipzig ein, von denen der letztere besonders auf den internationalen Verlegerkongreß hinwies und unter Zustimmung des Vorstandes die Bewilligung des bisher an das permanente Büro des internationalen Verlegerkongresses gezahlten Jahresbeitrages nahelegte.

Eine Dankeschuld suchte der Börsenverein dadurch abzutragen, daß er den Ministerialdirektor Dr. Schroeder vom Finanzministerium in Dresden in Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste um die Gründung und Ausgestaltung der deutschen Blicherei zum Ehrenmitglied des Börsenvereins wählte. Dem Antrag des Ehrenausschusses des Börsenvereins auf Aufstellung des Bildnisses des verstorbenen Dr. Eduard Brockhaus im Buchhändlerhause wurde zugestimmt. Von der gleichen Empfindung der Dankbarkeit war auch die Anregung Paul Ritschmanns-Berlin getragen, das Andenken der im Felde gefallenen Berufsgenossen durch Errichtung einer Ehrentafel zu ehren. Dr. Georg Paetel-Berlin widmete namens des Unterstützungsvereins der deutschen Buchhändler und Buchhandlungsgehilfen dem kürzlich verstorbenen Petters warme Worte der Anerkennung für seine unermüdlige Tätigkeit im Dienste der Wohltätigkeit.

Einen breiten Raum in den Verhandlungen nahmen die auf Einführung von Steuerzuschlägen gerichteten Anträge von Schmidt-Hannover und Paetsch-Königsberg ein. Es wurde schließlich eine von Hofrat Dr. Ehlermann-Dresden vorgeschlagene Entschliebung angenommen, in der ausgesprochen wurde, daß die Vorstände des Börsenvereins und des deutschen Verlegervereins nach Einholung von Rechtsgutachten mit Rücksicht auf die Bestimmungen des Urheber- und Verlagsrechtes nicht in der Lage seien, einen Kriegszwangszuschlag auf sämtliche Bücher, Zeitschriften usw. einzuführen. Dagegen richte die Versammlung an alle Verleger das Ersuchen, wo es ihnen möglich sei, schleunigst eine Erhöhung der Ladenpreise, und zwar für jedes Buch, jede Zeitschrift usw. differenziert, nicht prozentualiter vorzunehmen. Wo es möglich sei, solle, der anerkannten Notlage des Sortiments Rechnung

tragend, bei der Erhöhung der Preise der Buchhändlerabatt verbessert werden. Diese Entschliebung wurde einstimmig angenommen.

Am Freitag wurde die Vertretung des deutschen Sortiments der deutschen Buchhändlergilde gegründet, die als ein Eckstein der buchhändlerischen Organisation bezeichnet werden darf. Zum ersten Vorsteher wurde Arthur Seemann-Leipzig, zum zweiten Vorsteher Geheimrat Karl Siegmund-Berlin, zum Schriftführer Georg Kreyenberg-Berlin gewählt.

Aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz sind zahlreiche Buchhändler zur Buchhändlermesse in Leipzig eingetroffen. Am Sonnabend fand ein Begrüßungsabend im Deutschen Buchhändlerhaus statt, wonach sich die Buchhändler in gewohnter Weise im Ackerleins-Keller trafen, um im Sinne des kürzlich verstorbenen Heidelberger Buchhändlers Otto Petters die Wohltätigkeit zu pflegen. Verlagsbuchhändler Dr. Georg Paetel nahm als Vorsitzender des Unterstützungsvereins deutscher Buchhändler und Buchhandlungsgehilfen das Wort, um das Lebens- und Liebeswert des Heimgegangenen zu schildern. Dann wurde die als Sammelbüchse zur Berühmtheit gewordene Petters-Dose herumgereicht, und die Sammlung hatte reichen Ertrag.

[Regolds „Deutsche Legende“.] Alfons Regold hat eine stimmungsvolle Kriegslegende gebichtet. Sie spielt im Himmel. Die deutschen Soldaten sind versammelt, die in Ost und West kämpften und starben. Jünglinge, halb noch Knaben, Männer mit ernsten Stirnen, viele mit Treffen und mit dem Kreuz aus Eisen geschmückt, sitzen nach dem himmlischen Abendessen aneinandergelauert, trauernd und leidgebückt. Sie hören nicht den frommen Gesang, nicht die Geigen der Engel, nicht das Tönen der Himmelswände — sie sind erfüllt von banger Sehnsucht nach ihrer deutschen Ferne. Offiziere und Schipper, Jäger und Grenadiere, Männer aus allen Landen, jeden Bekanntnisses und jeder Gesinnung, sie vereinigen sich in dem inbrünstigen stillen Gebet: Vaterland!

Und auf einmal spricht ein vergrauter Soldat,
Einer, der keine Streifen hat,
Aus träumernder Tiefe, wie ein Schäfer spricht:
„Ich seh' eine Stube mit einem schüchternen Licht,
Die Tür ist verschlossen, die beiden Fenster vereist,
Und ringsum ist Erde, Erde, die Deutschland heißt,
O, könnt' ich dort liegen, und wär' es im harten Schnee,
Und könnten die Hände nichts fassen als einen Stein
Und würde ich nur ein hungernder Landstreicher sein,
Es müßte mein Herz nicht brennen so wund und weh.“

Seufzend hören es die Männer, und ein Leutnant, dem es
die Kehle würgt, tritt entschlossen vor den Herrn hin und bittet
um Urlaub für die himmlische Heldenschar, Urlaub zu einem

Besuch auf Erden. Nur bis zum Frühgesang der Engel. Seinen
Säbel läßt er zum Pfande, daß die Frist eingehalten wird.
Christus gewährt es. Er läßt das Himmelstor öffnen, und nun
schreiten und reiten sie hinab, grüßen nachts die schlafende
Heimat und kehren wieder heim, ehe der Hahn schreit. Die
Engel und die Heiligen singen doppelt so schön, wie an der
Spitze der Heimsitzigen der Leutnant beim Chorstuhl der
heiligen Familie die Einrückung meldet. ...

„Melde gehorsamt, vollzählig heimgekehrt.
Ich bitte um mein verpfändetes Schwert.“
Da lächelt Herr Jesus, jagt seinem Cherub etwas ins Ohr.
Stille der Wunder steigt aus der Tiefe empor —
Johann Sebastian Bach tritt in den Orgelraum. ...
Der ganze Himmel träumt einen deutschen Traum.

Diese Dichtung, welche der Autor Herrn Harry Walden
zugeeignet hat, ist vom Verlage Brüder Eusebius (Augenruher-
Verlag) im Rahmen allegorischer Zeichnungen als ein hübsches
Kunstblatt ausgegeben worden.

*** (Ein deutsch-österreichisches Kriegslied.)**

Der k. k. Oberwachmann **Adolf Malovec**, 14. Bezirk, Heinickegasse Nr. 6, hat ein deutsch-österreichisches Kriegslied „Kommt heran!“ verfaßt, das Hofballmusikdirektor **G. M. Ziehrer** vertonte und das der Verfasser des Textes dem Roten Kreuz gewidmet hat. Herr Malovec hat nun im Wege der Kabinettskanzlei dem Kaiser ein Exemplar mit der Bitte um Annahme überreichen lassen und ebenso ein Exemplar durch das Generalinspektorat zur freiwilligen Sanitätspflege dem Protokollstellvertreter des Roten Kreuzes **Erzherzog Franz Salvator** überreicht. Das Oberinspektorat verständigte den Einreicher des Liedes mit dem Ausdruck des Dankes, daß die Komposition der Annahme gewürdigt wurde. **Erzherzog Franz Salvator** ließ dem Verfasser mitteilen, daß er die Widmung angenommen habe und ließ ihm gleichzeitig den Dank für die Widmung zugunsten des Roten Kreuzes übermitteln. — Das Lied verherrlicht in gemütvollen Worten die Kaiserliche und Hingabe unserer Soldaten bis zur siegreichen Beendigung des Krieges.

* [Die internationale Wissenschaft und der Krieg.] Gelegentlich der Jahresversammlung der Gesellschaft der englischen Altertumsforscher bemerkte, wie Manchester Guardian vom 15. d. schreibt, der Vorsitzende Sir Arthur Evans, die Frage des Ausschlusses, wenigstens des zeitweiligen, deutscher Ehrenmitglieder aus dieser und anderen wissenschaftlichen Gesellschaften Englands liege in der Luft. Ehe man aber zu irgendeiner allzu weitreichenden Maßnahme schreite, solle man daran denken, daß einige deutsche Ehrenmitglieder zu jener edlen Klasse gehören, für die wissenschaftliche Bruderschaft ein mindestens ebenso starkes Band sei wie das der Nationalität und der Sprache. Trotz des „Evangeliums des Gaffes“ müsse man es den gelehrten Gesellschaften und Akademien Deutschlands zugute halten, daß sie, von unwesentlichen Ausnahmen abgesehen, davon Abstand genommen hätten, ihre englischen Mitglieder aus ihren Listen zu streichen. Trotz amtlichen Druckes habe sich die Berliner Akademie zweimal geweigert, diesen Schritt zu tun. Er selbst schäme sich nicht einzugestehen, daß er während des Krieges herzliche und sogar unverlangte Hilfe von einem deutschen Altertumsforscher empfangen habe, der eine hohe amtliche Stellung einnehme. Er wendete sich dann gegen die vielen von Deutschland und Oesterreich begangenen Grausamkeiten und sagte: „In diesen Zeiten unerträglicher Herausforderung haben wir und die Mitglieder ähnlicher Gesellschaften, die auf dem neutralen Grund der Wissenschaft stehen, eine hohe Pflicht zu erfüllen. Daß eine ernstliche und lange Entfremdung zwischen dem gesamten britischen Volk und dem Deutschen Reich vorhanden sein wird, ist unvermeidlich geworden. Aber das berührt nicht die unveränderliche Grundlage für alle Zweige der Forschung, ihre starke gegenseitige Abhängigkeit. Wir haben stets mit denen, die heute unsere Feinde sind, eine gemeinsame Aufgabe geteilt. Wir können nicht die Tatsache umgehen, daß wir morgen wieder einmal auf demselben geschichtlichen Gebiet als Arbeiter zusammenstehen. Es liegt uns ob, nichts zu tun, was den gegenseitigen Verkehr ausschließen könnte auf Gebieten wie den unseren, die fern von der Herrschaft menschlicher Leidenschaften an den stillen Straßen der Vergangenheit liegen.“

**3900 Zeitungen und Zeitschriften
als Opfer des Krieges.**

Prof. Walter Götz, der Nachfolger Lamprechts auf der Leipziger Universität, widmet in einem neuen Werk „Deutschlands geistiges Wesen im Weltkrieg“ (12. Heft der Sammlung „Berthels“ Schriften zum Weltkrieg, Gotha, F. A. Berthels), der Haltung der deutschen Presse während des Krieges gerechte und anerkennende Worte. Er betont zutreffend, daß man sich in der deutschen Presse bei der Zurückweisung feindlicher Lügen auf eine sachliche Haltung beschränkt habe; die Kulturleistungen unserer Gegner fänden wie in Friedenszeiten eine unparteiische Erörterung. Götz hebt die schwierige Lage des Zeitungsgewerbes hervor: gegen 800 Zeitungen und Zeitschriften mußten bald nach Ausbruch des Krieges ihr Erscheinen einstellen; bis Frühjahr 1916 ist diese Zahl auf die erschreckende Höhe von 3900 gestiegen. Der deutschen Presse wird gedankt für die Art und Weise, wie sie die Einigkeit und Entschlossenheit der Nation und das Vertrauen zur Heeresleitung und zur Regierung zum Ausdruck gebracht hat. „An die einheitliche Gesinnung und an die Selbstzucht der Presse sind große Anforderungen gestellt worden; aber sie hat sowohl den inneren Burgfrieden musterhaft gewahrt, als sich auch den höheren nationalpolitischen Gesichtspunkten rückhaltlos untergeordnet.“

„Ein irreführtes Volk.“) Unter diesem Titel hat, wie schon berichtet, die schwedische Schriftstellerin Annie Ball, eine Fremdin Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, ein Schriftchen veröffentlicht, das schon vorher in der Muttersprache der Verfasserin erschien und in ihrer Heimat viel Aufsehen erregte. Das Reinerträgnis des Büchleins, das in der Sallmayer'schen Buchhandlung in Wien erschien, ist ausschließlich den erblindeten österreichisch-ungarischen Soldaten gewidmet. Die schwedische Schriftstellerin schildert ihren Aufenthalt in Italien in jener Zeit, da die gefügigen Werkzeuge der Entente eben daran waren, die Leidenschaften des italienischen Volkes anzufachen, um es von seiner Bündnispflicht abzudrängen und in die Sackgasse hineinzustößen, in der es sich jetzt um fremder Interessen willen befindet. Die schwedische Dame liebt Italien und blickt zugleich mit dem scharfen Blick einer Unparteiischen auf das, was geschehen ist und noch geschieht. Nicht das Volk, nicht Italien, sagt sie, wollten den Krieg; die von den englischen Agenten irreführte Masse wurde so lange aufgestachelt und gereizt, bis die Regierung ihren Widerstand aufgab und die zwischen ihrem besserem Ich und der Furcht vor der Revolution kämpfenden Hofkreise mit sich fortis — worauf dann die das kommende Unheil klar voraussehenden Volksvertreter und Staatsmänner das durch vierzig Jahre von ihnen und ihren Vorgängern aufgerichtete Gebäude der italienischen Nationalpolitik unter dem wilden Schrei der Gasse zusammenstürzen sahen. Es sind dramatische, wild bewegte Szenen, die die Schwedin in Rom, Florenz und Mailand miterlebte. Sie zitiert eine diplomatische Persönlichkeit, die in jenen Tagen erzählte, daß ein Mitglied der englischen Regierung in dem Augenblick, als sie das Wort ihres römischen Botschafters geblüht sah, geäußert haben soll: „Wir wollen die Herren von der Consulta ausnützen, aber nachher keinen mehr die Hand drücken.“ Mit großer packender Darstellungskraft schildert die Verfasserin, wie sich die Ereignisse in den kritischen Tagen abspielten. Alle Helden der Gasse erscheinen vor dem Volke, um seine Leidenschaften immer neu aufzupeitschen, bis die Kriegserklärung ertönt ist. Aber die Gasse, die den Krieg erzwang — sagt sie — ist nicht das Volk. Mitten im Losen der irreführten Massen regt sich die verschüchterte Volkseele, die über das Unglück trauert, das der entfesselte Wahnsinn über Italien und die Italiener gebracht hat. „Italien — so sagt einer dieser Leute zur Verfasserin —, Italien ist verkauft und verraten, aber der Tag wird kommen, wo dies allgemein klar wird.“ Das Büchlein hat als ein unparteiisches

Dokument aus diesen harten Kriegstagen einen weit über den Augenblick hinaus reichenden Wert.

1./VI. 1916

* (Die Wiener Presse und der Krieg.) In der vorgestrigen Jahresversammlung des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia“ widmete der Präsident Dr. Siegmund Ehrlich den Kollegen, die seit einem Jahre aus dem Leben geschieden sind, pietätvolle Worte des Nachrufes und fuhr fort: Tief bewegt erinnern wir uns der Brüder, die seit Jahresfrist im Norden und Süden fürs Vaterland verblutet sind. Es ziemt sich nicht nur, es ist uns Herzenssache, der Trauer um all die Tapferen, die ihr Leben für uns hingegeben haben, hienit vollen Ausdruck zu geben. Dankerfüllt blicken wir nach Südwesten, wo unsre ruhmreichen Feldherren, unsre herrlichen Soldaten neue Heldentaten vollbringen. Heute dürfen wir es offen aussprechen, was das Innere eines jeden Oesterreichers bewegte, als Italien vor einem Jahre das bekannte Anbot abgelehnt und uns den Krieg erklärt hatte. Ein schwerer Alp, der unsre Brust beklemmt und die Kehle zugeschnürt hatte, war von uns genommen. Erleichtert atmeten wir auf und richteten die Augen nach dem Arbeitszimmer unsres gütigen, allzeit ritterlichen Kaisers. Nicht Saß erfüllt uns, nur Verachtung, die sich gegen die wahnwitzigen Anstifter richtet. Dem irregeleiteten Volke Italiens bringen wir aufrichtiges Mitleid entgegen. Seien wir dankbar für die Freuden, die uns jetzt bereitet werden. Lob und Preis den genialen Führern der Armee und unsrer mit neuem Ruhme bedeckten Marine; Lob und Preis jedem einzelnen Manne zu Land und zur See. Sie bürgen für den ersehnten Enderfolg, für die Wiederherstellung der alten deutschen Reichslande in Tirol, für den dauernd gesicherten Frieden. (Lebhafter Beifall.) Der Präsident besprach das unermüdliche und liebevolle Wirken, das die Presse im Dienste der Kriegsfürsorge und der Kriegsanleihen entfaltet, und fuhr dann fort: In unserm Rechenschaftsberichte ist eingehend dargelegt, was die Verwaltung an Mühe aufgewendet hat, um die Kriegszensur zu mildern, wenn nicht zu beseitigen. Eine Presse, die, unter schwierigen Verhältnissen tätig und vielfach unter den wirtschaftlichen Folgen des Krieges empfindlich leidend, so gewissenhaft, so begeistert ihre Pflicht erfüllt, verdient wohl, daß ihr der Staat Vertrauen entgegenbringe, daß er ihr nur diejenigen Beschränkungen auferlege, die im Kriege unvermeidlich sind. Wir haben in den Konferenzen mit den Regierungsvertretern uns mit allem Nachdruck gegen die Zensur verwahrt. Unsre Mühe ist leider fruchtlos geblieben. Ich halte es aber für unsre Pflicht, daß die „Concordia“ sich auch heute feierlich gegen die weit über das militärische Interesse hinausgehende Einrichtung verwahre. Hohe Funktionäre, wichtige öffentliche Stellen haben mit der heiligen „Anastasia“, wenn ich das Wort gebrauchen darf, ihre oft sehr sonderbaren Erfahrungen gemacht. Wir hoffen, sie werden uns seinerzeit beistehen, wenn es sich etwa darum handeln sollte, neue Schritte zu unternehmen. Wir verwahren uns aber jetzt schon dagegen, daß die Beengung der Presse länger dauere als der Krieg. (Beifall.) Wir rechnen mit aller Bestimmtheit darauf, daß nach Wiederkehr des Friedens uns auch die doch so eng bemessenen, verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der Presse wiedergegeben werden. Wir verwahren uns mit aller Entschiedenheit dagegen, daß von der Zensur auch nur ein Z-Tüpfelchen in das neue, wie wir hoffen, schöne Oesterreich übernommen werde. (Lebhafter Beifall.)

Die Gewinne der Viehverwertungsgesellschaft.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung, der eine lange und stellenweise auch erregte Debatte hervorrief, war die Verhandlung über die Beteiligung der Gemeinde Wien an der Viehverwertungsgesellschaft. Wir können über die Debatte heute nicht berichten; der Bericht ist vorläufig von der Zensur inhibiert.

Vieverwertungsgesellschaft, Pressfitten und Pressfreiheit.

In vierzehn Wiener Tageszeitungen ist gestern ein Artikel erschienen, der den Titel führt: Zweck und Ziele der Allgemeinen österreichischen Viehverwertungsgesellschaft. Alle Zeitungen — wir werden sie gleich nennen — denselben und gleichlautenden Artikel: das gibt zu denken! Der Leser denkt sich wohl auch gleich, wie dieses Wunder zustande gekommen ist, denn der Leser schätzt ja diese Presse, obgleich er sie häßt und ließt, richtig ein: er weiß schon, daß die Veröffentlichung bezahlt worden ist! So ist es auch in der Tat: diese Artikel, die (mit einer Ausnahme) überall im redaktionellen Teile erscheinen, dem Leser als Meinung und Ansicht der Redaktion vorgefetzt werden, sind bezahlt! Die „Einschaltung“ im redaktionellen Teile entspricht so den Wünschen der beiden Teile: die Viehverwertungsgesellschaft bringt ihre Beschönigungsschrift derart besser unter die Leute und erhöht ihre Wirkung, und die wackeren Zeitungen können für die Einschaltung im redaktionellen Teil mehr fordern; so ist beiden geholfen! Von den moralischen Auffassungen der Wiener Presse gibt der Vorfall ein anschaulich Bild!

Eine einzige Zeitung, die „Reichspost“, veröffentlichte den Artikel als Inserat; da sie der agrarischen Gesellschaft auch sonst die Stange hält, kann wenigstens sie geltend machen, daß sie sich, indem sie die Beschönigungen der Gesellschaft vorträgt, keines Widerspruchs schuldig macht. Sonst wird, wie gesagt, der Schriftsatz der Gesellschaft überall im redaktionellen Teile veröffentlicht; aber das ist schlechtweg Korruption. Es kennzeichnet die Wiener Presse, daß derlei, wozu sich in Berlin kein Blatt verstehen würde und in ganz Deutschland gewiß keines, das auf Anstand hält, in Wien ganz landesüblich ist, daß hier dabei nicht einmal irgend welche Skrupel erst überwunden werden müssen, sondern daß man dafür sogar eigene Preistarife hat! Folgende Zeitungen haben die Veröffentlichung sogar ohne jeden Zusatz vorgenommen: „Neues Wiener Tagblatt“, „Fremdenblatt“, „Wiener Allgemeine Zeitung“, „Ostdeutsche Rundschau“, „Neues Wiener Journal“, „Weltblatt“, „Extrablatt“, „Deutsches Volksblatt“, „Österreichische Volkszeitung“, „Kleine Österreichische Volkszeitung“; die haben also nicht einmal ein Schamgefühl zu überwinden gehabt. Die „N. Fr. Pr.“ fabelt ihren Lesern vor: „Wir werden um Veröffentlichung der folgenden Mitteilung ersucht“ — ersucht, ist gut gesagt. Ebenso das „8 Uhr-Abendblatt“: „Wir werden um Veröffentlichung nachstehender Ausführungen ersucht, welches „Blatt“ wir erwähnen, um zu zeigen, daß die Viehverwertungsgesellschaft die ganze Wiener Presse in ihren Bann ziehen wollte. Die „Kronzeitung“ kleidet ein: „Wir erhalten folgende Zuschrift“: es wird in

der „Geschichte“ des Schandblattes wohl das erstemal sein, daß dort ein Artikel erschienen ist; aber das hat eben seinen Grund! Die „Neue Zeitung“ hat sich zu der rührenden Einschaltung nur entschlossen, weil sie „nun auch die Gegenseite zu Wort kommen lassen will, damit sich die Leser ein Urteil bilden können“; alle Tage wird die „Urteilsbildung“ nicht so opulent ausfallen. Der „Zeit“ ist das „Nachwort“ mit dem „Ersuchen“ um Aufnahme zugekommen... Wir möchten nun beifügen, daß die Arbeiter-Zeitung die Veröffentlichung des Inserats ausdrücklich abgelehnt hat. Es handelt sich da um keine geschäftliche Mitteilung, sondern um eine Polemik in einer öffentlichen Angelegenheit, mit der materielle Fragen natürlich nicht verknüpft werden dürfen. Zum zweiten hat man das, was die Gesellschaft nun dichtet, schon vom Ackerbauministerium und vom Magistrat vernommen; für die Darstellung sprach also keine Notwendigkeit, und so ergibt sich als ihr alleiniger Zweck das Bedürfnis, den Zeitungen Geld zuzuwenden; aber was das bedeutet, weiß man. Zum dritten ist folgendes zu sagen: Die Presspolizei hat gegen die Darstellung des Ackerbauministeriums und gegen die des Magistrats kein Wort der Kritik zugelassen; die Leser erinnern sich wohl der weißen Fleder in der Arbeiter-Zeitung. Unter solchen Umständen würden wir die Gesellschaft in keinem Falle bei uns sprechen lassen, geschweige denn noch gegen Bezahlung! Das ellenlange Inserat beweist nur, wie sehr es die Gesellschaft nötig hat, die Kritik zu unterbinden, wie viel Dunkelheiten da nicht erhellt werden sollen.

Zum Schlusse folgende Frage: Man wird die Kosten dieser kunstgemäßen Beeinflussung der Presse wohl auf fünfzigtausend Kronen schätzen können. Wie kommt die „gemeinnützige“ Gesellschaft, deren Erträgnis öffentlichen Interessen gewidmet wird, dazu, wie hat sie ein Recht dazu, derlei Summen zwecklos auszugeben und damit den Betrag für öffentliche Interessen zu kürzen? Hier wird die Aufsichtsbekörde, das Ackerbauministerium, um Antwort gebeten!

Kriegsmaßnahmen im Zeitungsgewerbe. Zu der Bekanntmachung über Druckpapier hat der Reichszentralrat nunmehr Ausführungsbestimmungen erlassen, nach denen der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe ein Beirat beigegeben wird, der aus Vertretern der beteiligten Gewerbe besteht und über grundsätzliche Fragen des Papierverbrauchs zu hören ist. Es wird ferner die kostenlose Abgabe von Sonderblättern (Extrablättern), abgesehen von solchen, deren Ausgabe die Oberste Heeresleitung als erwünscht bezeichnet, verboten. Sonderbeilagen zu den Zeitungen dürfen nicht erweitert oder vermehrt werden. Die Beifügung von Prospekten, Reklamen und Drucksachen bleibt dagegen gestattet. — Alle diese Anordnungen sind im Einverständnis mit dem Verein Deutscher Zeitungsverleger und der von ihnen gegründeten Kriegswirtschaftsstelle getroffen worden. Ueber die noch weiter erforderlich werdenden Maßnahmen dürfte in der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Zeitungsverleger, die heute im Herrenhause stattfindet, beraten werden.

Denkschriften.

In seiner wichtigen Rede, die sich zu einer historischen Rundgebung von hochragender Bedeutung aufschwingt, hat der deutsche Reichskanzler kurz und gerade gegen die Treiberei mit geheimen und offenen Denkschriften Stellung genommen. Herr v. Bethmann Hollweg wendet sich gegen die Pamphletliteratur, gegen die fortlaufende Kette von groben Unwahrheiten und Verdrehungen des eigentlichen Sachverhaltes, gegen systematische Geschichtsfälschung und ähnliche unwürdige Machenschaften. Ein helles und verheißungsvolles Licht wirft der erste Juni in die Zukunft, und daran vermögen die Hezer und Lügner, die Schädlinge und Finsterlinge nichts zu ändern. Aber die Zurückweisung, die jene schimpflichen Versuche von berufener Seite aus unter dem tosenden Beifall der Vertreter des deutschen Volkes erfahren haben, war notwendig und wirksam. Denn sie reißt den Heuchlern die Maske vom Antlitz und zeigt, daß die verbündeten Mittelmächte in der Tat nicht Tod und Teufel fürchten, nicht ihre versteckten, hinterlistigen, nicht ihre erkannten, notorischen Feinde. Die Sache des Vaterlandes ist in Frage, um Personen wird nicht gekämpft. Und die stegreichen Centralmächte bekunden, wie sie diese Frage, diese Sache, diesen Kampf auffassen.

Eine besondere Rolle spielen besonders in der Geschichte der letzten Jahrzehnte solche Denkschriften, nicht etwa jetzt bei uns, sondern hauptsächlich im Lager derer, die heute unsere Widersacher sind. Vor allem wird im russi-

schen Reiche, wo ja die Freiheit des Wortes und der Schrift auf das äußerste geknebelt war, von der Möglichkeit, in Memoranden an den Zaren oder an die höchsten Würdenträger Dinge zu sagen, die sonst ungesagt bleiben müßten, reichlicher Gebrauch gemacht. Die Denkschriften des Grafen Witte, des Generals Kuropatkin, des Grafen Kokowzew — um nur die neuesten und bekanntesten anzuführen — haben größtes Aufsehen hervorgerufen. Der unglückliche Krieg Rußlands gegen Japan hat eine förmliche Flut von dergleichen Schriftstücken entfesselt, die nachher an den Gipfelpunkt erbittertster Polemik rückten.

In den letzten Monaten scheint das System dieser Denkschriften, so weit die auf Umwegen aus Petersburg eintreffenden Berichte lehren, wieder in höchster Blüte zu stehen. Freilich! Nichts Erfreuliches für die russischen Machthaber und deren Alliierte wird in diesen Memoranden verkündet. In beredten Ausdrücken schildern die lästigen Mahner, welcher unfäglicher Schaden den Russen aus diesem Krieg erwachse, wie furchtbar sich für das russische Reich die wirtschaftliche Krise gestalte und welche steigende Erregung sich der Bevölkerung bemächtige. Aus den Kreisen der Duma-Deputierten, aus der Mitte des Reichsrates, von den Kriegsindustriellen-Komitees, von den Studentenvereinen, den Universitäten und Arbeitergewerkschaften sind solche Denkschriften in Umlauf gesetzt worden, und das Memorandum der geknechteten fremden Nationalitäten Rußlands erhebt sich zu einem Dokument, das den Tiefstand der russischen Kultur und Humanität unzweideutig erhärtet, das eine flammende Anklage darstellt gegen die Gepflogenheiten moskowitischer Regierungsgewalt. Sehr peinlich war für die russischen kompetenten Faktoren auch der Umstand, daß den französischen und englischen Gästen bei ihrem Aufenthalte in Rußland allerlei aufklärende Memoranden in die Hände gespielt wurden, die geeignet waren, die Alliierten an der Seine und an der Themse empfindlich zu verstimmen und die beinahe historisch gewordene Magime von Rußland als dem Kolos mit den lönernen Füßen zu bestätigen.

Die Geschichte Englands, Frankreichs und Italiens ist nicht minder reich an solchen Denkschriften, deren viele in Sammelwerken veröffentlicht worden sind. Was auf diesem Gebiete der Krieg hervorgebracht hat, entzieht sich vorläufig noch unserer genaueren Kenntnis. Aus Andeutungen jedoch kann man ersehen, daß wahrlich kein Mangel besteht, und man kann gespannt sein auf die Enthüllungen, die da noch zu erwarten sein dürften. Verschiedene Uebersetzungen dergleicher Memoranden — trotz des Krieges — in deutsche Sprache ermöglichen ja bereits ein Urteil über diese Erscheinungen. sk.

Berein deutscher Zeitungsverleger.

Aus der Tagung des Vereins Deutscher Zeitungsverleger haben wir bereits die als Ergebnis der Verhandlungen gefasste Entschließung mitgeteilt. Wir tragen noch das Wesentlichste aus dem Verlauf der Verhandlungen nach.

Der Vorsitzende Dr. Robert Faber (Magdeburg) betonte in seiner Begrüßungsansprache, daß die deutsche Presse ihrer Aufgabe, aus der sie den Anspruch herleite, als unbeamtete Mitarbeiterin am Wohle des Staates angesehen und entsprechend gewürdigt zu werden, trotz eigener schwerer Bedrängnis dauernd Rechnung getragen und auf diese Weise dahin gewirkt habe, die Stimmung im Innern und an der Front hochzuhalten und sprach die Mahnung aus, mit der gleichen Zuversicht auch im Privatleben zu wirken.

Ueber die wichtigste Frage der Tagesordnung, die Lage des Papiermarkts, berichtete an Stelle des am Erscheinen verhinderten Direktors Müller Dr. Kurt Simon (Frankfurt). Er gab ein anschauliches Bild der schwierigen Lage des Zeitungsgewerbes, wobei er hervorhob, daß die Papierpreise eine ganz enorme Höhe erreicht haben. In der Erkenntnis der Schwierigkeiten, die durch den Papiermangel hervorgerufen sind, habe das Zeitungsgewerbe versucht, Maßnahmen zu ergreifen, besonders im Hinblick auf kleine und mittlere Zeitungen, denen es nicht möglich sein würde, bei den jetzigen Papierpreisen weiter zu bestehen. Unter der verständnisvollen Mitwirkung der Reichsregierung wurde die „Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe“ ins Leben gerufen. Das Zeitungsgewerbe sei zur Selbstkontingentierung des Papierverbrauchs geschritten, deren Einzelheiten allerdings noch nicht festgestellt seien, da die notwendigen statistischen Unterlagen erst beschafft werden mußten. Auf dem Papiermarkt haben sich, wie der Redner weiter ausführte, Verhältnisse entwickelt, denen das Zeitungsgewerbe auf die Dauer nicht gewachsen sein könne. Es handle sich nun darum, energische Gegenmaßnahmen in Vorschlag zu bringen. Die Vorschläge, die zur Abhilfe der Notlage gemacht wurden, gingen dahin, daß versucht werden sollte, die Beschaffung von Rohstoffen zu angemessenen Preisen und in ausreichendem Maße zu sichern. Der Referent gab zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß auch die Reichsregierung im Interesse des öffentlichen und nationalen Lebens alles tun werde, um die drohenden Gefahren vom deutschen Zeitungsgewerbe noch abzuwenden.

In der Aussprache bemerkte Bachem (Köln), nach dem Verständnis, das die in Frage kommenden Reichsstellen den Bestrebungen der Zeitungsverleger gegenüber bewiesen haben, bestehe die Hoffnung, daß ein weiteres gedeihliches Zusammenwirken mit den Behörden zu erwarten sei.

Denßin (Dortmund) bedauert, daß kein Regierungsvertreter anwesend sei. Es sei eine wichtige Aufgabe der Staatsregierung, in diesem Moment dafür Sorge zu tragen, daß die Presse und namentlich die politische Presse nicht zugrunde gehe. Wenn demnächst die Papierpreise wiederum erhöht werden, dann sei das Erscheinen vieler Zeitungen, namentlich in der Provinz, in Frage gestellt. Eine große Anzahl von Papierfabriken befaße sich jetzt viel lieber mit der Herstellung von satiniertem Papier als mit der Herstellung von Druckpapier, weil sie für das erstere höhere Preise erzielen. Da müßte der Vorstand in Verbindung mit der Staatsregierung einen Ausgleich herbeizuführen suchen. Der Verein habe alle Veranlassung, die Staatsregierung darauf hinzuweisen, daß es ihre höchste Pflicht sei, alles zu tun, um die Presse auch in Zukunft lebensfähig zu erhalten. Der Vorsitzende erwiderte, der Vorstand habe davon abgesehen, Vertreter der Regierung zur Teilnahme an der Versammlung zu laden, weil die Herren in der jetzigen Zeit sehr stark durch Amtsgeschäfte in Anspruch genommen seien. Der Vorstand habe auch geglaubt, davon absehen zu können, da die Stelle zur Verhandlung der Kontingentierungsfrage selbstverständlich nicht diese Versammlung, sondern das Reichsamt des Innern sei.

In der weiteren Besprechung berichtete Direktor Reiff ausführlich über die Organisation der „Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe“, die als Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet wurde und sich in enger Fühlung mit dem Reichsamt des Innern befindet. Das Zeitungsgewerbe habe alle Ursache, dem Reichsamt des Innern für die außerordentliche Unterstützung bei dieser Gründung dankbar zu sein. Der Kriegswirtschaftsstelle ist ein Beirat zur Seite gestellt, der sich aus den Kreisen der in Betracht kommenden Interessenten zusammensetzt und bei allen grundsätzlichen Fragen gehört werden soll. Aus diesem Beirat wird noch ein Ausschuss gebildet werden der über reine Verlegerinteressen zu beraten haben wird. Für die Kontingentierung sind viele Vorschläge gemacht worden, die sich aber nicht als durchführbar erweisen haben. Nach sehr eingehenden Beratungen mit dem Reichsamt des Innern soll nun für die Kontingentierung unter Berücksichtigung des Jahrespapierverbrauchs von 1915 für jede Zeitung der Umfang nach Quadratmetern bestimmt und gestaffelt werden. Ein Schlüssel für diese Staffelnung wird gefunden werden, wenn die nötigen Unterlagen festgestellt sind.

Hiernach wurde die früher mitgeteilte Entschließung gegen eine weitere Steigerung der Papierpreise gefaßt. Der von Generalsekretär Dr. Barisch erstattete Jahresbericht ergibt ein Anwachsen der Mitgabenzahl. Direktor Reiff behandelte ausführlich die Druckkostenfrage. Ueber die bevorstehende Neuregelung der Fernsprech- und Telegrammgebühren sprach Dr. Bachem und bekräftigte es, daß hierbei zum erstenmale das Prinzip zum Ausdruck komme, den Preistelegrammen bei der Erhebung der staatlichen Gebühr eine Ermäßigung zu gewähren. Professor Dr. Wolf-Dresden besprach bei dem Punkte der Tagesordnung „Anzeigen“ die Richtlinien, die für einen bei der Reichsprüfungsstelle für Lebensmittel eingesetzten Ausschuss zur Beratung, wie die mit den Zeitungsanzeigen über Lebensmittel und Gegenstände des täglichen Bedarfs verbundenen Mißstände zu beseitigen sind, maßgebend sein sollen.

In seinem Schlusswort hob der Vorsitzende noch hervor, manches, ja das meiste müsse im Sinne des Staatsinteresses, das an der Sicherung des Wiedererscheinens der Zeitungen bestehe, noch geschehen, was aber, wie der Vorstand des Vereins, den Verleger, besonders mit dem Reichsamt des Innern, zu pflegen habe, müsse dankbar das Verständnis anerkennen, daß dort der staatlichen Bedeutung der Presse heute entgegengebracht werde. Der Vorsitzende schloß die Versammlung mit der Hoffnung, daß diese Tagung zur Stärkung des Gefühls der Solidarität der deutschen Zeitungsverleger beigetragen haben möge.

Der Kaiser hat in der Erwiderung auf das an ihn gesandte Begrüßungstelegramm seinen Dank für das erneute Geselbnis treuer Mitarbeit an der großen Aufgabe der Zeit auszusprechen lassen.

9./VII. 1916

Zeitungsverleger und Papiersteuerung.

Der Verein Deutscher Zeitungsverleger hielt dieser Tage eine Hauptversammlung in Berlin ab. Mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit war von allen sonstigen Veranstaltungen Abstand genommen worden, so daß die Tagung einen rein geschäftlichen Charakter trug.

Der wichtigste Punkt der Tagesordnung war die bereits kurz erwähnte Besprechung der Lage des Papiermarktes.

Dr. Simon („Frankfurter Zeitung“) gab ein anschauliches Bild der schwierigen Lage des Zeitungsgewerbes, wobei er hervorhob, daß die Papierpreise eine ganz enorme Höhe erreicht haben. In der Erkenntnis der Schwierigkeiten, die durch den Papiermangel hervorgerufen sind, habe das Zeitungsgewerbe versucht, Maßnahmen zu ergreifen, besonders im Hinblick auf kleinere und mittlere Zeitungen, denen es nicht möglich sein würde, bei den jetzigen Papierpreisen weiter zu bestehen. Unter der Mitwirkung der Reichsregierung wurde deshalb die „Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe“ ins Leben gerufen. Auf dem Papiermarkt haben sich, wie der Redner ausführte, Verhältnisse entwickelt, denen das Zeitungsgewerbe auf die Dauer nicht gewachsen sein könne. Es handele sich nun darum, energische Gegenmaßnahmen in Vorschlag zu bringen.

Herr Lensing-Dortmund führte aus, eine ganze Reihe von Zeitungen sei schon eingegangen, und wenn demnächst die Papierpreise wiederum erhöht würden, dann sei das Erscheinen vieler Zeitungen in Frage gestellt. Der Verein habe alle Veranlassung, die Staatsregierung darauf hinzuweisen, daß es ihre höchste Pflicht sei, alles zu tun, um die Presse auch in Zukunft lebensfähig zu erhalten.

In der weiteren Besprechung berichtete Direktor Reich ausführlich über die Organisation der „Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe“, die als Gesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet wurde und sich in engster Fühlung mit dem Reichsamt des Innern befindet. Für die Kontingentierung seien viele Vorschläge gemacht worden, die sich aber nicht als durchführbar erwiesen hätten. Nach sehr eingehenden Beratungen mit dem Reichsamt des Innern solle nun für die Kontingentierung unter Berücksichtigung des Jahrespapierverbrauchs von 1915 für jede Zeitung der Umfang nach Quadratmetern bestimmt und gestaffelt werden. Ein Schlüssel für diese Staffellung werde gefunden werden, wenn die nötigen Unterlagen festgelegt seien.

Hierauf wurde die in Nr. 283 bereits mitgeteilte Entscheidung angenommen.

9./10. 1916

"Piraten der öffentlichen Meinung." Der deutsche Reichskanzler sprach das scharfe Worte in seiner Montagrede im Berliner Reichstage. Die Berechtigung des Kanzlerwortes weist jetzt gerade recht der amerikanische Botschafter in Berlin, Herr Gerard, nach, welcher in der "Voss. Zig." folgendes Erlebnis mit einem "Journalisten" Ernst Friedegg von der Berliner ("jüdischen") "Nationalzeitung" erzählen läßt:

Ich empfing Herrn E. Fr. in Gegenwart einer Dame und antwortete auf seine Fragen, daß ich ihm nichts weiter sagen könne, als daß das Mitglied der amerikanischen Botschaft, Herr Grew, dessen Abreise nach Amerika gemeldet war, sich nur in Familienangelegenheiten in New-York aufhalte. Auf jede weitere Frage des Herrn E. Fr. verweigerte ich die Auskunft. Als Herr E. Fr. nach einiger Zeit wieder kam und mir ein Manuskript brachte, in dem meine angeblichen Äußerungen wiedergegeben sein sollten, und mich um Bestätigung dieser Unterredung bat, gab ich Herrn E. Fr. zu verstehen, daß ich kein Wort von dem gesagt habe, was mir in den Mund gelegt worden war. In der Erregung über die an mich gestellte Zumutung zerriß ich das mir überreichte Manuskript in Gegenwart des früheren Botschaftsrates Jackson, der aus seiner zwölfjährigen ehemaligen Amtstätigkeit an der amerikanischen Botschaft in Berlin bekannt ist, in Stücke und warf es in den Papierkorb. Es kann nach alledem von einer "authentischen Unterredung" mit mir seitens des Herrn E. Fr. nicht im entferntesten die Rede sein, so daß ich jede Verantwortung für dieses Interview strikte ablehne.

So der Botschafter über den Verlauf der Unterredung mit dem zudringlichen Schmock. Was aber erzählte dieser im Blatte, das ihn ausgespielt hatte, um jeden Preis eine Sensation zu erjagen? Er teilte mit, Botschafter Gerard habe ihm erklärt:

Ob sich der Präsident (Wilson) darauf beschränken wird, Friedensvorschläge der beiden kriegsführenden Parteien entgegenzunehmen, oder aber sogar einen Druck auf die Kriegführenden ausüben wird, läßt sich heute noch nicht beurteilen.

Ueber den angedrohten Druck auf die Kriegführenden entstand nun in der reichsdeutschen Öffentlichkeit begreiflicher Unmut, dem der konservative Führer Graf Westarp in seiner Reichstagsrede denn auch entsprechenden Ausdruck verlieh. Es liegt hier ein Musterbeispiel für die Gemeingefährlichkeit der gewissen morgenländischen Sensationspresse und ihrer Ausstrageschmöcke vor, die um den Preis einer Sensation, bzw. eines fetten Zeilenhonorars ohne Gewissensstrupel die Beziehungen zwischen Völkern und Staaten vergiften. — Welche Elemente sich übrigens der Presse zuwenden, das lehrt ein heute im Wiener Landesgericht abgeführter Prozeß, in welchem der "Kaufmann und Journalist" Fritz Landsberger wegen Erpressung an Wohltätigkeitsvereinen (er hatte ihnen nach einigen Angriffen in den "Neuen freien Worten" mit Enthüllungen gedroht — man weiß, was das Androhen von Enthüllungen bezweckt!) zu einem halben Jahre schweren Kerkers verurteilt wurde. — Solange nicht das Publikum selber in der Auswahl seiner Zeitungslektüre vorsichtiger wird, sondern gierig nach Sensationen jagt, ist freilich eine Besserung der Zustände kaum zu erwarten. Mit der bloßen Klage über die "Piraten der öffentlichen Meinung" ist's nicht getan, man muß sie auch wie Piraten behandeln.

Schönherr's „Volk in Not“ im Deutschen Volkstheater.

Anfangs Juli soll, wie wir erfahren, im Deutschen Volkstheater eine interessante Uraufführung stattfinden: Mitglieder des Buratheaters sollen unter Direktor Hugo Thimias künstlerischer Leitung und Otto Treblers Regie Schönherr's viel umkittenes neues Werk „Volk in Not“ zur Aufführung bringen. Die Vorstellung soll im Laufe einer Woche sechsmal wiederholt werden. Die Zensur hat das Werk für die Aufführung im Volkstheater bereits freigegeben. Ob die Vorstellungen zustandekommen werden, hängt nur noch von den Verhandlungen mit der Hoftheaterbehörde ab, die den Buratheatermitgliedern die Mitwirkung erst gestatten muß. Man hofft jedoch, daß diese Verhandlungen zu einem günstigen Resultat führen werden. Die Proben würden in diesem Falle dann ehestens beginnen.

Raumanns englische Uebersetzung. Die Londoner Wochenschrift „Nation“ hatte unlängst den Wunsch ausgesprochen, daß englische Verleger wichtigerer deutsche Werke über Politik herausgeben möchten, zum Beispiel: R a u m a n n s „Mitteleuropa“ oder Reventlows „Deutsche Politik“. Darauf erwidert die Leitung des großen Verlagshauses George Allen and Unwin in einer Zuschrift, daß sie beide Werke schon im letzten Jahre herausgegeben hätte, wenn es möglich gewesen wäre, die nötigen Verfügungen zu treffen. Aber die Verleger stünden vor folgender peinlicher Alternative: entweder müßten sie das Uebersetzungsrecht einfach stehlen oder eine Bewilligung zum Handel mit dem Feinde erlangen. „Das erste Verfahren denken wir nicht anzuwenden, und es ist verständigerweise von der Herausgebervereinigung mißbilligt worden. Das zweite ist wenig aussichtsvoll, da wir sicher sind, daß selbst wenn die Regierung glauben würde, daß eine solche Bewilligung im öffentlichen Interesse läge, Graf Reventlow unter keiner Bedingung die Erlaubnis geben würde. Es gibt indes eine dritte Möglichkeit, nämlich, daß das Verlagsrecht von solchen Werken, besonders den seit Kriegsausbruch erschienenen, in die Patentliste eingetragen werden würde, und wir glauben, daß dies jetzt erwogen wird. Aber hier sind Prinzipienfragen im Spiel, über die nicht leicht hin entschieden werden darf, und bisher liegt noch keine offizielle Erklärung der berufenen Regierungsdepartements vor.“

14. VII. 1916

Zeitungen und Zeitschriften in der Kriegsausstellung.

In keinem früheren Kriege hat das gedruckte und geschriebene Wort eine so bedeutende Rolle gespielt, wie im gegenwärtigen. Daher ist auch eine fast unübersehbare Menge von Zeitungen und Zeitschriften entstanden, die für die Sache von Freund und Feind wirken. Es wird immer in der Geschichte des Zeitungs- und Druckwesens ein Ruhmesblatt für Hamburg sein, daß gerade in unseren Mauern eine ganze Reihe von Aufklärungsschriften und Zeitungen entstanden sind, die der außerdeutschen Welt die richtige Anschauung vom Wesen, Ziel und Erfolge des deutschen Volkes vermittelt haben. Mit vollem Recht sind diese Schriften in der Kriegsausstellung für den Beschauer bereitgelegt worden, sind sie doch ein Beweis dafür, daß hier eine Arbeit geleistet wurde, die in ihrer Organisation äußerst schwierig, in ihrer Wirkung äußerst wertvoll ist.

Daneben werden in einer Sonderausstellung der Hamburger Stadtbibliothek Zeitungen und Zeitschriften gezeigt, die von Auslandsdeutschen in den verschiedenen überseeischen Gebieten gegründet wurden. An dieser Stelle verdient auch die Handlungsweise unserer in Chile lebenden Landsleute volle Würdigung. Sie veröffentlichten nämlich in dem deutschfeindlichen „Mercurio“ von Valparaiso eine Anzeige folgenden Inhalts: „Deutsche Landsleute! Diese Zeitung zieht unser Volkstum täglich in den Schmutz! Handelt danach!“ Ein rührendes Zeugnis deutscher Arbeit mitten in Kampf und Not sind die ebenfalls ausgestellten Zeitungen aus unseren Kolonien, teils auf weißem, teils auf buntem Papier gedruckt, je nach dem Stand der Vorräte.

Aber auch in den eroberten Gebieten im Osten und Westen entstanden viele neue Zeitungen in deutscher, polnischer, jiddischer, vlämischer und französischer Sprache. Und auch in der Heimat sind viele Zeitungen und Zeitschriften zur Förderung innerer Interessen geschaffen worden. Zu ihnen gehören in erster Linie die Lazarettzeitungen mit ihrem teils belehrenden, teils unterhaltenden Inhalt, Organe wirtschaftlichen Inhalts und Blätter für die Bestrebungen der Kriegsfürsorge.

Diese Abteilung der Kriegsausstellung erweckt allgemein berechtigtes Interesse, da sie ein gut Teil deutscher Schaffensfreudigkeit und deutscher Intelligenz verkörpert.

Eine neue Vertonung der „Donauwacht“.

Von dem im Vorjahre bei der Franz Gilltschen Preisausschreibung preisgekrönten väterländischen Gedicht „Die Donauwacht“ des Oberösterreichers Karl Frank wird nunmehr eine dritte Vertonung vom Komponisten Eduard Piefisch, Revidenten der österreichischen Staatsbahnen, derzeit dem Kriegsministerium zugeteilt, in die Öffentlichkeit gelangen. Sie wird vom Gesangverein österreichischer Eisenbahnbeamten bei der Mittwoch den 21. d. oder im Falle ungünstiger Witterung an diesem Tage Samstag den 24. d. im Garten des Wiener Konzerthauses, 3. Bezirk, Lothringerstraße Nr. 20, stattfindenden Wohltätigkeitsliebertasel aufgeführt.

— „Vom innern Frieden des deutschen Volkes.“
 Dies ist der Titel eines zweibändigen Werkes, das soeben erscheint und dem Zwecke dient, die geistigen Kräfte Deutschlands zu organisieren. 40 Angehörige der verschiedenen religiösen Bekenntnisse und politischen Richtungen haben an diesem Werk mitgearbeitet, dessen Herausgeber Dr. Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des preussischen Herrenhauses, ist. Von den fünf Abschnitten behandelt der erste in acht Einzelabhandlungen den Frieden unter den Weltanschauungen. Den Artikel „Katholizismus und modernes Leben“ schrieb Universitätsprofessor Doktor Ademacher (Bonn) und den Artikel „Deutsche Kultur und Katholizismus“ Jesuitenpater Peter Gypert in München. Dem Frieden unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien ist der zweite Abschnitt gewidmet. Von Prälat Dr. Mausbach in Münster ist die Abhandlung über „Wahrung und Förderung des konfessionellen Friedens“. In dem Abschnitt, welcher den Frieden unter den Klassen und Berufsständen behandelt, schrieb über „Soziale Verständigung“ Prälat Dr. Pieper (M.-Gladbach). Von den acht Kapiteln des vierten Abschnitts, welcher dem Frieden unter den politischen Parteien gilt, sind zwei von Liberalen und freikonservativen, drei von

sozialdemokratischen Abgeordneten, der Beitrag über „Das Zentrum und die anderen Parteien“ von Justizrat Doktor Julius Bachem (Köln).

17. VI. 1916

* "Ich hab' ein Hüglein im Polenland". Zu diesem echt volkstümlichen und vielvertonten Gedichte Karl Dankwart Zwergers hat F. Gareis drei Künstlerarten gezeichnet, die dem innigen Empfinden des Gedichtes angepaßt und sehr hübsch ausgeführt sind.

**Ablieferung erbeuteter Druckwerke
und Schriftstücke.**

N Berlin, 17. Juni. (Priv.-Tel., af.) Das „Armeeverordnungsblatt“ enthält folgende Verordnung des Kriegsministeriums:

Sämtliche erbeuteten Druckwerke und Schriftstücke sind als Kriegsbeute zu behandeln und der Sichtungsstelle des stellvertretenden Generalstabs zuzuführen. Keine Behörde, kein Truppenteil, kein Kriegsteilnehmer ist berechtigt, derartige Stücke zurückzubehalten oder sie an Bibliotheken, Museen, Händler usw. zu verschenken oder zu verkaufen. Nach dem Erlaß vom 30. Januar 1915 haben die Behörden und Truppen im Kriegsgebiet derartiges Material, soweit es für die Oberste Heeresleitung von Bedeutung ist, an die Nachrichtenoftiziere bei den Armee-Oberkommandos, falls es jedoch zweifellos keinen Wert mehr für die Operationen hat, an die Generalkommandos abzugeben, die es der Sichtungsstelle des stellvertretenden Generalstabs zuleiten. Das entgegen diesen Bestimmungen auf anderem Wege in die Heimat gelangte Material ist unverzüglich an die Sichtungsstelle des stellvertretenden Generalstabs abzugeben. Wer trotzdem Beutestücke dieser Art zurückbehält oder von dritten annimmt, macht sich strafbar.

Gegen die Schundliteratur.

Eine Verfügung des Statthalters.

Vor kurzem hat die „Zeit“ an dieser Stelle eine eingehende Schilderung des riesigen Umfangs der Schundliteratur, ihrer Entstehung und ihres verderblichen Einflusses besonders auf die Gemüter unserer Jugendlichen veröffentlicht. Nachdem nun der Statthalter vor wenigen Tagen einmal den Weg zur Bekämpfung der Verwahrlosung des heranwachsenden Geschlechtes betreten hat, indem er den Tabakverkauf an sie verbot, ihnen den Besuch von Nachtlokalen usw. untersagte, geht er nun weiter und legt die Hand an die Wurzel vieler Uebel. Die niederösterreichische Statthalterei hat nämlich die Einstellung der Verbreitung einer großen Anzahl von Schundliteraturschriften verfügt. In dem 171 Nummern umfassenden Verzeichnis von verbotenen Schriften, das die heutige Wiener Zeitung veröffentlicht, findet man die bekanntesten Titel der meist mit einem grellfarbigen Wilde gezierten Detektivbücher. Endlich werden nun „Der Weltdetektiv Sherlock Holmes“, „Nat Pinkerton“ und vor allen aber „Nick Carter“ von der Bildfläche verschwinden, auch „Fris Stargards Abenteuer“ und „Aus den Geheimnissen des Weltdetektivs“ ebenso wie „Buffalo Bill“ und alle die anderen, grausigen Wild-West- und blutigen Indianer- und Nübergeschichten.

Auch jener Anzahl von Sinterstufenromanen in 52 Lieferungen, die besonders für die weibliche Jugend berechnet sind ist der Krieg erklärt worden. Dem phantasiereichen Hirn sensationsstücker „Autoren“ entsprungen, bedeuten diese durch ein Meer von Kolportageuren vertriebenen Setze eine direkte Massenvergiftung. Titel wie „Königliche Steirer“, „Die Geheimnisse einer unglücklichen Ehe“, „Das dunkelste Rätsel des 20. Jahrhunderts“ oder „Ohne Nina und

Myrte“, „Der Roman einer Verführten“, sorgten sicher für den nötigen Absatz der meist aus Dresden, der Hochburg der Schundliteratur, stammenden Schriften. Nun hat auch diese Erzeugnisse der Druckpresse das verdiente Schicksal erreicht.

Während Deutschland die Bücher der Schundliteratur in Massen herstellte, gibt es in Wien nur einige Firmen, die sich mit dem Vertrieb derartiger Schriften befassen. Selbstverständlich stehen auch deren Erzeugnisse mit auf der Liste. So werden aus dem Wiener Verlag von Josef Fischer unter anderem verboten: „Heine Sabanna“, „Herrenbibliothek“, „Kriminalprozesse aller Zeiten“, „Durch alle Welt“, „Neue Detektiv-Zeitung“, „Der Romanleser“ und „Was man nicht laut erzählt“. Aus Josef Rubinstein's Verlag werden verboten: „Die geheimnisvolle Bibliothek“ und „Das Feigenblatt“. Der Verlag Ch. Sölzer darf seine „Detektiv-, Amüsante und Wild-West-Bibliothek“ nicht mehr weiterverbreiten. Besonders zu erwähnen wäre auch noch das Verbot gegen den „Lustigen Wiener“.

Der endlich begonnene Kampf der Statthalterei gegen die Hochflut der Schundliteratur, die besonders in den jetzigen Kriegszeiten ein günstiges Ausbeutungsfeld fand, ist nur mit Freuden zu begrüßen.

Der Kampf gegen die Verfeuchung mit Schundliteratur.

Die heutige „Wiener Ztg.“ enthält eine ganze Seite von Titeln von der Staatsanwaltschaft eingestellter Schundliteraturwerke. Um welche Produkte es sich handelt sei aus einigen herausgegriffenen Titeln gezeigt:

Arno Kraft, genannt der Goliath, der größte deutsche Räuberhauptmann des 19. Jahrhunderts. Dresden-A., Dresdner Romanverlag. — Artur Melchior Vogelhang, genannt der Nebelreiter, der verwegenste und größte Räuberhauptmann von Sachsen und Böhmen. Neusalza, Hermann Deser. — Artur Robino, der Anführer der schwarzen Bande, der größte Räuberhauptmann der Gegenwart, Dresden-A., Dresdner Romanverlag. — Aus dem Sumpfe der Großstadt. Berlin C 19, Metropolis-Verlag. — Die Weichte einer Entehrten. Berlin, S 14, Verlag moderner Lektüre. — Cartouche, der tollkühnste Räuberhauptmann aller Zeiten. Der Schrecken der Tyrannen. Der Abgott der Frauen. Berlin SW 61, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. — Ernst Adolf Schilling, genannt die Blutdogge, der furchtbarste und gewaltigste Räuberhauptmann Deutschlands und Oesterreichs. Geschichtlicher Volksroman aus der Zeit August des Starken. Neusalza, Hermann Deser. — Franz Wetterstein. Der tollkühnste und berühmteste Räuberhauptmann Deutschlands. Dresden-A., Dresdner Romanverlag. — Der Fürst der sächsisch-böhmischen Wälder, Philipp von Rengstein, genannt Lips-Lullian. Dresden-A. 7, Adolf Ander. — Giuseppe Garibaldi, Italiens größter Volksheld, oder Vom Räuberhauptmann zum General. Berlin, SW 61, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. — Der Liebestraum einer Grafenbraut. Lieben und Leiden des schönen Fabrikmädchens Rosa Berg. Dresden-A. 7, Adolf Ander. — Der Räuber von Mariaf oder Leben, Laten und Abenteuer des Räuberhauptmannes Eug. Bohened. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Aug. Wilde, Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Einhand, der Satan von Schlesien. Berlin SW 61, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. — Räuberhauptmann Georg Brandmüller, Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Hannes Bauer, Berlin SO 16, Verlagsgesellschaft G. m. b. H. — Räuberhauptmann Hans Jagenteufel, genannt der rote Satan, und die schwarze Marie, die Tochter des Scharfrichters aus Prag. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Heinrich Klaproth, genannt der wilde Heinz oder Ilse, die Fürstenbraut. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Heinrich Oswald Laueremann, genannt der Teufelsaktuar oder das steinerne Kreuz vom Spremberg. Berlin NO 43, A. Weichert. — Räuberhauptmann Heinz Schrentendorf, genannt der schwarze Jäger. Berlin SO 16, Verlagsgesellschaft G. m. b. H. — Räuberhauptmann Josef Bojanowski, genannt der Fuchs. Berlin NO 43, A. Weichert. — Räuberhauptmann Karl Masch, der Rächer seiner Liebe und Ehre. Dresden-A., Dresdner Romanverlag. — Räuberhauptmann Kühn. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Pickard, genannt Feser. Dresden-A., Dresdner Romanverlag. — Räuberhauptmann Richard Hildebrand. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Richard Schönekecht. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Robert Geißler. Neusalza, Hermann Deser. — Räuberhauptmann Stanislaus Jaroschinski, Berlin NO 43, A. Weichert. — Räuberhauptmann Wenzel Kummer, der Schrecken des Böhmerwaldes oder Lebendig-tot in den schaurigen Rasematten der Festung Spielberg zu Brünn, des furchtbarsten Kerlers aller Zeiten. Berlin NO 43, A. Weichert. — ~~Rinaldo Rinaldini~~, der größte

Sauptmann der Abruzzen. Berlin SW 61, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. — Rosen-Lotte, der Roman einer Verkauften. Dresden-Niederseebitz, G. G. Münchmeyer. — Der rote Napoleon. Berlin SW 61, Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst. — Rudolf Hans Zimmermann, genannt der Korrett, der furchtbarste und gewaltigste Räuberhauptmann von Deutschland und Oesterreich. Neusalza, Hermann Deser.

Die asiatischen Garden, mit welchen unsere Besten im erbitterten Kampfe liegen, sind für die Nation nicht gefährlicher als jene Verleger, die unsere Jugend mit derartigem Schund an Leib und Seele vergiften. Es wäre hoch an der Zeit, daß dem behördlichen Verbote auch eine behördliche Nachschau in gewissen „Spezialbuchhandlungen für Kenner“ erfolge!

Die Feld- und Soldatenzeitungen in der Kriegsausstellung.

Wie in unserer klassischen und romantischen Literaturperiode die literarischen Zeitschriften und Journale, wie dann ein Menschenalter später in den vierziger Jahren mit ihrem reichen politischen Leben die Organe der politischen Publizistik eine bedeutende Rolle im Schrifttum bei ihren Zeitgenossen gespielt haben und jetzt als wertvolle Schätze von Bibliotheken und Sammlern gesucht werden, so sind in der Gegenwart mitten im Weltkriege beinahe überall Soldaten- und Armeezeitungen entstanden, d. h. Zeitungen, die von Soldaten für Soldaten im Felde geschrieben, vervielfältigt und an Ort und Stelle verbreitet werden. Unter den Kriegsdrucksachen der deutschen Kriegsausstellung ist eine Reihe von Proben aus dieser Zeitungsliteratur in trefflich ausgewählten Nummern vorgelegt.

Neben Nummern der ältesten Feldzeitungen, z. B. des Landsturms und der Wabanner "Zeitung am Mittag", erblickt man hier die Blätter, die durch ihren gediegenen Inhalt, ihre treffliche äußere künstlerische Ausstattung unter den deutschen Armeezeitungen und schon infolge einer gewissen literarischen Tradition führend geworden sind: die "Aller Kriegszeitung", von der in einem Schrankkasten ein vollständiges Exemplar des ersten Bandes, eine Seltenheit, ausgelegt ist, die "Kriegszeitung der 4. Armee", die in allen charakteristischen Eigentümlichkeiten die geistige Eigenart ihres Leiters, der im Frieden Begründer und geistiger Führer des Inselverlags ist, widerspiegelt, die "Armeezeitung" von St. Quentin, die im Felde bei den Heerkörpern verbreitet ist, denen besonders viele Hamburger angehören, und als Vertreter des Ostens die Zeitung der 10. Armee, neben der als ihre Kopfszeitung mit völlig gleichem Inhalt, aber veränderten Titel die "Armeezeitung Scholtz" erscheint. Ja, die Technik im Bel. 12b unserer Feldzeitungen ist schon einer derartigen Verfeinerung fähig gewesen, daß die "Zeitung der 10. Armee" eine "Zeitungskorrespondenz" gründen und verbreiten konnte.

Daneben sieht man von den vielen trefflichen kleineren Zeitungen allerlei Nummern, z. B. die Marine-Zeitung "An Blanderns Küste", die "Düna-Zeitung", die vor Rigas Sümpfen entsteht, den "Meldereiter im Sandganz", der angesichts des Hartmannsweilerkopfes geschrieben und gedruckt wird, und manches kleinere Blatt, das sich nur an einen ganz beschränkten Kreis, z. B. die Kameraden der eigenen Kompagnie wendet und von einem Jünger Gutenberg's im Unterstand mit einer Handpresse gedruckt wird. Von den österreichischen Soldatenzeitungen sind die offiziellen Armeezeitungen in den sieben führenden Sprachen des Kaiserstaates an der Donau, die "Tiroler Soldatenzeitung" und die "Karnisch-Tirolische Kriegszeitung" von der italienischen Front ausgestellt.

Auch bei unseren Feinden, namentlich den Engländern und Franzosen, sind solche Organe entstanden. In Frankreich soll es z. B. 70 verschiedene Zeitungen dieser Art geben. Dort schaffen die einzelnen Truppenkörper, nicht große Armeegruppen, sich solche Blätter. Doch diese Erscheinungen sind, so trefflich sie bisweilen in ihrer äußeren Form sich darstellen, in ihrem Inhalt nicht so ernst und so hoch wie unsere Blätter, sondern verraten vielmehr häufig eine sehr starke Ähnlichkeit, beinahe möchte man sagen Wechselschwandtschaft mit Witzblättern zweiten Ranges aus ihrer Heimat, wie die ausgestellte Zeitung zweier französischer Jägerregimenter zu Fuß lehrt. Während ferner bei uns die Zeitung immer im Felde kurz hinter, oft gar an der Front entsteht, sind die meisten französischen Blätter in Paris und in England im regelmäßigen Druckerbetrieb hergestellt und werden dann an die Front versandt, eine Erscheinung, die bei uns nur in sehr seltenen Fällen vorkommt. Auch hier ergibt sich also ein bedeutender Unterschied zwischen unserer Zeitung und der unserer Feinde im Felde, der viel zu denken gibt.

[Kontingenzierung des Zeitungsumfanges in Deutschland.] Aus Berlin, 23. d., wird uns telegraphiert: Das Reichsgesetzblatt veröffentlicht folgende Verordnung des Bundesrates über Druckpapier: Verleger und Drucker von Zeitungen, die auf maschinenglattem, holzhaltigem Druckpapier gedruckt werden, sowie alle sonstigen Personen, die unbedrucktes Papier der genannten Art beziehen, dürfen in der Zeit vom 1. Juli 1916 bis zum 31. August 1916 solches Papier nur in den Mengen beziehen, die für sie von der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe in Berlin festgesetzt werden. Die Festsetzung geschieht nach folgenden Grundsätzen: Zeitungen, die im Jahre 1915 eine Fläche bis 200 Quadratmeter eingenommen hatten, erfahren eine Einschränkung von fünf Prozent, von 201 bis 250 Quadratmeter 5,5 Prozent, von 251 bis 300 Quadratmeter 6 Prozent, von 301 bis 350 Quadratmeter 6,5 Prozent, von 351 bis 400 Quadratmeter 7 Prozent usw. in Stufen von 100 Quadratmeter. Die Quadratmeterfläche wird errechnet durch Feststellung der Papierseitengröße und der Gesamtzahl der Seiten (Umfang), die die Zeitung im Jahre 1915 gehabt hat. Für Zeitungen, deren Quadratmeterfläche sich im Jahre 1915 gegenüber dem Jahre 1913 verringert oder vermehrt hat, gelten besondere Detailbestimmungen. Und zwar erhalten die Zeitungen, die ihren Umfang verringert haben, gewisse Vergünstigungen, während Zeitungen, bei denen das umgekehrte der Fall ist, eine verstärkte Einschränkung erleiden. Alle übrigen Bezahler von unbedrucktem, maschinenglattem, holzhaltigem Druckpapier dürfen für die Zeit vom 1. Juli 1916 bis zum 31. August 1916 nur 85 Prozent jener Menge von solchem Papier beziehen, die sie im Jahre 1915, berechnet auf einen Zeitraum von zwei Monaten, bezogen haben. Der Bestimmung unterliegen nicht die Verleger solcher auf maschinenglattem, holzhaltigem Druckpapier gedruckten Zeitungen, deren Ausgaben in einer Woche nicht mehr als sieben Bogen zu je vier Seiten umfassen und die nicht öfter als einmal täglich erscheinen. Die Verleger dieser Zeitungen haben der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe auf ihre Kosten ein Pflichteremplar jeder Ausgabe durch die Post regelmäßig zu überweisen. Unbedrucktes, maschinenglattes, holzhaltiges Druckpapier darf ohne Genehmigung der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe nicht verkauft oder sonstwie weitergegeben,

auch nicht zu einem anderen als dem in der Bestellung (Abruf) angegebenen Zweck verwendet werden. Die Lieferung von Freier- und Werbeeremplaren von solchen Zeitungen, Zeitschriften und sonstigen periodisch erscheinenden Druckschriften, die ganz oder teilweise auf maschinenglattem, holzhaltigem Druckpapier hergestellt sind, ist verboten. Die Lieferung von Pflichteremplaren an Behörden wird von dieser Bestimmung nicht berührt, ebenso ist die Abgabe von Freieremplaren an Mitarbeiter, Lazarette und Soldatenheime, jedoch nicht mehr als ein Exemplar und die Abgabe von Belegeremplaren an Interessenten gestattet. Wer unbedrucktes, maschinenglattes, holzhaltiges Druckpapier im Besitze hat, hat es der Kriegswirtschaftsstelle für das Deutsche Zeitungsgewerbe auf deren Verlangen käuflich zu überlassen. Zuwiderhandlungen gegen die Verordnung sind mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bedacht. Die Bestimmungen über die Bezugsbeschränkung treten mit dem 1. Juli 1916, die übrigen sofort in Kraft.

Beim Jahre nach Friedensschluss.

— Ein englischer Zukunftsroman. —

Von Ernst Gotsch.

Ein blutrotes Titelblatt, oben die englische Uebersetzung des Dissauserischen Hahngesangs auf England, darunter eine deutsche Batterie, die englische Fußtruppen zu blutigem Drei zusammenstößt... Man sieht, noch ehe man das Buch aufgeschlagen, daß das keine jener englischen Zukunftsromane ist, die uns gern nach utopischen Traumparadiesen entführen. Dieser Roman greift auch nicht in nebelhafte Fernen, sondern spielt im Jahre 1925, genau zehn Jahre, nachdem England mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn den Frieden von Kopenhagen geschlossen. Ueber den Frieden selbst, den der phantastische begabte Autor hier schildert, werden allerdings auch seine Ententeleiter ein wenig erkaunt sein: Die deutschen Kolonien bleiben natürlich in englischen Händen, die Reichslande fallen an Frankreich, das Trentino mit Triest an Italien, Galizien an Rußland, Bosnien an Serbien, Siebenbürgen an Rumänien, — kurzum er macht ganze Arbeit. Dennoch nennt er diesen Frieden einen „fatalen“, denn die deutsche Flotte ist intakt geblieben und auch die Hohenzollern haben ihren Thron behalten, zwei Momente, die den Verfasser mit banger Besorgtheit erfüllen und die, wie er in seinem Buche zeigt, den Keim des englischen Ruins in sich tragen. Wie dieser Ruin vorbereitet wird und schließlich eintritt, erzählt nun die „Geschichte eines fatalen Friedens“ — so nennt sich der Roman des Herrn Edgar Wallace*) — auf ergößlichste Weise. Es ist nämlich wirklich ein ungemein kurzweiliges Buch, voll der interessantesten Menschen, der aufregendsten Situationen, der haarträubendsten Geschehnisse; es spart weder mit Worttaten, noch mit Entführungen, nächsten Einbrüchen und Dynamitattentaten, es gibt atemlose Verfolgungen im Dampfschiff und Aeroplan, drahtlose Depeschen

*) 1925. The story of a fatal peace. London, George Newnes Ltd. 1916.

werden aufgefangan, Verschönerungen entdeckt, aber auch feuchte Liebe teimt auf, — mit einem Wort, man kommt aus der Spannung und Verblüffung überhaupt nicht hinaus und versteht nur nicht, weshalb Herr Wallace bei solch impopularer Geschäftstätigkeit das Ganze nicht lieber zu einem Genations-Film-Schlager verarbeitet hat...

Welche Slangrolle wäre allein der Held, dieser berühmte Mr. Grant Macrae für Waldeinar Riplander gewesen! Es ist ganz jene feinste Mischung aus Herrenreiter, Don Juan und millionenvergebendem Monemater, wie er alle Backfischherzen erbeben macht, seit der Xenoristengaukel zu verblaffen beginnt. Zurzeit ist Macrae Herausgeber eines großen Journals, des „Megaphone“, in dem er allmorgendlich seine Warnstimme gegen die deutsche Gefahr erhebt. Denn für ihn gibt es keinen Zweifel darüber, daß Deutschland unausgeseht die nahe Zerstörung und Niederwerfung Englands im Auge hat. Vergeltens weisen seine politischen Gegner — unpatriotische Krämerseelen, die nur aus kommerziellen Gründen den saulen Frieden herbeiführten — darauf hin, daß Deutschland im Staube liege, daß es seit zehn Jahren mühsam und unter den furchtbarsten Entbehrungen der Bevölkerung an der Abzahlung der Kriegskontribution schufte und so wenig an neuen Krieg denke, daß jüngst der Redakteur einer deutschen Provinzzeitung, der es gewagt hatte, vom „englischen Erbfeind“ zu sprechen, mit Vermögenskonfiskation und zwanzig Jahren Zuchthaus bestraft worden sei, — vergeltens, Grant Macrae ist von seiner Ueberzeugung nicht abzubringen, und mancherlei Erlebnis bestärkt ihn in seiner Voraussicht. So erhält er eines Abends in seiner Villa in Chadley-Norton den geheimnisvollen Besuch einer jungen Dame, die zwar Amerikanerin ist, aber freiwillig für England spioniert, denn, wie sie sagt, ist ja England nur ein Bollwerk auf dem geplanten Welt-eroberrückzug der Deutschen, dessen eigentliches Ziel doch nur Amerika sein kann... Sie hat neulich in Freiburg ein Gespräch belauscht, das der Reichszugler mit

jenem Herrn Karl Ballin führte, der — niemand weiß weshalb — gleichfalls hier in Chadley-Norton wohnt... Die Herren sprachen darüber, daß man sich in den Besitz der Erfindung des Mr. Benniman setzen müsse... Wichtig, also auch Mr. Benniman haust hier in Chadley-Norton, und zwar arbeitet er seit Jahren an einer Erfindung, durch die jedes Herannahen eines Unterseebootes festgestellt werden kann.

Bald darauf beginnen die Ereignisse sich zu überstürzen. Der nächste Besuch der Miss Ruth Manton ist nicht unbemerkt geblieben: Auf dem Heimwege wird sie von zwei Männern angehalten, in deren einem sie Herrn Ballin zu erkennen glaubt, doch sie wird befreit und Grant Macrae begleitet sie im Auto nach London. Klößlich erscheint über der Landstraße ein Aeroplan und wirft Bomben auf das Auto ab, ohne daß es der Polizei gelangt, den Täter zu eruiieren. Wenige Tage später wird ein Einbruch in Bennimans Laboratorium verübt, ein Mann, der vom elektrischen Strom betäubt liegen bleibt, entpuppt sich natürlich als deutscher Matrose... Deutsche Kriegsschiffe kreuzen in der Nähe von Chadley-Norton, und eines euführt Miss Manton, doch Macrae eilt zum Lord der Admiralität, ein schneller Torpedojäger wird unter Dampf gesetzt, und auf hoher See gelangt es dem Kapitän, den deutschen Kreuzer einzuholen und die junge Dame — in die Macrae bereits heftig verliebt ist — zu befreien. All diese Dinge sind sehr dazu angetan, Macraes Argwohn auf die Spitze zu treiben: die Gefahr, die er immer kommen sah, scheint ihm näher, als irgend jemand vermutet.

Das offizielle England freilich ist weniger denn je geneigt, an die Möglichkeit neuerer Konflikte mit Deutschland zu glauben — eben hat ja Deutschland einen erstaunlichen, in ganz England mit Begeisterung aufgenommenen Beweis seiner Verjöhnlichkeit und Friedensliebe gegeben, indem es alle englischen Zeitnehmer an dem nun zehn Jahre zurückliegenden Weltkrieg zu einer großen Verbrüderungsfest nach Schleswig-Holstein lud, einer Verbrüderungsfest, wie sie in ähnlichen Dimensionen

Die Wahrheit ins Ausland.

Von Dr. Conzen, Brüssel.

Brüssel, 22. Juni.

Der alte Satz, daß niemals so viel gelogen wird als vor einer Wahl, während eines Krieges und nach einer Jagd, hat sich leider auch bei Deutschlands Feinden wieder während des Weltkrieges bewährt. Was der Telegraph und Presse vor allem im neutralen Ausland verbreitet hat und verbreitet, ist so stark, daß die Telegraphendrähte und Kabel hätten reißen, die Druckerwärme vor Scham hätte rot werden müssen, wenn es eben möglich wäre. Die deutsche Aufklärungsarbeit hat diesem Lügenfeldzuge gegenüber ein wenig spät eingeseht; als sie dann aber mit der Abwehr begann, verschmähte sie den Dolch des Hasses und das Gift der Verleumdung, sondern kämpfte mit den Waffen der vornehmen Ruhe und ehrlichen Wahrheit. Weit verzweigt ist heute das Gebiet dieser Aufklärungsarbeit, die Zahl der Brevchen, die sie in den Turm der falschen Auffassung von deutschem Wesen und deutschem Willen bei den Neutralen und manchem bisherigen Deutschlandsfeinde geschlagen hat.

Das bekannste, in Frankreich erschienene Schmähwerk gegen die Katholiken Deutschlands war die Veranlassung, daß sich im August 1915 eine Anzahl von katholischen Männern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens zu einem „Arbeitsausschuß zur Verteidigung der deutschen und katholischen Interessen im Weltkriege“ zusammenschlossen, um eine möglichst würdige, einheitliche und erfolgreiche Ehrenrettung des katholischen Deutschlands zu erzielen. Es hat da eine Aufklärungsarbeit eingeseht, mit deren Leitung der Freiburger Hochschulprofessor Dr. Engelbert Krebs betraut wurde, dessen Kriegsschriften: „Die Stunde unserer Heimjuchung“, „Um uns die Zukunft“ und „Das Geheimnis unserer Stärke“ mit zu dem Besten auf dem Gebiete der religiösen Kriegsliteratur gehört. Diese Aufklärungsarbeit besteht in einem regelmäßigen Briefdienste an die führenden Geister unter den Katholiken des Auslandes, „nicht um dort unsere Feinde schlecht zu machen, sondern nur um bei denjenigen, die uns aus persönlichem Verkehr lieber kennen lernen möchten als aus den gefärbten Berichten Dritter, unser katholisches deutsches Leben und Denken in und über diesen Krieg in schlichter Offenheit sich aussprechen zu lassen“. Diese „Katholischen Monatsbriefe“ wollen denjenigen echten Neutralen, die sich wirklich ein gerechtes Urteil bilden wollen, neben dem französisch-englischen Material auch das nötige deutsche Material liefern, da ja sonst nur ein einseitiges Urteil möglich ist, ferner den wirklichen Freunden Deutschlands im neutralen Ausland, die großes Verlangen tragen nach deutscher Darstellung der Sachlage, diese Darstellung bieten und drittens den Deutschen selber im Auslande die nötigen Unterlagen an die Hand geben, damit sie im Gespräche mit ihren neutralen Freunden und Bekannten nicht ratlos stehen, wenn diese mit ihren aus der französisch-englischen Literatur geschöpften Behauptungen aufwarten.

Bis jetzt sind mir sechs dieser Monatsbriefe zu Gesicht gekommen. Sie erscheinen in sieben Sprachen: deutsch, englisch, französisch, italienisch, niederländisch, portugiesisch und spanisch und sind bereits in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Der erste dieser im Dezember 1915 veröffentlichten Monatsbriefe, welchen Prof. Dr. Krebs geschrieben hat, läßt den Leser einen Blick in die katholische Seele Deutschlands tun. Er weist den Vorwurf zurück, daß das deutsche Volk einen Religionskrieg im Interesse des Protestantismus gegen die katholischen Länder an seiner Westgrenze führe. Reges christliches Bewußtsein und Leben in der Heimat und in der Front, ein Heer, das seine Pflichten gegen Gott kennt und übt, das ist dieses Briefes Leitgedanke, welcher im zweiten Monatsbriefe von demselben Verfasser in der Richtung nach der

Frage vom deutschen Geist und seinem Kriegsziele näher erörtert wird. Wir Deutschen haben nur ein Kriegsziel: Wir wollen weiterhin leben und arbeiten dürfen nach deutscher Art. „Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß die Zeit wiederkehren möge, wo unser deutscher Arbeitsplatz von den andern Arbeitern in Gottes Dienste uns wieder neidlos überlassen wird und keine Klust des Hasses mehr ihn trennt von den Werkplätzen der übrigen Völker. Im dritten Briefe erläutert der Verfasser die deutsche Liebestätigkeit an unsern Feinden, Worte, die auch in den Ohren des schlimmsten Deutschenfeindes widerklingen müssen, wie das Hohelied auf deutsche Charitas!

Die volkswirtschaftliche Kraft Deutschlands ist der Inhalt des vierten Briefes, den Dr. Goetz Briefs von der Volkswirtschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg geschrieben hat. Da Dr. Briefs zurzeit selber an der Mobilerhaltung des deutschen Wirtschaftslebens in Berlin mitgearbeitet, so spricht hier ein kompetenter Sachmann zum Leser. Beginnend mit dem Aufmarsch der deutschen Volkswirtschaft in den Tagen der Mobilmachung, legt der Briefschreiber dar, worin die wirtschaftliche Großtat des deutschen Volkes besteht und welche sittlichen Kräfte in ihr lebendig waren. Zu einigen dieser Ausführungen liefert der fünfte Monatsbrief vom Präsidenten des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann über Soziale Fürsorge und Krieg den Einzelnachweis. Er schreibt: „Ein Volk, das auch in einer so weitgehenden sozialen Fürsorge ein helleuchtendes Wahrzeichen sittlicher Kraft und idealer Gesinnung zu schaffen vermochte, kann in dem ihm aufgezwungenen Kriege nicht durch Menschenmassen oder „silberne Kugeln“, aber auch nicht durch das vielköpfige Ungeheuer der feindlichen Lügenpresse überwunden werden. Darüber möge sich das Ausland keinem Zweifel hingeben. Schuld und Sühne ist und bleibt das alte eiserne Grundgesetz der Geschichte.“

Einem ähnlichen Gedanken gibt auch der Verfasser des sechsten Briefes Prälat Dr. August Pieper, Generaldirektor des Volksvereines für das katholische Deutschland in M. Gladbach, Ausdruck. Seine Darlegungen über die Kriegsarbeit des Volksvereines bieten auch ein Zahlenmaterial, das sich überall mit Stolz sehen lassen kann.

Eine erst verhältnismäßig kurze Zeit ist verflossen, seit der erste Monatsbrief verbreitet wurde, und schon jetzt darf gesagt werden, daß der Erfolg dieser Aufklärungsarbeit nicht ausgeblieben ist. Zahlreiche Anerkennungschriften aus dem neutralen Auslande beweisen es, und vor Tag zu Tag mehrt sich, wie mir Professor Krebs bei seinem Brüsseler Aufenthalt kürzlich mitteilte, die Zahl jener, die ihre freudige Zustimmung ausdrücken. Noch vor kurzem sandte ein italienischer Erzbischof des Orients ein liebevolles Dankschreiben für die Monatsbriefe, und ein katholischer Scandinavier wünscht Glück dazu, „daß in keinem Ihrer Monatsbriefe auch nur ein einziges hartes Wort über die Gegner vorkommt. Besser könnten Sie die immer wieder erhobene Anklage nicht widerlegen, daß in Deutschland die Glaubensbrüder vom katholischen Geiste abgewichen seien und dieser nur noch bei den Gegnern eine sichere Zuflucht finde. Jetzt ist auch die erste private Bestellung aus dem besetzten Belgien von einem an hervorragender Stelle tätigen Manne beim Herausgeber eingetroffen. Wir kommen doch dem Ziele näher und näher: „Die Wahrheit bricht sich Bahn“.

25. / vi. 1916

Schönherr's „Volk in Not.“

Während die planmäßige Spielzeit des größten Teiles der Wiener Bühnen zu Ende geht, bereitet sich ein bedeutungsvolles Theaterereignis vor: Karl Schönherr's deutsches Heldenlied „Volk in Not“, das kernige Drama, welches die Tiroler Freiheitskämpfe von 1809 behandelt und in Hamburg zur Uraufführung gelangen sollte, wird nun doch zuerst in Wien das Lampenlicht erblicken. Sonntag den 2. Juli, abends 8 Uhr, findet im Deutschen Volkstheater die erste Vorstellung statt. Es wird ein Festabend sein, der eine ganze Spielwoche einleitet, denn vom 3. bis 9. Juli folgen sieben Wiederholungen auf derselben Bühne.

Daß sich mit Schönherr allein das größte Interesse verbindet, versteht sich von selbst. Dazu kommt aber eine ungewöhnliche Besonderheit in der Darstellung. Die wichtigsten Rollen des Stückes werden von Kräften des Burgtheaters, des Deutschen Volkstheaters und anderer Wiener Bühnen gespielt werden. Alle Künstler werden selbstlos wirken, denn sie stellen sich in den Dienst der „Kriegsinvalidenstiftung für österreichische Bühnenangehörige“. Die ganze Veranstaltung steht unter dem Protektorate des Herrn Erzherzogs Karl Stephan, der gleichzeitig Protektor des Oesterreichischen Bühnenvereines ist. Die künstlerische Leitung der Aufführung liegt in den Händen des Hofburgtheaterdirektors Hugo Thimig, die Regie führt Hofschauspieler Otto Treßler. Die Bühnenflügel stammen von Alfred Koller, während Franz Schallud die dekorative Ausgestaltung übernommen hat.

Die Proben werden in Anwesenheit des Dichters bereits seit einigen Tagen abgehalten. In den Hauptrollen sind die Damen Bleibtreu, Maher, Senders und Wittels vom Burgtheater, weiters von anderen Wiener Bühnen die Damen Atham, Foerh, Hetsch, Keller, Pohl, Reingruber und v. Wagner, ferner die Herren Baumgartner, Blum, Heller, Herterich, Marr, Müller, Schott, Strahni und Treßler vom Burgtheater und die Herren Huber und Ranzenhofner beschäftigt.

Die Ausdehnung der Vorstellungen auf eine ganze Woche bietet den weiten Kreisen der kunstliebenden Stadt die Möglichkeit, die neue Dichtung Schönherr's kennen zu lernen und gleichzeitig werktätige Menschenliebe auszuüben. Für die erste, am Sonntag den 2. Juli (8 Uhr abends) stattfindende Vorstellung gelten erhöhte Preise, für die Wiederholungen normale Preise.

Der allgemeine Kartenverkauf beginnt Dienstag den 27. Juni an der Kasse des Deutschen Volkstheaters (9 bis 5 Uhr).

— Schönherr's „Volk in Not“. Während die planmäßige Spielzeit des größten Teiles der Wiener Bühnen zu Ende geht, bereitet sich ein bedeutendes Theaterereignis vor: Karl Schönherr's deutsches Heldenlied „Volk in Not“, welches die Tiroler Freiheitskämpfe von 1809 behandelt und in Hamburg zur Uraufführung gelangen sollte, wird nun doch zuerst in Wien das Lampenlicht erblicken. Sonntag, den 2. Juli, abends 8 Uhr findet im Deutschen Volkstheater die erste Vorstellung statt. Es wird ein Festabend sein, der eine ganze Spielwoche einleitet, denn vom 3. bis 9. Juli folgen sieben Wiederholungen auf derselben Bühne. Die wichtigsten Rollen des Stückes werden von Kräften des Burgtheaters, des Deutschen Volkstheaters und anderer Wiener Bühnen gespielt werden. Alle Künstler stellen sich in den Dienst der „Kriegsinvalidenstiftung für österreichische Bühnenangehörige“. Die ganze Veranstaltung steht unter dem Protektorate des Erzherzogs Karl Stefan. Die künstlerische Leitung der Aufführung liegt in den Händen des Hofburgtheaterdirektors Hugo Thimig, die Regie führt Hofschauspieler Otto Treßler. In den Hauptrollen sind die Damen Bleibtren, Mayer, Senders und Wittels vom Burgtheater, weiters von anderen Wiener Bühnen die Damen Atham, Foerh, Setseh, Keller, Pohl, Reingruber und v. Wagner, ferner die Herren Baumgartner, Blum, Keller, Hertzich, Marr, Müller, Schott, Straßni und Treßler vom Burgtheater und die Herren Huber und Ranzenhofen beschäftigt. Für die erste am Sonntag den 2. Juli (8 Uhr abends) stattfindende Vorstellung gelten erhöhte Preise, für die Wiederholungen normale. Der allgemeine Kartenverkauf beginnt Dienstag den 27. Juni an der Kassa des Deutschen Volkstheaters (9 bis 5 Uhr) und bei der Konzertkassa der Selterschen Buchhandlung, 1. Bauernmarkt 3 (von 9 bis 1 und 3 bis 5 Uhr.)

Österreichs Beschwerdebuch.

Ein guter Österreicher hat außerhalb der schwarzen Grenzpfähle ein Büchlein drucken lassen, welches das deutschsprechende Ausland über einige Punkte aufklären soll, in denen wir Österreicher uns und unsere schöne Heimat vernachlässigt fühlen. Adam Müller-Gutenbrunn*) geht aus von der Geringschätzung, mit welcher gemeiniglich das Schrifttum des Deutschen Reiches unsere deutschösterreichischen Dichter, unsere Literaturbestrebungen, unser Volkstum behandelt. Noch immer setzt sich für unsere Bundesbrüder die Trias der deutschen Dichtersfürsten zusammen aus Schiller, Goethe und Lessing, obwohl die hauptsächlichste Tätigkeit des letzteren keineswegs auf dichterischem Gebiete, sondern auf jenem der literarischen Kritik liegt, und Grillparzer als Dichter hoch über Lessing steht. Noch immer erscheinen u. a. Werke über deutsche Trachtenkunde, welche den Anspruch erheben, die Trachten aller deutschen Stämme erschöpfend darzustellen, und dabei kein Wort und kein Bild bringen über die deutschen Volkstrachten Österreichs, welche viel älter sind, als die heutigen Volkstrachten im Deutschen Reich.

Diese Einseitigkeit der Ansichten überträgt sich auf andere Gebiete und hat zur Folge, daß unsere geistigen Schöpfungen unverdient in den Hintergrund gestellt zu werden pflegen, aus welchem sie selbst österreichische Bessprechler der betreffenden Wissenszweige nicht hervorzu ziehen wagen. Mit Zartgefühl und großer Geschicktenkenntnis strebt das Werkchen, irrige Anschauungen zu befeitigen und dem richtigen Sachverhalte zu seinem Rechte zu verhelfen. Als guter Anwalt unserer gerechten Sache entrollt Adam Müller-Gutenbrunn ein anziehendes Bild unserer einzigartigen und unvergleichlichen Donaulandschaften und wehrt sich gegen deren Zurücksetzung gegenüber dem Rheine; ebenso verfehlt wäre es, in der Frauenwelt den Preis der Schönheit den jümonischen Erscheinungen oder einer bestimmten Haar- und Gesichtsfarbe zu ungunsten der anderen zuzuweisen. Ueber den heiteren Rheinlandschaften schwebt der Reiz einer vielgestalteten Vergangenheit und der Hauch edler Kultur, Verkehr und Reichtum zieren sein Ufer, aber verkehrt wäre es deshalb aus unserer ganz anders gearteten Donau ein Achenbrödel zu machen. Wenn auch von Menschenhand weniger begünstigt und weniger in den Mittelpunkt einer malerischen Geschichte gezogen als der Rhein, zeigt sich die Donau in vielfach schwererartiger Schönheit und weitaus gewaltigeren Verhältnissen. Es ist wahr, die Menschen haben sie weniger geliebt und gehätschelt als den Rhein, der wohl manches Härte erlebt, aber durch seine Anmut und Gefälligkeit auch die böswilligsten Eroberer immer wieder bezaubert und besänftigt hat. Die Länder an der Donau waren vielmehr den kriegerischen Leidenschaften ausgezsetzt: ebenso wie bis zum Kahlenberge in unermesslich alter Vorzeit das Meer der Kreideformation emporzuschlug, ebenso brandete auch in geschichtlicher Zeit das Meer der Völker vom Osten her hier an und zerstörte längs der Donau alles, was hier zur Freude des Daseins geschaffen worden war. „Wer den Reiz der Donaulandschaften genießen will, darf den Strom mit keinem andern vergleichen. Seine Kultur ist so alt wie die irgend einer Wasserader der Welt, aber sie ist anders und sie hat sich langsamer entwickelt. Die Donau machte es den Menschen nie leicht, sie wollte immer erobert sein. Sie zieht keine bequemen Wege, sie bietet an ihren Ufern keinen Raum für die breite Entfaltung von Wohnstätten, und gerade dort, wo das Bild am schönsten ist, in der Wachau, schieben sich die Uferberge derart ineinander, daß die einfache Fahrstraße ihnen abgetroht werden mußte. Nur wo die schmalen Seitentäler in die Hauptader münden, konnten sich die Menschen ansiedeln. Und auch dort lebten sie ihre Kirchen und Schlösser hoch an die Wände der Berge, um sie vor den unberechenbaren Launen des Stromes zu schützen. Und was die Menschen diesen felsigen Berglehnen an Kultur abringen konnten, das haben sie redlich getan. Ueberall staffeln sich die Weinrieden an den Wänden empor, und über ihnen, auf den Gipfeln, rauscht der Hochwald. In den windstillen Buchten aber reift köstliches Obst und neben

dem Weinhandel nährt die Holzbearbeitung und der Steinbruch seine Leute. Aus den vielen Seitentälern heraus atmet das Leben, es stellt sich nicht an den Ufern zur Schau, denn diese Uferwände sind eine einzige große Festung, die bisher der Opfer, die ihre Einnahme erfordern würde, nicht wert schien.“

So malt Adam Müller-Gutenbrunn unseren Brüdern aus dem Reiche zum Greifen genau die Eigenart der Donau, die Gestaltung der Wachau. Warum gibt es, sagt er, keine Reisebücher, die das Gleiche tun zum Nutzen der Reichsdeutschen, welche sich nach den Mühen ihres Alltags durch eine kleine Reise in ihnen unbekanntere Gegenden erfrischen wollen?

In diese mit Meisterhand gezeichnete Landschaft versetzt der Verfasser in den späteren Auffügen emporgagende Gestalten aus der Geschichte, er läßt uns Rudolf von Habsburg menschlich nahekommen, er schildert die Tüchtigkeit vor Wien und die Tapferkeit der Verteidiger und die Rolle des Polenkönigs Johann Sobiesky. dieselbe unparteiische Feder, welche der Kulturarbeit der österreichischen Klöster das Wort geredet, lobt „Josef, den Sozialreformer“, von welchem gesagt wird: „Der soziale Mitleidsgedanke kam ja nicht durch ihn in die Welt, aber in ihm zuerst hatte er einen Thron bestiegen.“ Unter der Ueberschrift „Die Pfingsttage von Anno neun“ widmet das letzte Kapitel des Büchleins den Manen Erzherzogs Karl eine warmherzige Schilderung der Schlacht bei Aspern und Wagram.

Das Buch von Adam Müller-Gutenbrunn weist einen Weg, auf dem noch vieles zu machen ist, und ein solches Beispiel verdient Nachahmung. Wenn erst im Deutschen Reich mehrere solcher Vorkämpfer für Österreichtum aufgetreten sein werden, wird man unsere guten Seiten dort leichter herausfinden und besser würdigen.

v. P.—

*) Band 30 der „Zeitschriften“, Neuß und Jtta, Verlag, Konstanz am Bodensee, 87 S.

Der Krieg und die Zeitung.

Ein Wort an unsere Leser und Freunde.

Die Verteuerungen aller Materialien schnellen auch im Zeitungsbetriebe ins Riesenhafte an; 100 bis 400% ige Preissteigerungen machen die Ausgaben eines großen Tagblattes heute um Hunderttausende ansteigen. Soll dieser Umsturz aller Wirtschaftsbedingungen ein Unternehmen nicht rapid in Unordnung und Verfall bringen, so bleibt nichts übrig, als durch eine Erhöhung der Bezugspreise das Gleichgewichtsverhältnis herzustellen. Dem Beispiele der anderen Blätter müssen auch wir folgen, indem wir mit nächstem Halbjahr eine bescheidene Erhöhung der Bezugspreise eintreten lassen. Wir bitten unsere Abnehmer und Freunde in diesen harten Zeiten, in denen wir mit Treue und redlicher Anstrengung für Vaterland und Volk unsere Pflicht zu tun trachten, auszuhalten und uns unsere schweren Aufgaben durch ihre verständnisvolle Mithilfe erfüllen zu helfen.

Die „Reichspost“ ist kein kapitalistisches Unternehmen, sie dient als freies und unabhängiges Blatt den christlichen Volksinteressen und dem Vaterlande. Den Männern, die sie führen und verwalten, ist die „Reichspost“ ein von dem katholischen Oesterreich anvertrautes Pfand, aus dessen Verwaltung sie statutengemäß keine wie immer gearteten Gewinne schöpfen, sondern dem sie aus Liebe sich gewidmet haben. Alle Maßnahmen der Verwaltung entsprechen also keinerlei Gewinninteressen Privater, weil es private Eigentümer oder Teilhaber an der „Reichspost“ nicht gibt, sondern den Erfordernissen einer gewissenhaften Fortführung des Unternehmens.

Der Beruf eines christlichen, vaterländischen Blattes inmitten der Kriegszeit ist ein ernster und hoher. Aus der Bedeutung dieses ungeheuren Weltgeschehens muß die innere und äußere Erneuerung von Gesellschaft und Staat, eine sittliche und nationale Wiedergeburt Oesterreichs gerettet werden, die kostbare Krönung des Wertes unserer Helden, ohne die alle Denkmäler und Ehrenzeichen unwürdig wären. Daran mitzuarbeiten ist die heilige Mission einer hochgerichteten Tagespresse. Aber noch gewaltiger werden die nach dem Kriege erwachsenden Aufgaben sein, wenn der Kampf der Geister auf allen Gebieten des Schaffens von unseren Gegnern mit ungeheueren Mitteln ihrer Kriegsgewinne gegen das christliche Volk aufgenommen werden wird.

Mehr als je bedarf deshalb heute das christliche Oesterreich einer starken, christlichen Presse zur Bewahrung seiner selbst. Und deshalb dürfen wir wohl unsere Freunde im Namen der allgemeinen christlichen Volksinteressen bitten, uns nach wie vor in dem Wirken für diese Aufgaben zur Seite zu sein.

Die Bezugspreise der „Reichspost“ ab

1. Juli 1916 werden betragen:

Die Morgen- und Nachmittagsausgabe mit täglich zweimaliger Zustellung ins Haus in Wien oder einmaliger Postzustellung: monatlich Kronen 3.90, vierteljährig Kronen 11.50, halbjährig Kronen 23.—;

mit täglich zweimaliger Postversendung: monatlich Kronen 4.60, vierteljährig Kronen 13.50, halbjährig Kronen 27.—.

Die Morgenausgabe allein in Wien zugestellt: monatlich Kronen 2.90, vierteljährig Kronen 8.70, halbjährig Kronen 17.40.

Die Morgenausgabe allein mit Postversendung: monatlich Kronen 3.—, vierteljährig Kronen 9.—, halbjährig Kronen 18.—.

Ermäßigte Feldpostbezugspreise für die Mannschaft das Morgenblatt Kronen 2.—, Morgen- und Nachmittagsausgabe Kronen 2.50, für Offiziere das Morgenblatt Kronen 2.50, Morgen- und Nachmittagsausgabe Kronen 3.— monatlich.

Einzelpartie im Verschleiß: Morgenblatt 10 Heller, Sonntag- und Feiertagsblatt 12 Heller, Nachmittagsblatt 4 Heller in Wien, Morgenblatt 12 Heller, Nachmittagsblatt 6 Heller auswärts.

Die Verwaltung der „Reichspost“.

25./IV. 1916

* Ungarische Erzählungen. Erster Band. Herausgegeben von St. J. Klein. Band 44 der Zeitbücher. Verlag Neuf u. Itta, Konstanz. — Dieses hübsch ausgestattete kleine Buch enthält eine Reihe von entzückenden Novellen, die der Herausgeber ins Deutsche übersetzt und uns so eine gut gewählte Auslese ungarischer Erzählkunst gegeben hat. Dem wehmütig-zarten „Schneemann“ von Heltai folgt das düstere Ende eines zugrunde gegangenen Tenors, das Molnar „Lohengrins Tod“ betitelt hat. Dämonische Beziehungen zwischen einem leblosen, aber durch den Rauch des Feuers belebten Ofen und einem Herabgekommenen erscheinen uns durch die dichterische Kraft Molnars als unheimlich-natürliche Vorgänge. Vorzüglich wirkt Herczegs Satire auf die Klatschsucht in „Wölfe“ und mit der ganzen Glut des Titels wirkt Brodys „Krembrandt“. Die Skizze „Sieben Kreuzer“ von Moricz ist unsern Lesern aus dem Feuilleton des Blattes bekannt. Biro ist mit einer recht grausamen, aber von seiner ganzen Kunst zeugenden kleinen Geschichte „Glorian Backery“ vertreten, in der die Tragik abnormaler Kindermissbildungen in ihrer Wechselwirkung zwischen der Geldgier einer entarteten Mutter, die aus dem gräßlichen Anblick des Geschöpfes Gewinn in Jahrmärktstuden schlägt und der zärtlichen Liebe des Vaters, der die Mißgestalt nur mit wehendem Schmerz sieht. Das „Marionettentheater“ von Szini ist halb lustig, halb traurig und spielt ins dunkle Gebiet des Glends fahrender Schauspieler hinüber. „Mut, der Schneider“, eine ganz seltsam wirkende Gespenstergeschichte von Lovik wirkt außerordentlich stark. Der arme Geist des Vaters, der eifersüchtig auf die Liebe seines Söhnchens zum zweiten Mann seiner Frau, nachts das Grab verläßt, um das unvollendete grüne Röcklein des Kleinen fertig zu nähen, versäumt den Hahnenkrat und muß fortan als ruhelose Seele über den Wassern schweben. Es sind ausgezeichnete Proben ungarischer Literatur, die hier enthalten sind und aller Achtung wert. Auf diesem Wege wird sich die deutsche und die ungarische Kultur sehr rasch nahe kommen.

p. b.

Vertretertag des Verbandes Deutscher Journalisten- und Schriftsteller-Vereine.

Hg. Berlin, 25. Juni.

Zu einer Kriegstagung vereinigten sich heute im Reichstagsgebäude Vertreter des Verbandes Deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine. Der Vorsitzende, Redakteur Dr. A. Obst (Hamburg), beschäftigte sich in seinem für den Vorort Hamburg erstatteten Tätigkeitsbericht mit der Zensur und den Kriegseleistungen der deutschen Presse. Trotz aller Zusicherungen des Reichstages und des Kriegsministers hinsichtlich der Zensur sei wirklich Durchschlagendes nicht erreicht worden. Die ausschließliche Entscheidung liege in allen diesen Dingen immer bei den kommandierenden Generalen, und diese entscheiden sehr verschieden. Die Verhandlungen des Reichstages hätten das deutlich erwiesen. Da für die Gegenwart nichts zu erreichen sei, mögen die Aufgaben der Verbände darauf gerichtet sein, daß künftig eine Regelung, und zwar nicht durch Entschließungen und Versprechungen, sondern durch gesetzliche Maßnahmen erfolge. Gewiß ist der zugesagte Abbau der Zensur schon jetzt wünschenswert. Es ist aber zu befürchten, daß die Steine, die von diesem Bau an der Zentrale weggetragen werden, in den einzelnen Generalkommandos wieder festgemauert werden und der Presse die gewünschte Freiheit sobald nicht wiedergegeben werden wird. Trotz allen Widerstreits der Meinungen, wie die militärische und politische Zensur anders hätte gestaltet werden können, ist eines doch der deutschen Presse nicht verjagt worden: über die tatsächlichen Ereignisse des Weltkrieges die Wahrheit zu sagen. Wir haben nicht nur die wahrheitsgetreuen Berichte unseres General- und Admiralsstabes abgedruckt, sondern auch die feindlichen Heeresberichte wiedergeben dürfen. Dadurch ist die deutsche Presse von vornherein auf eine viel höhere Stufe gestellt worden als die feindliche. Andererseits hat auch die deutsche Presse in ganz anderer Weise ihr Vaterland gestützt — als jede andere, und wenn die Feinde meinen, daß wir nur das schreiben, was uns die Regierung einflößt, so können wir das ruhig zu den übrigen Verleumdungen unserer Feinde legen. Die Geschichte wird sicher einst erweisen, in welcher Weise wir, ohne die Welt zu belügen, für unser Vaterland tätig waren. Das kann uns genügen. (Lebhafter Beifall.)

Redakteur Hr. Schütt (Hamburg) erstattete den Massenbericht. Für die Pensionsanstalt berichteten Dr. Sad und Direktor Schauberg-München. Zur Verhandlung stand ein Antrag auf Gründung eines mitteleuropäischen Presseverbandes. Dieser Verband soll als Ersatz für die internationale Presse-Union, die ganz von der französischen Presse beherrscht wird, gelten. Es ist geltend gemacht, daß es der deutschen Presse nicht möglich sein werde, mit einer Presse, die in so schamloser Weise einen Lügenfeldzug gegen uns betrieben habe, an einem Tisch zu sitzen und gemeinsam Ruf- und Standesfragen zu beraten. Der mitteleuropäische Presseverband bedeute eine Lebensfrage für die deutsche Presse und Literatur. Ob es eine Kampfes- oder Friedensorganisation sein werde, hänge von dem Verhalten unserer jetzigen Feinde ab. Es wurde die Vorbereitung der Angelegenheit einem aus den Vereinen Berlin, Hamburg, München und Frankfurt a. M. gebildeten Ausschuss übertragen. Es sprachen noch Ortmann (München) und Schumm (Hamburg) über Behandlung der Manuskripte und Redakteur Alexander Giesen (Frankfurt a. M.), über Zensurfragen. Hierzu wurde folgende von Dr. W. G. Conrad (München) und Frenz (Berlin) eingebrachte Entschliebung einstimmig angenommen:

„Der Verband spricht seine Bewunderung darüber aus, daß die Besserungen in der Handhabung der Zensur, wie sie im Reichs-

tage von den obersten Reichsbehörden dem Deutschen Schrifttum versprochen wurden, bis heute noch nicht in die Erscheinung getreten sind. Der Verband spricht die Erwartung aus, daß in Zukunft der deutschen Presse bessere Zensurzustände von den zuständigen Reichsbehörden geschaffen werden in wohlverstandenen dringenden Interesse des deutschen Volkes und seiner geistigen, politischen und sozialen Entwicklung. Der Verband bittet endlich den Herrn Reichskanzler, dafür zu sorgen, daß in den Zensurstellen überall Vertreter der Presse zur Mitarbeit zugezogen werden.“

Zum Vorort wurde Hamburg wiedergewählt. Zeit und Ort für die nächste Tagung wurde dem Vorort überlassen.

Feuilleton.

Der Sinn des Lebens.

Von Dr. Wilhelm Siefel.

Mensch sein heißt, hinter allen Erscheinungen des Lebens einen Sinn suchen. Das Tier nimmt das Leben als ein gütiges Geschenk der Natur hin und freut sich seines Daseins. Die Widrigkeiten des Lebens werden als Notwendigkeiten überwunden. Mit der Entwicklung des Menschen zu einem höheren Ziele stellen sich die Fragen ein: Wieso? Warum? Wozu?

Daß diese Fragen in einer Zeit, wie wir sie jetzt durchleben, mit verstärkter Kraft vordringen werden, war vorauszusehen. Das einzelne Leben hat seinen Wert verloren. In dem blutigen Völkerringen gilt nur mehr das Ziel. Für alle die Krieger ist die Frage nach dem Sinn des Lebens erledigt. Es dient als ein Molekül der ungeheuren Kraft, die der Begriff „Vaterland“ in sich schließt. Das Recht des Individuums ist in dem Massenrechte des Staates untergegangen. Eine stärkere Gewalt als das Ich ergreift uns und gebietet unseren Fügigkeit, unserem Geiste und unserem Körper.

Der einfache Mensch fügt sich willig diesen höheren Kräften, horcht auf jene beruhigenden Stimmen, welche das Los des Menschen als vorausgesehen betrachten, welche eine höhere, höchste Macht anerkennen, in deren Hand unser Schicksal liegt.

Wie schlechte Beobachter sind die Spötter, welche jetzt von einem Niederbruch der Religionen reden! Wie waren die Menschen frömmere als in diesen Tagen. Wer es nicht war, den hat der Krieg befehrt. Die Fragen nach dem Sinn des Krieges und der von ihm geforderten Opfer sind alle erledigt: Es ist Gottes Wille, der an ihnen vollzogen wird. Ihr Leben liegt in Gottes Hand. Er weiß schon, warum er den Krieg und alle die mit ihm verbundenen Qualen über die Welt verhängt hat. Gott tötet, rettet, verwundet, heilt, erhält und zerstört. Und niemals

sind brünstigere Gebete zum Himmel aufgestiegen, nie hat die himmlische Liebe ihre Schwingen mächtiger entfaltet, als jetzt in den Tagen, da der irdische Haß das Gebot der Nächstenliebe zum Schweigen gebracht hat.

Nicht nur daß die einfachen Menschen ihr Knie gebeugt haben und den Blick nach oben wenden! Auch die Zweifler und Freier sind fromm geworden bis auf eine kleine Minderheit, welche die höheren Mächte für alle die Qualen verantwortlich macht und ihre Existenz leugnet, weil sie dem Loben der entseeltesten Elemente nicht Einhalt gebieten.

Es finden sich Stimmen, welche behaupten, daß zwei Mächte Banteroit angelegt haben und durch den Krieg in ihren Grundfesten erschüttert sind: die Sozialdemokratie und die Kirche. Scharfe Beobachter werden aber bald erkennen, daß für beide bezeichneten Kräfte eine Zeit der ungeahnten Blüte kommen wird. Die Sozialdemokratie wird in einem bisher nicht einmal geahnten Maße zunehmen; alle die Unglückseligen, Enttäuschten, Gequalten, Einsamen, ihrer Lieben und Habe Beraubten werden sich der radikalsten Strömung anschließen, um ihrer oppositionellen Stimmung Ausdruck zu geben, wenn sie sich nicht der zweiten Macht in die Arme werfen, welche ihnen auf alle Fragen bereitwillig Antwort geben kann, ... der Kirche. Erst nach dem Weltkrieg wird der große Kampf der Geister ausgefochten werden, der Kampf zwischen der Kirche und der Sozialdemokratie. Wer seine Ohren hat, kann schon die ersten Kampfsignale hören. Was zwischen diesen Parteien steht, wird kaum in Betracht kommen.

Wie wird sich die große Masse der Intellektuellen verhalten? Wird sie sich um das Banner der Freiheit und des freien Denkens scharen, oder wird sie dem allgemeinen Zuge nach rückwärts folgen müssen? Wird sie zwischen den Sozialdemokraten und den Merkmalen stehen und die Brücke bilden in das Reich der Zukunft?

Ich möchte darüber meine eigene Meinung aussprechen und sie aus den Erfahrungen meiner Beobachtung schöpfen. Meine zahlreichen Studien an den Neurotikern, welche die Blüte ihrer Zeit repräsentieren — zählen doch alle Künstler dazu — haben mir be-

wiesen, daß die Macht der Religion gerade von Intellektuellen außerordentlich unerschrockt wird. Jede Erkenntnis fängt beim eigenen Ich an. So fängt auch die Unterschätzung der religiösen Kräfte mit dem Mangel der Selbstkenntnis an. Daß alle diese Menschen bezeichnen sich als völlig frei und unabhängig von allen dogmatischen religiösen Anschauungen. Was ergibt aber eine tiefgehende Analyse? Daß es sich um Schauspieler vor sich selbst handelt, die sich nicht kennen. Gerade dieser Zwiespalt zwischen intellektueller Erkenntnis und unbewußten religiösen Gefühlswerten ist ein charakteristisches Kennzeichen unserer Zeit.

Nehmen wir ein Beispiel vor, das uns als ein Typus gelten kann. Es handelt sich um einen Philosophen, der sich als „eingefleischter“ Atheist bezeichnet. Er schwärmt für Nietzsche, ist Mitglied des Freidenkervereins und hat dieser seiner Ueberzeugung öffentlich in seinen Schriften Ausdruck gegeben. Allein schon der unangenehm affektativ gefärbte Ton dieser Schrift könnte uns beweisen, daß er das Problem für sich nicht erledigt hat. Aber welchen sonderbaren Menschen lernen wir kennen, nachdem sich die ersten Schritte gesetzt haben, die seine Seele umhüllen! Er sagt jeden Abend vor dem Schlafengehen sein Bittgebet auf. Warum? Weil es ihn beruhigt, er an nichts zu denken braucht und auf diese Weise leichter einschlüft. Er geht jeden Sonntag in die Kirche. Aber nur weil er ein fanatischer Anhänger der Kirchenmusik ist und man geistliche Musik nur in Kirchen hören soll.

So rationalisieren alle diese Neurotiker ihre Glaubenssätze als Kinderereien, als billige Konzeptionen, als künstliche Effrasen. Ich habe an anderer Stelle diese „Masken der Religiosität“ eingehend geschildert. Geht man auf den Grund der Theosophie, der Mystik, des Spiritismus, des Aberglaubens, aller Abstinenzbewegungen, so lacht einem das wohlbekannte Gesicht des Kindergebärens entgegen. Es ist, als ob der Intellekt sich schämte, fromm zu sein und für diese Brömmigkeit eine Maske forderte, die es ihm ermöglicht, vor sich den Freigeist zu spielen. Frei zu denken und abhängig zu fühlen!

... durch ...

Der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur, der 1914 ins Leben getreten war, ohne sich bisher bemerkbar zu machen, verspricht jetzt einen Aufruf, in dem es u. a. heißt: „Die kommende Friedenszeit muß in zahlreichen deutschen Städten Ortsgruppen an der Arbeit sehen, die zum Kampfe für unsere Ideale an die Seite der heimkehrenden Krieger treten. Gerade den braven und heldenhaften Männern, die vor dem Feinde um Deutschlands Kulturgüter in der Welt streiten, schulden wir es, daß wir in der Heimat nicht länger untätig dem häßlichen Treiben auf so vielen Schaubühnen zusehen und dadurch den Eindruck bestehen lassen, als sei die Mehrheit des deutschen Volkes mit diesem Zustande zufrieden. Die nächste Winterspielzeit soll, wenn nicht Einwirkungen des Krieges hindernd dazwischen treten, in möglichst vielen deutschen Städten Ortsausschüsse an der Arbeit sehen, die im Sinne unseres Verbandes die Beteiligung ihrer Mitbürger am Theaterleben organisieren, sei es durch Veranstaltung eigener Theaterabende an den örtlichen Bühnen, sei es durch feste Abschlüsse auf bestimmte Wochentage, also Schaffung von eigenen Abonnements für die An-

hänger der Theaterkulturbewegung, sei es in kleineren Städten ohne eigenes Theater durch Veranlassung guter Gesamtgastspiele, sei es durch die Finanzierung von Uraufführungen wertvoller Neuschöpfungen. Gerade der letzteren Aufgabe soll in den größeren Städten eine besondere Sorgfalt gewidmet werden.“ Eine Versammlung größeren Stils soll von den Unterzeichnern dieses in seinen Forderungen nicht immer klaren Programms nächstens nach Heidelberg einberufen werden.

30./VI. 1916

* Die Deutsche Bücherei im Jahre 1915. Aus Leipzig wird uns geschrieben: Ueber die Verwaltung der Deutschen Bücherei im Jahre 1915 erstattet soeben deren Direktor Dr. Gustav Wahl Bericht. Die Hauptarbeit galt der Werbetätigkeit und der Vermehrung der Sammlung. Das besondere Bestreben der Verwaltung ging dahin, sich die Lieferung des ganzen im Buchhandel oder sonst im Handel erhältlichen Schrifttums, der Drucksachen der Behörden und der Privatdrucke zu sichern. Zu diesem Zwecke war sie bemüht, sowohl mit dem Verlagsbuchhandel als auch mit den anderen an der Herausgabe von Druckwerken beteiligten Stellen feste und dauernde Vereinbarungen zu treffen, auf Grund deren ihr einerseits die in Zukunft erscheinenden, andererseits die seit dem 1. Januar 1913 bereits erschienenen Schriften überwiesen werden. Bisher beträgt die Zahl der Buchhändler, die sich bereit erklärt haben, ihre Verlagswerke fortlaufend zu stiften, 2250. Außerdem wurden 1287 Zeitschriftenverleger aufgefordert, ihre Zeitschriften zu stiften. Von periodischen Veröffentlichungen, die zum großen Teil nicht im freien Handel erschienen sind, besaß die Deutsche Bücherei Ende 1915 16 000 Stück. Von 113 amtlichen Stellen des In- und Auslandes gehen ihr außerdem amtliche Druckschriften einschließlich der als Kriegsliteratur anzusprechenden Druckschriften zu, desgleichen von 381 gelehrten Gesellschaften, wissenschaftlichen Korporationen, politischen und konfessionellen Vereinen und dergl. 112 deutsche oder deutschfreundliche Buchhandlungen des neutralen oder verbündeten Auslandes besorgen die Beschaffung der deutschen Auslandsliteratur. Für die Erlangung von Privatdrucken steht die Deutsche Bücherei zurzeit mit 9399 Firmen in Verbindung, desgleichen wegen der Erlangung von Kriegsliteratur mit 218 Militär- und Zivilbehörden, 537 Bibliotheken, Archiven, Museen, historischen Vereinen usw., 483 Buchhandlungen, Zeitungen, Vereinen und Autoren, zusammen 50 828, gegen 45 485 des Vorjahres. Infolge dieser regen Arbeit konnten in die Zugangsbücher folgende bibliographische Einheiten neu eingetragen werden: 29 931 Einzelwerke und Serien, 11 999 Zeitschriften, 8898 amtliche Druckschriften. Zur Erleichterung der Arbeit wurde eine Lieferantenkartothek eingerichtet. Der Umsatz dieser Kartothek darf auf annähernd 100 000 Karten geschätzt werden; sie enthält ein Archiv des

deutschen Verlagsbuchhandels seit 1913, wie es sonst nicht besteht. Die Zahl der von den Buchbindern abgelieferten Bände betrug 20 600; hierbei ist zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der vom Verlagsbuchhandel gestifteten Werke bereits im gebundenen Zustand an die Deutsche Bücherei gelangt.

* **Das Gebet auf Doberdo.** Der — wie seinerzeit berichtet — beim Sturm auf Monsalcone gefallene Fähnrich Dr. F a j k m a j e r, Archivar der Stadt Wien, ein begeisterter, heldenmütiger Soldat, hat kurz vor seinem Heldentod ein tiefempfundenes „Gebet auf Doberdo“ geschrieben. Der Kapellmeister eines dort kämpfenden Regiments hat nun die Worte in Musik gesetzt und Chormeister K e b a n hat das Lied für Chor eingerichtet. Dieser Chor wird demnächst vom S c h u b e r t b u n d gesungen werden. Das Gedicht ist ein Loblied auf die braven Egerländer, die sich auf Doberdo mit unvergänglichem Ruhm bedeckt haben. Das Lied wird ein literarisches Denkmal für die Soldaten und den Dichter bleiben.

Der Krieg im Kino.

„Wahrheitsgetreue“ Schlachtenbilder. — Bajonettangriffe mit Filzspitzen. — Effekte. — Eine Fahrt an die Kinofront. — Sturm. — Streifende Darsteller. — Der große Sieg.

Wie die „realistischen Schlachtenbilder“, die dem Kinopublikum als wahre Begebenheiten vorgelegt werden, in Wahrheit weit vom Schuß entzerrt fabriziert werden, wird in der „Berliner Nationalzeitung“ nach amerikanischen Blättern ausführlich geschildert.

Die Bilder sind derartig geschickt und realistisch zusammengestellt, daß sie selbst den Fachmann und Eingeweihten zu irritieren imstande sind. Man steckt Arbeiter, Bauern und alle möglichen Jungens vom Dorfe in die Uniformen der Armeen der verschiedenen kämpfenden Länder, sie werden dann tüchtig gedreht, und in das Kunststück eingeweicht, wie man das Bajonett in die Brust eines Feindes stoßen könne, während es doch in Wahrheit in Folge der geschickten Mechanik in den Lauf zurückgeht. Man übt nun mit diesen „Soldaten“ Schützengrabenattacken, Gasangriffe und Vorgehen im Schrapnellfeuer.

Es kann einem jetzt passieren, daß man an irgendeinem idyllisch gelegenen Dörfchen vorbeigeht oder eine Düne, die sich am Meere hinzieht, passiert, und daß man plötzlich einer Horde scheinbar wildgewordener Männer gegenübersteht, deren Helme und Bajonette in der Sonne glänzen. Wenn man sich schnell versteckt, so kann man sehen, daß diese Soldaten gegen einen Schützengraben stürmen, der von in Khaki gekleideten Soldaten besetzt ist. Unwillkürlich schaudert man, wenn man zusieht, wie die Bajonette sich tief in die Körper einbohren, aber später wird einem von den „Soldaten“ gezeigt, daß die Bajonette mit Filz umhüllt sind und daß sie vermöge ihrer Mechanik in den Lauf versenkt werden können. Wenn sich nun die „Kavallerie“ anschießt, durch den nahegelegenen Strom zu reiten, spritzt plötzlich mitten im Flusse das Wasser haushoch in die Luft. Diese „Explosionen“ sollen Artilleriegeschosse darstellen, sind aber in Wahrheit in den Fluß versenkte Pulverbehälter, die durch Elektrizität zur Explosion gebracht werden. Sobald nun die zum Angriff vorgehenden „Truppen“ das Flußufer erreichen, vermehren sich diese „Einschläge“. Im richtigen Moment drückt der technische Leiter auf einen Knopf, und nun fliegen die verschiedenen „Minen“ in die Luft. Rauchwolken verbüstern das Bild und riesige Erdklumpen werden in die Luft geschleudert. Gleichzeitig sieht man, wie eine Anzahl menschlicher Körper in die Höhe geschleudert werden — aber es sind in Wahrheit nur Puppen. — Es werden sämt-

liche Effekte einer großen springenden Mine dargestellt.

Der Kriegskorrespondent der französischen Zeitung „Liberté“ gibt von der Einstudierung eines Kinodramas hinter der wirklichen Front folgende Schilderung: Die kleine Bahn setzte mich in Saint-Duen ab. „Weiter geht sie nicht“, sagte mir der Zugführer, „weil die Schienen nicht mehr weiterführen.“ Ich setzte den Weg zu Fuß fort, als ich plötzlich über irgend ein Hindernis stolperte. „Bravo! Ausgezeichnet!“ rief eine ärgerliche Stimme aus der Tiefe. „Der Kerl hat uns ja den ganzen Stacheldrahtzaun umgeworfen.“ Ich war erstaunt, mit welcher Leichtigkeit mir das gegliedert war und erklärte, daß dies der beste Beweis dafür wäre, daß die Anlage höchst unsolid gebaut sei: „Mindestens zwanzig Minuten Arbeit hätten wir damit“, sagte der Sergeant, „übrigens warum kommen Sie so spät, einen Franken Strafe! Vorwärts, beeilen Sie sich mit der Umkleidung.“ Darauf gab er mir eine Uniform. Ich verstand sofort seine freundliche Aufmerksamkeit, denn ich weiß ja, daß die Deutschen mit den Zivilisten sehr schlimm verfahren. Aber mit einer Uniform riskierte ich höchstens in einem bayerischen Gefangenenlager eingesperrt zu werden. Zu meiner großen Freude bemerkte ich übrigens, daß die Uniform die eines Kapitäns war: „Hallo!“ rief eine Stimme. „Der Feind greift an, schnell das Giftgas loslassen!“ In meinem Leben hatte ich nicht gewußt, wie man giftige Gase fabriziert, aber jetzt weiß ich es. Man zündet einfach ein Feuer an und legt etwas feuchtes Heu darauf, dann erhebt sich ein dichter Rauch und der Wind treibt diesen zum Feinde hinüber. Was wird jetzt bloß noch alles geschehen, fragte ich mich ängstlich.

Plötzlich kam eine robuste Köchin, feuerrot im Angesicht, und als sie meine Kapitänuniform erblickte, schrie sie mich an: „Sind Sie nicht bald mit Ihrer Schweinerei fertig, unser ganzes Haus ist ja schon voller Rauch, es ist unmöglich, länger in den Zimmern zu weilen und ich hole jetzt die Polizei.“ Glücklicherweise antwortete statt meiner der Sergeant, daß wir die Erlaubnis des Präfecten hätten, und dieses Wort hatte dieselbe Wirkung wie Mirabeaus Antwort an Ludwig des Sechzehnten Gefandten. Die Köchin zog sich voller Wut zurück. „Vorwärts!“ kommandierte jetzt der Sergeant: „Pflanzt die Bajonette auf! Vorwärts!“

Mit großer Tapferkeit sprang die Mannschaft aus den Schützengräben und stürzte sich auf die deutschen Linien. Viele fielen und während sie auf die Krankenwärter warteten, rollten sie sich Zigaretten. Plötzlich stürzten die Deutschen aus ihren Schützengräben hervor und stießen ein wildes Geheul aus: „Unsere 3 Franken! Unsere 3 Franken! schrien sie uns entgegen. Dieses Geschrei machte unserem Angriff schnell ein Ende. „Was gibt es?“ rief der Sergeant. „Was es gibt?“ antwortete ein Boche in vortrefflichem Französisch: „Wir arbeiten nicht weiter und kämpfen nicht mehr mit, wenn Sie uns nicht sofort unseren Lohn um 50 Centimes per Tag erhöhen.“ Der Sergeant gab nach, was hätte er auch schließlich tun sollen? Und nun begann der Angriff von neuem. Es war ein geradezu herrlicher Anblick.

Als der Sieg endlich errungen war, jagte der Sergeant zu mir: „Vorwärts! Umkleiden, Sie ziehen jetzt die Uniform des bayerischen Leutnants an! Jetzt beginnt der Vorbeimarsch der Gefangenen.“ Ich war durchaus nicht vergnügt über diese Degradierung und erklärte mit aller Bestimmtheit, daß ich jetzt wieder meine Zivilkleider anlegen würde. Aber das war mir leider unmöglich. Während der heißen Schlacht waren sie nämlich verwundet, und meine Uhr und meine Brieftasche ebenfalls, woraus hervorgeht, daß man in der Gegend von Saint-Duen nur nichts liegen lassen soll. Als ich nach Paris zurückkam, wurde ich von zwei Schulzeuten angehalten, und ich befürchtete, daß ich jetzt wegen unrechtmäßigen Tragens einer Uniform eine Strafe erhalten werde.

Aber allen denjenigen, die mich „einen Zivilisten“ nennen, kann ich nur antworten: „Gehen Sie gefälligst hin und sehen Sie sich „die siegreiche Entente“ im Kino an! Dort können Sie sich davon überzeugen, ob ich einen Bajonettangriff kommandieren kann oder nicht.“

Theater- und Kunstnachrichten.

Wien, 29. Juni.

— Das Interesse für die Uraufführung von Schönherr's „Volk in Not“, welche Sonntag den 2. Juli um 8 Uhr abends im Deutschen Volkstheater stattfindet, ist, wie zu erwarten war, außerordentlich lebhaft. Sämtliche Logen und Plätze, die überdies in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes — der Ertrag der Vorstellung ist bekanntlich für die Schaffung einer Kriegsinvalidenstiftung für österreichische Bühnenangehörige bestimmt — bedeutend überzählt wurden, sind vergriffen. Ueber Ersuchen des Komitees haben Fräulein Elise Wohlgenuth und Herr Harry Walden vom Burgtheater beim Kartenverkauf persönlich mitgewirkt und in wenigen Stunden für 7 Logen und 27 Sitze den Betrag von 15.000 K. erzielt. Die Proben sind unter Hugo Thimigs Leitung und Otto Treßlers Regie in Anwesenheit des Dichters in vollem Gange. Die Hauptrollen werden von den Damen Bleibtreu, Hetsch, Keller, Mayer, Reingruber, Senders, v. Wagner und den Herren Herterich, Marr, Ranzenhofer, Straßni und Treßler dargestellt werden. Für die in der Zeit vom 3. bis 9. Juli stattfindenden Wiederholungen ist die Nachfrage nach Karten gleichfalls außerordentlich lebhaft.

1./III. 1916

Zeitungseinstellungen und ihre Aufhebungen.

Wie wir gemeldet haben, ist das Erscheinen des „Berliner Tageblattes“ verboten worden. Der „Grund“ ist aus folgender Zuschrift zu entnehmen, die das Blatt nach dem Wiedererscheinen (am Donnerstag; die Einstellung währte also nur einen Tag) veröffentlichen mußte.

Das Erscheinen des „Berliner Tageblattes“ ist von mir wegen des in Nr. 323 veröffentlichten Artikels „Die Kriegsziele der sechs Verbände“ verboten worden. Dieser Artikel stellte insofern eine ungewöhnlich schwere Störung des Burgfriedens dar, als darin großen wirtschaftlichen Organisationen der schwere Vorwurf gemacht war, daß sie im Dienste „ganz einfacher Beutelinteressen der Kriegslieferanten den Krieg bis ins Endlose fortgesetzt“ sehen möchten. Nachdem die Chefredaktion des „Berliner Tageblattes“ mit Schreiben vom 28. 6. 16 ihr Bedauern über diese Veröffentlichung mit der Versicherung ausgesprochen hat, in Zukunft den bestehenden Zensurvorschriften hinsichtlich der Wahrung des Burgfriedens nach bestem Ermessen mehr als bisher nachzukommen, hebe ich das Verbot des „Berliner Tageblattes“ hiemit wieder auf. Ich erwarte, daß die Redaktion des „Berliner Tageblattes“ der gemachten Zusage in Zukunft peinlichst entsprechen wird, und mache auf die Folgen etwaiger erneuter Zuwiderhandlung aufmerksam. Dieses Schreiben ist an der Spitze der ersten wieder erscheinenden Nummer im Wortlaut zu veröffentlichen.

Der Oberbefehlshaber: v. K e s s e l, Generaloberst.

Zu dem berregten Artikel (am letzten Montag), der wohlgezählte 41 Zeilen lang ist, wird der Forderung zugestimmt, die von den Kanzlerfeinden unausgesetzt erhoben wird, daß nämlich die Veröffentlichung der verächtlichen Denkschrift der sechs Verbände zugelassen werde, wozu dann bemerkt wird:

Für ebenso selbstverständlich aber halten wir es, daß wir nach einer Veröffentlichung der Sechszverbändedenkschrift volle Freiheit haben müssen, unsere Meinung über diese Denkschrift und über ihre Urheber auszusprechen, und natürlich auch über die Motive, von denen die Verfasser und ihre Hintermänner bei der Aufstellung ihrer Forderungen geleitet worden sind. Man wird dann sehen, ob die Beweggründe der großen Kriegslieferanten bei Abfassung der Denkschrift „national“ waren, wie sie behaupten, oder ob es sich um ganz einfache Beutelinteressen, wie ihnen vorgeworfen wird, handelt, denen zuliebe der Krieg bis ins Endlose fortgesetzt

werden soll. Es ist klar, daß man von alledem wird nicht sprechen können, ohne den Zusammenhang zu berühren, der schon vor dem Kriege zwischen einem Teile der Schwerindustrie und den auf eine Erhöhung des Chauvinismus gerichteten Bestrebungen bestand und jetzt weiter besteht. Unter der Voraussetzung, daß die Freiheit der Diskussion nicht durch den Hinweis auf den sogenannten Burgfrieden beeinträchtigt wird, unterstützen wir gern den Wunsch aller derjenigen, die eine Veröffentlichung der Denkschrift begehren, und wir sind ganz überzeugt, daß eine solche Erörterung zum mindesten aufklärend wirken wird.

Die Zusicherung, die das „Berliner Tageblatt“ hier (notgedrungen) gibt, entspricht so ziemlich der Verpflichtung (Burgfriede), die allen Blättern auferlegt ist. Merkwürdiger war allerdings eine Verpflichtung, die — der „Vorwärts“ einmal übernommen hatte und von der jetzt der Parteivorstand Nachricht gibt. In einer Polemik gegen Bemerkungen, die der „Vorwärts“-Redakteur Däumig auf der sonntägigen Generalversammlung des Groß-Berliner Verbandes gemacht hat, erklärt der Parteivorstand:

Wahr ist vielmehr, daß der Parteivorstand vom „Vorwärts“, der zu lebhaften Beschwerden wegen seiner Haltung triftigen Anlaß gegeben hatte, bereits im September 1914 verlangte:

Der „Vorwärts“ hat nach Ansicht des Parteivorstandes in dieser Zeit im wesentlichen folgende Aufgaben zu erfüllen:

1. Der „Vorwärts“ soll wie bisher dem Surripatriotismus und den chauvinistischen Treibereien entgegenwirken;
2. er soll wie bisher die Annerionsgelüste bekämpfen;
3. er soll sich in seinen Berichten über Kriegsgreuel, Gefangenen- und Verwundetenbehandlung der größten Objektivität befleißigen;
4. er soll auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik schnell und wegweisend die Arbeiterinteressen vertreten.

Noch einmal hat der Parteivorstand sehr energisch in einer Redaktionsangelegenheit Stellung nehmen müssen. Der Vertreter der „Vorwärts“-Redaktion hatte sich der Behörde gegenüber schriftlich verpflichtet:

Ich kann versichern, daß ich dem Wunsche, daß die Einheitlichkeit der patriotischen Begeisterung nicht gestört werde, nachkommen werde, und glaube, bisher schon alles getan zu haben, um die patriotische Begeisterung nicht nur nicht zu stören, sondern zu beleben.

Gegen ein solches Verhalten mußte der Parteivorstand Verwahrung einlegen. Gleichzeitig hat er in einer Eingabe an den stellvertretenden Reichskanzler entschieden betont, daß der Presse unter keinen Umständen derartige Zumutungen gestellt werden dürften.

Wie man erfährt, war jener Vertreter der „Vorwärts“-Redaktion, der sich in der obigen Weise der Behörde gegenüber schriftlich verpflichtet hat, der Genosse S t a d t h a g e n, ansonsten und insbesondere jetzt ein Bannerträger des Radikalismus!

Zurück zum Volksliede!

(Hans Wagners „Jung-Oesterreich-Lieder“.)
Von Dr. Wolfgang Madjera.

Der große Krieg, der nun schon seit bald zwei Jahren die äußersten Anforderungen an die körperlichen, geistigen und moralischen Kräfte der Menschen stellt, hat mit eindringlicher Gewalt die Erkenntnis gezeitigt, wie wichtig die Pflege und größtmögliche Entwicklung dieser Kräfte in der heranwachsenden Jugend für den Bestand des Volkes und des Staates ist. Soll aber diese Heranbildung der Jugend eine ebenmäßige und wahrhaft Erfolg versprechende sein, dann darf sie beileibe nicht einseitig oder auch nur hauptsächlich Körperkultur im Auge haben; denn der Körper soll nur das Werkzeug bilden, mit dem die geistigen Werte, die kulturellen Güter verteidigt werden — er muß daher auch vom Geistigen her seine Weihe und seine Ziele empfangen. Und weil sich der Geist, das Gemüt, die Sinnesart, das Temperament — kurz das ganze Wesen eines Volkes in seinen Liedern am lebendigsten kundgibt, weil dies alles aus dem Lied am unmittelbarsten und für Ohr und Herz am erfreulichsten hervorquillt, darum ist auch die Pflege des Volksliedes von größter Bedeutung für die Erziehung einer volksbewußten Jugend, die weiß, warum sie im Frieden für ihr Vaterland wirken und arbeiten und warum sie im Krieg für dieses Land ihr Leben einsetzen soll.

Schon die alten Griechen zogen mit Gesang in den Kampf; ebenso die Germanen. Und Bismarck richtete einmal an einen Gesangverein die bedeutsamen Worte: „Das deutsche Lied, sowie es ernst wird, nimmt immer Anklang ans Vaterland. „Herz und Hand fürs Vaterland“ ist immer sein Grundton. Und so möchte ich das deutsche Lied als Kriegsverbündeten für die Zukunft nicht unterschätzt wissen.“

Wie aber stand es bisher bei uns Oesterreichern um diesen Kriegsverbündeten? Leider muß es einbekannt werden: Gerade die deutschen Oesterreicher, das führende Kulturvolk unter den Völkern dieses Reiches, hat diesen Bundesgenossen aufs schmächtigste vernachlässigt. In der Einleitung eines weitabliegenden Aufsatzes über die „Staatsbürgerliche Bedeutung des Volksgefanges“ im Verordnungsblatte des niederösterreichischen Landesschulrates erzählt der Musikpädagoge und Vorkämpfer der musikalischen Jugenderziehung, Professor Hans Wagner, wie ihn an einem Frühlingstag im Prater der schöne, rhythmisch vollkommene, brausende Gesang ungarischer Soldaten entzückt habe, wogegen sich die Singversuche deutscher Truppenabteilungen teils infolge der Wahl minderwertiger Gassenhauer, teils infolge der mangelhaften Ausführung höchst kläglich ausnahmen. Ähnliche Beobachtungen beschämender Ueberlegenheit kann man bei rumänischen, slowakischen und anderen Mannschaften unserer Armee anstellen.

Aber mit solchen Beobachtungen gab sich Hans Wagner nicht zufrieden. Als bald trieb es ihn, nicht

nur in der erwähnten Studie einen großzügigen Plan für eine Reform des Gesangunterrichtes an den Schulen zu entwerfen, sondern auch gleich der Jugend eine kleine Sammlung von Volksliedern und volkstümlichen Liedern an die Hand zu geben, die geeignet sind, ihr auf der Wanderschaft und auf dem Marsche die Zeit zu kürzen, das Gemüt zu erfreuen und den Schritt zu befeuern, die aber auch dann später in ersten Zeiten einen Schatz bilden sollen, um die Eintönigkeit und die Anstrengung soldatischer Märsche zu mildern und als teure Stimmen der Heimat im Herzen nachzuklingen.

So entstand ein schmales Heftchen „Jung-Oesterreich-Lieder“, das bereits in wenigen Wochen so weit verbreitet war, daß es eine neue Auflage erforderlich wurde. In einer kurzen Vorrede weist der Verfasser die jungen Leute auf die notwendige Mühe zum Volksliede und auf den Beruf der Jugend hin, das Werk der Wiedererweckung zu vollbringen. Anschließend ist eine kurze Anleitung zum Gebrauch des Büchleins und zum richtigen, geschmackvollen Singen überhaupt gegeben. Dann folgen fünfzig Volkslieder in ein- und zweistimmigem Satz, deren Auswahl dadurch besonderen Reiz gewinnt, daß hier nicht nur altbekannte, eingebürgerte und darum nicht minder schöne Lieder, sondern auch solche, die weiteren Kreisen bisher fremd waren, aufgenommen sind. Neben der Volkshymne, dem „Prinz Eugenius“, der „Wacht am Rhein“, dem „Bismarcklied“, dem „Guten Kameraden“ und anderem, was zum eisernen Bestande jedes Liederbuches gehört, finden wir Perlen einer aus Not und Lust erwachsenen Volkskunst, wie das „Spingeler Schlachtlied“, ein „Siegeslied der k. k. Armee beim Uebergang über den Lech“ (1800), dann „D' Salzburger Landwöhra 1809“, ein bayrisches „Schwalangschör“ (Chevauxleger)-Lied, ein fränkisches Volkslied „Der Landsturm 1813“ und ein „Wachauer Schifferlied“. Ja, auch ein von Wagner selbst entdecktes Liedchen „Und haben die Soldaten all's kein Brot“ fehlt nicht, das er, ein längst bewährter Sammler, aus dem Munde eines vierzehnjährigen Hirtenknaben in Gießhübl, Böhmen, vernahm. Ferner darf eine kernige, echt volkstümliche Berlonung des bekannten Zudermannschen Reiterliedes „Drüben am Wiesenrand hoden zwei Dohlen“ nicht unerwähnt bleiben, die von Frau Else Wengert in Radmer her stammt.

So ist hier auf erstaunlich engem Raum ein wahrer Schatz gediegener Musik zusammengetragen, dem eine ganz hervorragende Rolle für die Wiedererweckung deutschen Volksgefanges in Oesterreich zukommen dürfte. Mit diesem Büchlein in der Tasche und mit seinen Weisen auf den Lippen möge Deutschösterreichs Jugend frohen Mutes einer hoffentlich glorreichen, lichtvollen Zukunft entgegenziehen!

2. Jm. 1916

Zur Philosophie des Krieges

müßte auf diesem Gebiete der Weltkrieg auch eine intellektuelle Umgruppierung hervorrufen. Der Verfasser führt nun den Nachweis, daß die Ereignisse des Weltkrieges für die Beantwortung der Hauptfragen des geschichtsphilosophischen Denkens kaum etwas von Bedeutung beigetragen haben. Wissen wir etwa jetzt sicherer als früher, ob das Individuum oder die kollektiven Einheiten das Ausgangsgebilde in der Geschichte sind? Nein. Hat uns der Krieg gelehrt, ob es historisch Gesetze gibt? Wiederum nein. Der „Individualismus“ ist in seinen Grundfesten heute ebenso wenig erschüttert wie der „Kollektivismus“. Ob man sich zu der einen oder der anderen Richtung bekennen möge, der Weltkrieg hat niemand zwingen können, von der einmal gefaßten Meinung abzuweichen. Daß die Ergebnisse der Geschichtsphilosophie im allgemeinen wenig befriedigend sind — wir haben darauf bereits oben hingewiesen — wird auch von Kloss anerkannt. Mit durch aus berechtigtem Sarkasmus tut er die sogenannte „organische“ Geschichtstheorie ab, die die historischen Entwicklungen in Analogie zu den Prozessen des organischen Lebens zu stellen mag. Ebenso darf man ihm bestimmen bezüglich seiner Stellungnahme gegen den „Gesamtgeist des Volkes“, der noch immer in wirren Köpfen sein Unwesen treibt.

Im weiteren Verlaufe der Studie wird die Frage: Pessimismus oder Optimismus und die so oft erhobene Forderung nach religiöser Neuorientierung behandelt. Das Resultat ist auch hier negativ.

Wir kommen zum Kulturproblem. Hat uns der Krieg vielleicht neue Maßstäbe zur Bewertung der heute bestehenden mannigfaltigen Kulturformen an die Hand gegeben?

Kloss nimmt Gelegenheit, eine Menge von Vertretern auszumergen, die sich in diesen Problembereich eingelassen haben. Er weist mit Recht darauf hin, welche Unfug darin liegt, die Wertigkeit einer Kultur zu einer Funktion der Zeit zu machen und die Theile aufzustellen, die unterliegende Kultur sei eo ipso die minderwertige. Man kann dem Verfasser bestimmen, wenn er hier eine Verwechslung vorliegen sieht, die den äußeren Machtapparat, der das Fortbestehen einer bestimmten Kultur garantiert, mit ihrem inneren Werte verwechselt.

Warum sollte nicht umgekehrt gerade die höhere Kultur die empfindlichere, daher leichter zerstörbare sein? Sehr geistvoll vergleicht Kloss die höchsten Kulturen mit feinen Chronometern, die auf geringfügige Einwirkungen von außen jäh mit Stillstehen reagieren, während ihre robusteren Genossen unbewußt weiter ticken.

Der Ausdruck „Wortelektrikultur“ ist charakteristisch für diejenigen, die da meinen, daß uns der Krieg neue innere Kulturziele vor Augen gerückt habe. Es ist ein unterschiedenes Verdienst unseres Philosophen, diese horriblen Uebertreibungen schon jetzt als solche durchschaut und in ihre Schranken zurückgewiesen zu haben. Das gilt in gleicher Weise von der ästhetischen wie von der ethischen Kultur. Warum der Weltkrieg auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Literatur eine entscheidende Wendung — etwa die Hofeher von der Dekadenz — nach sich ziehen müsse, ist in der Tat nicht einzusehen. Daß der starke Mensch, wie ihn die Ethik für die Zukunft prophzeit, in Wahrheit weder der Muskelstarke noch der Willensstarke, sondern der große Intellektuelle sein wird — kann man, wenn man den Gedanken zu Ende denkt, daran überhaupt zweifeln? Bedeutet etwa die starke Einschränkung der intellektuellen Betätigung während der harten Zeiten des Krieges eine prinzipielle, das heißt dauernde, von den Zeitergebnissen unabhängige Bevorzugung des starken Willens vor dem starken Intellekt? Mit der Verneinung dieser Frage hat Kloss den Nagel entschieden auf den Kopf getroffen.

Der Schluß der Studie beschäftigt sich mit dem philosophischen Kulturbegriff, anders ausgedrückt: mit dem Verhältnis von Kultur und Wirklichkeit. Die Kultur ist weder ein „Abbild“ der Wirklichkeit, das schon Vorhandenes noch einmal bringt, noch eine Ausübung beziehungsweise Umbildung einfacher biologischer oder physikalischer Elemente: Kloss verwirft die „idealistische“ Kulturtheorie eines Cudde, Hegel oder Scheler ebenso wie den „Echtnisismus“ der Ostwald und Genossen. Sein feiner Kopf hat es gut verstanden, die wunder Punkte dieser Richtungen ins helle Licht zu rücken. In Anlehnung an Kant huldigt er einer Kulturauffassung, die er die „kritische“ genannt wissen will. Er verzichtet darauf, über das Verhältnis von Kultur und Wirklichkeit theoretisch

tische Aussagen zu machen. Ob das historische Geschehen einen „Sinn“ hat? Die Frage kann nur Kloss weder ganz bejaht noch ganz verneint werden.

Manchem mag dies Resultat dürftig erscheinen. Könnte man aber vom Weltkrieg Lösung philosophischer Fragen erwarten? Wie gering die Berechtigung einer solchen Annahme war, das hat Kloss trefflich dargestellt. Seine Schrift gehört zu den ganz wenigen philosophischen Gelegenheitsprodukten, die den Weltkrieg überleben werden.

Zum Schluß einige ganz kurze Bemerkungen zu den Ausführungen Josef Klossens (Kreuzg.). Er unterscheidet drei große Wertgebiete, die mit den Namen Autopathik, Heteropathik und Ergopathik begrenzt werden.

Das autopathische „gut“ und „schlecht“ bezieht sich auf die eigene Lust, beziehungsweise Unlust des wertenden Subjekts. Hieher gehören z. B. die wirtschaftlichen Werte.

Werden die Gegensätze „gut“ und „schlecht“ auf fremde Subjekte bezogen, so handelt es sich um „heteropathische“ Wertungen. Die überwiegende Mehrzahl dieser fällt den Bereich der Ethik.

In das Wertgebiet der „Ergopathik“ gehören der Hauptsache nach die ästhetischen Werte nach den Gegensätzen „schön“ und „häßlich“.

Uns interessieren hier lediglich die ethischen Wertungen. Kloss ist durchaus Gesinnungsethiker. Entscheidend für den moralischen Wert einer Handlung ist ihm stets die Absicht, niemals der Erfolg. Als Grundlage der Moral benützt er das Gleichgefühl, d. h. Mitfreude, beziehungsweise Mitleid beim Vorstellen fremder Lust oder Unlust.

Die Anwendung dieser Leitfäden auf die Kriegseignisse bringt an manchen Stellen ganz gutes Material, so ist insbesondere die Polemik gegen den Panegoismus recht geschickt geführt.

9) Gedanken über Moral und Krieg. Wien, Braumüller 1915.

3./VII. 1916

Aufführung von Schönherr's „Volk in Not“.

(Deutsches Volkstheater.)

Karl Schönherr's mächtiges Tiroler Drama, einem großen Teil des kunstsinigen Wiener Publikums vom Lesen bereits bekannt, ging in Form einer in jedem Betracht glänzenden Aufführung über die Bühne und übte auch von diesem ihm gebührenden Plaze aus seine tief in die Seele greifende Wirkung. Schönherr's Werk, das sich im Untertitel beziehungsweise „ein deutsches Heldenlied“ nennt, schildert bekanntlich, in Gestalt eines dramatischen Triptychons, die drei Entwicklungsstufen des Tiroler Aufstandes von 1809. Das erste Bild zeigt die Vorbereitung, das Sichzusammenscharen der aufgeregten Bauernschaft um die überragende Gestalt des Hofer; das zweite gibt die Feldschlacht am Berge Isel mit bisher unerhörten szenischen und dichterischen Mitteln wieder; das dritte ist der Epilog und das dramatisch bedeutendste der drei Bilder: hier redet sich aus unsagbarem Leid die homerische Gestalt der Notadlwirtin ungebeugt zum Himmel auf. Frau Bleibtreu haucht dieser größten Gestalt des Dramas ihre große Seele ein; sie schafft als Notadlwirtin ein würdiges Seitenstück zum Hofer des Herrn Hans Marr, von dem man sich viel erwarten durfte und der alle Erwartungen erfüllte. Auch die übrige Darstellung, auf die im einzelnen einzugehen augenblicklich nicht möglich ist, wäre fast durchgängig uneingeschränkt zu loben; nur der Dialekt machte, zumal auf der Burgtheaterseite, noch einige Schwierigkeiten, die sich aber vielleicht bei häufiger Wiederholung abschleifen dürften. Nicht minder hervorragend ist die Inszenierung, deren Kunst und Fleiß in dem nur schwer zu bewältigenden zweiten Akte gipfeln. Die Darstellung der Schlacht ist ein im Grunde unlösbares Regieproblem, das theatermäßig, so weit als es nur irgend möglich ist, gelöst wurde. Eine ungeheure Erschütterung geht von diesem Akte aus, in dem die Lust auf der Bühne zu sieden scheint. Der Beifall klang denn auch nach diesen, trotz der geschichtlichen Entfernung äußerst zeitgemäßen Szenen am lautesten. Sein Echo kehrt nach dem ergeifenden dritten Akte wieder und verdichtete sich noch lange nach Schluß der Darstellung zu einer nicht endenpflanzenden Ovation für den Dichter, die Darsteller und den über alle Schwierigkeiten siegreich gebliebenen Spielleiter.

R. A.

Der gestrigen Uraufführung von Karl Schönherr's „Volk in Not“ im Deutschen Volkstheater wohnte der Protektor Erzherzog Karl Stephan bei, der in Begleitung seines Kammervorstehers, Linienschiffsleutnants Grafen Bachta erschienen war. Der Erzherzog wurde im Namen des Komitees von Generaldirektor Wilhelm Kestranek sowie von den Herren Hofburgtheaterdirektor Hugo Thimig und Schauspielers Willy Loeher empfangen.

Nach dem zweiten Akt ließ sich Erzherzog Karl Stephan auf die Bühne geladen, alle Mitwirkenden vorstellen, denen er

seinen Dank für ihre selbstlose Betätigung im Dienste der guten Sache aussprach, der sie sogar einen Teil ihrer Ferienzeit opfern. Der Erzherzog zollte den künstlerischen Leistungen der Darsteller schmeichelhaftes Lob. Nach dem dritten Akt begab sich Erzherzog Karl Stephan in die Loge des Direktors Thimig, in der sich auch der Dichter Karl Schönherr aufhielt, und äußerte sich zu diesem in besonders warmen Worten über die mächtige, kraftvolle Dichtung. Der Erzherzog rühmte deren hohen patriotischen Sinn und gab seiner Genugtuung Ausdruck, daß alles Schmerzhafte und Traurige in dem Stück übertönt werde durch die Freude der Rettung des Landes Tirol und den Blick in eine frohere Zukunft. Erzherzog Karl Stephan beteiligte sich in lebhafter Weise an den dem Dichter nach dem letzten Fallen des Vorhanges bereiteten rauschenden Ovationen und stellte den Besuch seiner Gemahlin für eine der nächsten Vorstellungen in Aussicht.

Das Haus trug festliches Gepräge und war von einer erwartungsvoll gespannten Gesellschaft gefüllt. Es waren anwesend: Kriegsminister Freiherr v. Krobatin, Landesverteidigungsminister Freiherr v. Georgi, Justizminister Ritter v. Höhenburger, Minister für öffentliche Arbeiten Dr. Trnka, der sächsische Gesandte Graf Rostig samt Gemahlin, der bayerische Gesandte Freiherr v. Tucher, die Geheimen Räte Max Graf Wickenburg, Erich Graf Kielmansegg, Polizeipräsident Baron Gorup, Feldmarschallleutnant v. Löbl, Konteradmiral v. Sedina, Generalstabschef Oberst v. Borner, Louis Freiherr v. Rothschild, Baron Meier-Retschendorf, Philipp Freiherr Haas v. Teichen, Baron Dr. Stoda, Präsident Feilchenfeld, Präsident v. Landesberger, Generaldirektor Günther, Generaldirektor Hofrat Frankfurter, Hugo v. Root, Generaldirektor Austerlitz, Generaldirektor Philipp, Dr. Hans Ritter v. Mautner, Sektionschef Dr. Grienberger, Präsident v. Wiener der Akademie für Musik und darstellende Kunst, Ministerialrat Dr. Zweig, Hofrat v. Prileszky, die Bankdirektoren v. Kráňny, Hammer Schlag, Marcus, Stransky, Muntendorf, Direktorstellvertreter Feldmann, Direktor Doktor Herz, Viktor v. Sphrussi, Professor Wendebach, Primarius Dr. Fleischmann, Professor Fränkl, Stabsarzt Dr. Hochfinger, Major Sulzard, Major Zitterhofer, der königl. bayerische Major Hofstädter, Hauptmann Jink, Dr. Edmund Benedikt, Professor Dr. Ludwig Strauß, Gräfin Wisa Wydenbruck, Baronin Margarete Königswarter-Formes, Irma v. Jöser, Frau Generaldirektor Kestranek, Frau Generaldirektor Rothballek, Frau Thimig, Fräulein Hermine v. Sonenthal, Fräulein Kitty Schratt, Präsident Dr. Siegmund Ehrlich, Professor Reich, Regierungsrat Dr. Glossy, Chorherr Professor Dr. Pauker, Siegfried Trebitsch, Präsident des Volkstheatervereines Fischer, Direktor des Hamburger Schauspielhauses Geheimer Hofrat Grube, die Theaterdirektoren Wallner, Erich Müller und Geyer, Frau Johanna Buska-Neumann, Frau Leo Fall, Frau Josefine Glöckner-Kramer, Frau Ellen-Neustädter, Eugen Jensen und viele andere.

Schönherr-Abend.

Niemals hat das Deutsche Volkstheater in Wien seinen Namen sinnfälliger und eindringlicher zu Ehren gebracht als am Sonntag, da es, ein Janustempel der Kunst, seine Porten Karl Schönherr's „Volk in Not“ öffnete. Man sah das deutsche Volk bei der Arbeit, bei der schrecklichsten Arbeit des blutigen Krieges, und wenn es auch die Tiroler von 1809 waren, die sich sehen ließen, wurzelecht und steinermühsen, wie ihr großer Dichter sie hinstellt, so fühlte man doch durch die ins Leben zurückgerufenen Jahre der Vergangenheit hindurch mahnend und drohend, erhaltend und bekräftigend, lindernd und tröstend zugleich, die fürchtbar erhabene Gegenwart des Tages, als wäre der Weltkrieg von heute die Fortsetzung des Aufstandes gegen den Großen und Unterdrücker von ehedem.

Heilige Schauer teilnehmender Ergriffenheit gingen immer wieder durch die Versammlung, welche, mit dem Erzherzog Karl Stephan an der Spitze, das schöne, heitere, in festlicher Beleuchtung strahlende Haus vom Boden bis zur Decke hinan füllte. Bald aber ließ sich der laute Dank für Dichter und Darsteller nicht mehr zurückhalten und machte sich in profanem Beifall Luft. Karl Schönherr dankte von der Direktionsloge aus, die Schauspieler und die Leiter des technischen Personals erschienen nach Schluß der Vorstellung vollzählig bei offenem Vorhang auf der Bühne. Sie alle, vom Burg- und Volkstheater, die sich unter dem Oberbefehl Thimig's zur gemeinsamen Ausübung ihrer Kunst opferfreudig verbunden hatten, durften sich sagen: Wir haben einen guten Kampf gekämpft. Möge der Lohn dafür, das heißt die Schaffung einer Kriegsinvalidentätung, nicht ausbleiben! M. K.

Der Protokoll der Veranstaltung Erzherzog Karl Stephan, welcher in Begleitung seines Kammervorstehers Luivenschiffleutnant Grafen Bachta erschienen war, wurde im Namen des Komitees von Generaldirektor Wilhelm Restrauel sowie von den Herren Hofburgtheaterdirektor Hugo Thimig und Schauspieler Willy Voehr empfangen. Nach dem zweiten Akt ließ sich Erzherzog Karl Stephan auf die Bühne geleiten, alle Mitwirkenden vorstellen, denen er seinen Dank für ihre selbstlose Betätigung im Dienste der guten Sache ausdrückte, welcher sie sogar einen Teil ihrer Feriizeit opfern. Der Erzherzog sollte den künstlerischen Leistungen der Darsteller schmeichelhaftes Lob.

Nach dem dritten Akt begab sich Erzherzog Karl Stephan in die Loge des Direktors Thimig, in der sich auch der Dichter Karl Schönherr aufhielt, und äußerte sich zu diesem in besonders warmen Worten über die mächtige, kraftvolle Dichtung. Der Erzherzog rühmte deren hohen patriotischen Sinn und gab seiner Genugtuung Ausdruck, das alles Schmerzliche und Traurige in dem Stück übertönt werde durch die Freude der Rettung des Landes Tirol und den Blick in eine frohere Zukunft. Der Erzherzog beteiligte sich in lebhafter Weise an den dem Dichter nach dem letzten Akt des Vorhanges bereiteten rauschenden Ovationen und stellte den Besuch seiner Gemahlin für eine der nächsten Vorstellungen in Aussicht.

Das Haus trug festliches Gepräge und war von einer außerlesenen, erwartungsvoll gespannten Gesellschaft gefüllt. Es waren anwesend: Kriegeminister Ritter v. Krobatin, Landesverteidigungsminister

Freiherr v. Georgi, Justizminister Ritter v. Hohenburger, Minister für öffentliche Arbeiten Trnka, sächsischer Gesandter Graf Kostitz samt Gemahlin, bayerischer Gesandter Freiherr v. Lucher, die Geheimen Räte Max Graf Widenburg, Erich Graf Niemannsegg, Polizeipräsident Baron Gorup, Feldmarschalleutnant v. Löbl, Konteradmiral v. Jedina, Generalstabschef Oberst v. Bornet, Louis Freiherr v. Rothschild, Baron Meier-Retschendorf, Philipp Freiherr Hans v. Teichen, Baron Dr. v. Gloda, Präsident Feilchenfeld, Präsident v. Landesberger, Generaldirektor Günther, Generaldirektor Hofrat Frankfurter, Hugo v. Root, Generaldirektor Austerlitz, Generaldirektor Philipp, Dr. Hans Ritter v. Mautner, Sektionschef Dr. Orienberger, Präsident von Wiener der Akademie für Musik und darstellende Kunst, Ministerialrat Dr. Zweig, Hofrat v. Prilesky, die Bankdirektoren v. Krafny, Hammer Schlag, Marcus, Stranek, Wuntendorf, Direktorstellvertreter Feldmann, Direktor Dr. Herz, Viktor v. Ephrussi, Professor Wendebach, Primarius Dr. Fleischmann, Professor Fränkl, Stabsarzt Dr. Hochfinger, Major Eufarz, Major Zitterhofer, königlich bayerischer Major Hofstädter, Hauptmann Fink, Dr. Edmund Benedikt, Professor Dr. Ludwig Strauß, Gräfin Wisa Wydenbruck, Baronin Margarete Königsruar-Fornes, Irma v. Höfer, Frau Generaldirektor Restrauel, Frau Generaldirektor Rothbaler, Frau Thimig, Fräulein Gertrude v. Sonnenthal, Fräulein Kitty Schrott, Präsident Dr. Siegmund Ehrlich, Professor Reich, Regierungsrat Dr. Glossy, Chorherr Professor Dr. Pauler, Siegfried Trebitsch, Präsident des Volkstheatervereines Fischer, Direktor des Hamburger Schauspielhauses Geheimer Hofrat Grube, die Theaterdirektoren Wallner, Erich Müller und Geher, Frau Johanna Buska-Neumann, Frau Leo Fall, Frau Josefine Glöckner-Kramer, Frau Ellen-Neustädter, Eugen Jensen u. v. a.

Bahr als Bildungsphilister.

Von Willy Pastor.

Hermann Bahr, der vielgewandte, bereist auch als Wanderredner die Lande, als Laienprofessor für Kunst und Schrifttum. In Danzig spricht er besonders gern, denn die Menschen dort „hören gut zu und bringen dem Redner etwas entgegen“. Als er wieder einmal dort geredet hatte, trat der Vereinsvorsitzende an ihn heran mit der Bitte, sich „einmal über die neueste Kunst auszulassen, über Expressionismus, Kubismus, Futurismus“. Warum nicht, denkt Hermann Bahr, und übernimmt den Auftrag. Hinterher erst, als er sich überlegt, was er denn seinen Danzigern nun erzählen soll, fällt es ihm schwer auf die Seele: „Denn ich mußte ja jetzt vor allem erst einmal darüber nachdenken, wie ich denn eigentlich selbst vom Expressionismus denke“. Ein inneres Verhältnis zum Expressionismus hat er ganz und gar nicht, aber er sagt sich so: die Expressionisten sind junge Leute, und er ist angejahrt; als er selbst zwischen 20 und 30 war, verteidigte er mit Leidenschaft Dinge, die denen zwischen 50 und 60 nicht genehm waren und die ihm heute noch als schön und gut erscheinen. Daraus folgert er, daß die Jugend von heute genau so recht haben müsse wie die Jugend von damals, und daß es seine Pflicht sei, den gut zuhörenden Danzigern eine tüchtige Anwaltrede zugunsten des Expressionismus zu halten.

Das sind nun Dinge, die schließlich nur Herrn Hermann Bahr und seinen Danziger Verein angehen. Aber nun hat er es für angemessen gehalten, seinen Gelegenheitsvortrag zu einem richtigen Buch zu strecken, das sich „Expressionismus“ nennt und im Münchener Delphinverlag erschienen ist. Damit wird seine Vereinsrede zu einer öffentlichen Angelegenheit, zu der man bei der weiten Verbreitung der Bahrschen Schriften doch Stellung nehmen muß.

Mit vieler Neugier nahm ich das Buch zur Hand. Unser-eins lernt gerne zu, und es war zu hoffen, in einem richtigen Buch endlich einmal eine Erklärung zu finden, was denn eigentlich in den Auslassungen der Expressionisten als künstlerisch genommen werden müsse. So unendlich viel nämlich über den Expressionismus schon geschrieben worden ist, wird man nach einer solchen Erklärung immer noch vergebens suchen. Die Anwälte der allerneuesten Richtung begnügen sich, sobald sie soweit sind, mit einer wirklich sachlichen Erklärung herausrücken zu müssen, dem stummen Zuhörer das einzige Wort „Qualität“ ins Antlitz zu schmettern. Das ist ein sehr bequemes Wort. Wenn einem Kunstverständigen rein gar

nichts mehr einfällt und er doch etwas sehr Bedeutsames sagen möchte, so sagt er eben: das Werk hat Qualität! Da es sich nun sehr häufig ereignet, daß einem Kunstverständigen nichts einfällt und er doch auf seine Bedeutsamkeit nicht verzichten will, so ist der ungeheure Massenverbrauch des Wortes Qualität in diesen Tagen nicht erstaunlich.

Alles gut und schön. Aber von einem Schlagwort wird man nicht satt. Die Offenbarungswerte des Expressionismus sind den mit Blindheit Geschlagenen noch immer nicht ersichtlich. Hat Hermann Bahr nun endlich in klare, greifbare Worte gebracht, was die andern uns armseligen Bananen noch immer nicht erläutern mochten?

Dem Buch sind 19 Bilder beigegeben, 10 davon Sachen lebender Expressionisten, die andern Ägyptisches, Mittelalterliches und Ethnologisches, das vermutlich expressionistischer Art sich nähern soll. Das sieht nach Absicht aus. Man erwartet, Bahr wird von einzelnen Werken ausgehend und sich von ihnen dann langsam über das ganze verbreiten. Allein die Hoffnung trügt. Nichts einzelnes wird erklärt, im Gegenteil heißt es mit einer überlegenen Gebärde: „Auf den einzelnen Expressionisten kommt es gar nicht an, noch weniger gar auf irgendein einzelnes Werk.“ Was sollen dann aber die Bilder, grade diese Bilder in diesem Buch? Erst am Schluß finden wir beim Verzeichnis der Tafeln die bescheidene Anmerkung: „Die Auswahl besorgte August v. Mayer.“ Das ist eine ganz neue Art, Kunstforschung zu betreiben, die sehr vornehm sein mag, aber die einen doch auch wieder ganz und gar nicht satt werden läßt. Was also hat Bahr nun Tatsächliches zum Expressionismus zu bemerken?

Man liest und liest: es sind Worte, berauschend, viel Worte, aber mitgeteilt wird schließlich doch nicht mehr, als schon die Danziger Vereinsmitglieder zu hören bekamen. Die Expressionisten sind junge Leute, und weil sie das sind, haben sie auch recht, denn das Neuaufkommende hat recht, auch wenn wir es nicht immer fassen und nicht immer lieben können.

Ein Urteil über diese duldsame Weisheit hat Hermann Bahr selbst abgegeben auf Seite 26 seines Buches. Es heißt da: „Der Bildungsphilister ist von Grund aus umgekehrt worden: er stand früher nach gestern hin, er steht heute gegen morgen zu; sein Hauptmerkmal war einst der Widerstand, sein Hauptmerkmal ist heute die Wehrlosigkeit. Man erkannte ihn sonst daran, daß er nicht vorwärts zu bringen war, man erkennt ihn jetzt daran, daß es ihm nie geschwind genug geht. Er setzt jetzt seinen Stolz darein, daß er sich bemüht, jeder neuen Erscheinung gerecht zu werden.“

Bildungsphilisterei, das ist das Kennzeichen dieses Buches, das von einer neuen Kunstercheinung nichts Wesentliches zu sagen vermag, und ihr trotzdem zustimmt, weil sie neu ist. Man könnte wohl auch schärfer werden, wenn man Sätze liest wie diese: „Es gibt in der Kunst stets auch Schwindler. Vielleicht mehr als Künstler. Wer den Begriff weit genug und die Forderung der Echtheit sehr strenge nimmt, kann mit einem gewissen Schein von Recht auch Praxiteles einen Schwindler zu nennen wagen, und wenn man ihn etwa an der Innerlichkeit Bottecellis oder Grecos mißt, auch Rafael. Ja der richtige Puritaner der Kunst könnte finden, daß, wer überhaupt Inneres äußert, immer schon bis zu einem gewissen Grade schwindeln muß.“ Das ist schon mehr die Folgerungsart des Riccaut de la Marlinière, einer Persönlichkeit, der man volkerzieherische Werte bisher nicht beizumessen gewohnt war.

Die Jugend soll recht haben, wenn sie nur immer etwas mit ehrlicher Leidenschaft will. Aber auch die Pariser Apachen sind jung und wollen etwas ganz Bestimmtes, mit ehrlicher Leidenschaft sogar: haben auch sie recht?

4. Juni 1916

Ein düsteres Spiel.

gültig. Hieber zu zählen ist vor allem die Stempflin des Kräuleins Maria Maier, die die Mundart fast noch meisterlicher als Frau Meibren handhabt und mit ein paar erschütternden Sätzen ein Schicksal unvergesslich einprägsam zu gestalten weiß. Nicht minder beweist auch Herr Straßner in der Epifodenrolle eines invalid gewordenen Schmiedes — dieses mit zwei, drei Strichen hingeworfene Menschenschicksal ist eine Tragödie für sich — daß die kleinsten Rollen die dankbarsten sind, wenn man sie spielen kann. Kennen wir schließlich noch Herrn Treßler (Hies), Frau Seunders (Wolfsgruberin), die mit Unrecht vom Volkstheater vernachlässigte Frau Hetsch, Frau Reingruber und das frische Fräulein Keller, so haben wir nur einige von denen genannt, die genannt zu werden verdienen.

Soll man zum Schluß auch etwas tadelnd bemerken, so wäre es die ungleiche Handhabung des Dialekts, dessen verschiedenartige Färbungen da und dort störend hervortreten. Auch der vortrockene Dialog müßte durchgängig, unverständlicher zu sein, schärfer moduliert werden. Unerwünscht zu loben hingegen ist die sonstige Regie, zumal im zweiten Akt, dessen wilder Troß den Rahmen der Bühne zu sprengen droht und den in eine Kollerische Dekoration einzufangen am Ende doch gelang. Auch die verschiedenartigen Explosionen der Selbstschlacht sind glücklich abgeklung; und so knirscht ineinander komponiert, daß sich eine wahre Symphonie von Geräuschen daraus ergibt, die eindringlich genug die Atmosphäre des Schlachtfeldes vortäuscht. Der Akt setzt starke Nerven voraus, wie das ganze Werk, das der „schmiedeisernen Zeit“ würdig ist, aus der es entspringt und die es schübert. Die erschütternde Wirkung, die es im Lesen ausübt, äußert sich auch im Theater und reißt den Zuschauer mit, um ihn schließlich doch mit einer Art tragischer Beruhigung zu entlassen. Schönherres Stück ist aus dem Schöße des Volkes geboren; es wird als ein gesunder Sproßling dieses kerngetunden Volkes bleiben.

empfangt sie die Nachricht vom dem Tode ihrer drei Söhne. Und sie erfaßt sich, bewahrt ihre trotzig aufrechte Bauernhaltung, ja sogar einen Schimmer von Humor, der über das Ende des trostlosen Aktes, in dem bis auf einen Invaliden und den Hofer nur Weiber auftreten, ein seltsam zuckendes Licht wirft. „Jetzt muß man sich halt anders einhängen“, sagt das heldenhafte Weib abgehend, nachdem sie sich bei den Nachbarinnen um Arbeit beworben hat. Das glaubt, daß man sie dem Dichter glaubt. Sie hat weder den leidigen Beigeschmack des zu Erziehungszwecken dienenden Lesebuchspatriotismus noch den noch fataleren Geruch des Theaters. Das Unglaubliche wirkt vielmehr vollkommen natürlich und diese Natürlichkeit beruhigend. Denn wir spüren, ein Volk, das solche Gestalten hervorbringt, kann nie besiegt werden. Es wird auch nie besiegt werden, der Hofer und Notadelwirtin — Freiheitssiebe und uralte Fruchtbareit — machen es wie die benachbarte Schweiz zu einer unermessbaren Festung.

Die Notadelwirtin und der Hofer, die dichterisch höchsten Erhebungen dieses Tiroler Dramas, überragen in der Darstellung auch körperlich das Bühnenbild. Beide Rollen liegen in bewährten Händen; Frau Meibren spielt die Notadelwirtin, Herr Maier den Hofer. Beide Künstler sind vornehmlich, und wird bei Herrn Maier das Bergmännchen, das der Publikum seiner kraftvoll freischen, an Rittner gemahnenden Männlichkeit auch in der Hoferrolle gewährt, durch seine nicht ganz zureichende Kenntnis des ihm wesensfremden Tiroler Dialekts beeinträchtigt, so fällt bei Frau Meibren auch dieses Hindernis weg. Sie trägt die Bauertracht der Mundart mit derselben Majestät wie den Purpurmantel des Versstückes und besitzt jenen hanebüchernen Humor, der die Tragik der Figur erträglicher macht. Auch die übrigen Rollen des Stückes, das sich zwar nicht die Burgtheaterhöhe, aber wenigstens einige der besten Burgtheaterkräfte zu erobern vermochte, sind vorzüglich besetzt, zum Teil geradezu muster-

Boiselle. Fricourt, das um 2 Uhr nachmittags ge-

„Wolf in Not.“

Karl Schönherr's deutsches Seldennied.
Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 2. Juli 1916.
Die Notadl-Leute.

Im Notadl-Wirtshaus sitzen sie beisammen. Der alte Notadl, sein Weib, der Hies, der schon beweibt ist, dann der jüngere Franz, und endlich der jüngste, der Seppel. Einen, den Philipp deckt schon die Erde, ist bei den letzten Kämpfen gefallen. Jetzt ist das Land verloren, der Bayer und der Franzos herrscht. Den Franzos haben sie assentiert, muß morgen einrücken zu den Bayern. Steht jetzt am Schleißein und schärft sein Messer: „Schleif Stoan, schleiße Wein“. Die Not des Landes liegt würgend auf allen Männern. Da trinken sie einen roten Wein. Den letzten Tiroler Wein, die nächste Festsung wird seinen Namen mehr haben. Tirol ist nicht mehr. Wohl knirschen sie alle insgeheim mit den Zähnen, doch noch ist das entflammende Wort nicht gefallen. Karlamstag ist's. Der Seppel hat in der Kapelle nach altem Brauch Heiliggrabfugeln anbringen wollen, ist aber ein boarischer Wachter gekommen und hat die Fugeln zerfesselt. Dürfen nicht mehr sein, die alten Bräute. Zu Weisnachten haben die Wuben auch schon keine Krippelein aufstellen dürfen und das Sternsingen zu Dreifönig hat man ihnen auch verboten. „Grad daß man sie noch schnaufen laßt“, sagt die Notadlwirtin. „Schnaufst du lang zu, ho?“ fragt der Jörg von Heiligwasser den getreuzigten Seidel. Der Notadl-Hies ist ein ungueter, jähzorniger Burck. Hat bei den letzten Kämpfen hundertfieben Feinde mit der Fugel hingelegt und noch etliche mit dem Büchsenstoß den zerstampft. Aber jetzt geistert er in der Nacht schlaflos durch das Zimmer, sieht Blut und rote vor den Augen. Sein Weib ist schwanger. Nichts mehr von Blut und Schläfen. Frieden will er, ein stilles Heim, Kinder um sich, er will sie wiegen, will glücklich sein mit los gehen. Und sollte etwa im Land der Aufrührer wieder Schweiz, nur um Ruh zu haben . . .

Der Sandwirt.

Sitzt der Sandwirt bei den Leuten im Notadlshof. Einflüßig vor sich hinstarrend. Das geliebte Tirol untreu, nicht mehr beim Kaiser, der Feind Herr. Kein Tirol mehr. Er hört zu, wie die Leute reden, wie die einen sich nach Frieden sehnen, die anderen in der Schmach knirschen und auf das ershörende Wort warten. Noch ist es nicht gefallen. Aber da kommt die Sprache auf die alte, ehrwürdige Notadl-Fahne, die, der Ahnl einmal als Schützenbest heimgebracht

hat. Wo ist sie, diese alte Fahne? Hat der Feind sie weggenommen, wie er den Notadl-Schild wegnahm, weil ein kaiserlicher Adler darauf gemalt war? Der letzte Fahnen-träger war der Philipp. Der hat die Fahne um den Leib getragen und von seinem Herzblut ist die Fahne durchdränkt gewesen. „Junge Leut und der bluetige Fahne — alles hin, berührt der Hies auf, gereizt und wütend. Er war ja nach dem Philipp der Fahnen-träger und das läßt er sich von keinem sagen, daß er die Fahne verspielt habe. Und nimmt die Fahne aus dem alten Kribsbaum, in dessen Höhlung sie versteckt ist. Nimmt sie hervor und da steht sie, die ehrwürdige, blutgerötete, da weht sie, und alle erheben sich erschüttert und entblößen das Haupt. Und da ist schließlich die Ruhe dahin bei den Notadlleuten. Der Sandwirt fährt es, das Wort, das in der Luft gelegen ist schon all die Zeit her: „Sie müßten wieder obaus. Obaus beim Land, jawoll, bis auf'n lösch'n Kribsbaum, sag i. Davor ist toa Ruhe.“ Und der Franz springt zu der Fahne, will Fahnen-träger sein. Springt der Hies hin, reißt ihm die Fahne weg. „Blüehl, Fahnen-träger bin derweil no i.“ Will nichts mehr wissen vom Auswandern in die Schweiz. — Und ohne Um-blicken, fast ohne Gruß für die Weiber gehen sie jetzt alle davon, die Notadl-Männer, dem Sandwirt nach. Nur der Hies sagt seinem schwangeren Weib: „Weib, flücht Gott. Weib's ghund alle amoa.“ Und der Franz hat es noch geschwind der jungen Kellnerin Anne Maria sagen wollen, daß er sie lieb hat, hat es aber nicht über die Lippen gebracht. So gehen sie alle mit dem Sandwirt davon, gar der Seppel läuft mit, der Jüngste. Die Hiesin hat noch mit dem Sandwirt aufbegehren wollen in ihrem Gram darüber, daß ihr der Mann knapp vor ihrer schweren Stunde wegläuft: „Du Sandwirt, du lösch's. Du werst den großen Napoleon zwingen, der mit der Weltflucht Regl schreibt. Bleib du in dein Weital, bei deine Schaf und Böd. Der Kaiser hat Frieden gmacht. Und jetzt bleibt's a lo.“ Sagt ihr der Sandwirt darauf: „Der Kaiser hat m' i e h n. Aber mier können anderst. I sag dir, Weibels: Es gibt toan Fried, bis mer nit wieder sein, wie mer gwöjn sein.“

Berg Seel.

Und da kauern sie nun in der Schützengrube auf dem Berg Ziel. Eine lange Reihe von Tiroler Schützen. Ganz vorne der alte Notadl und der Hies. Weiter hinten unter den anderen der Franz. Und der Seppel tut mit den anderen Wuben die feindlichen Fugeln austragen, die in den Hosen schlagen und bringt sie dem Kugelgießer zu, der mit seiner Gießpfanne hinter einem Felsen hockt, die Klauen

Bahnen formt und jeder einen Spruch mit auf den Weg gibt: „Triff guet; sah! nit danöbn: laß Blut aus, nimm Leib und Löbn.“ Bis ihm der Spruch schließlich in der Seele stecken bleibt und er, von einer abirrenden Fugel getroffen, die Gießpfanne einem anderen überläßt, um sich in das Gebüsch zu verstecken zu einsamen Sterben. Ganz vorne am Berhan weht die Notadlfahne. Dahinter knien im dichtesten Bulberqualm die beiden Notadler Zielen langsam, bedächtig, schließen: „Dat Paar und Blut.“ Sie pugen die Kanoniere weg, die dort unten die Geschütze bedienen. Einen nach dem anderen. Den Seppel, der dort hinten im Schußfeld umherläuft, täten sie gern heimjagen, aber sie können nicht aus der Grube heraus. Und mitten im wütenden Schießen fängt der Hies an, von seinem Mund zu reden, das ja jetzt schon am Leben sein muß, ob es wohl ein Bübl ist oder ein Mädl und ob es die Weiber nicht etwa überschoppen und ob . . . Weit ihn der Vater zurecht. Nicht geben! Es sind schon wieder neue Kanoniere bei dem Geschütz. Bis der Hies schließlich aus der Grube aufspringen will und nicht mehr kann und hinflut zu Füßen der wehenden Fahne. Und schon springt der Franz für ihn auf den leeren Platz neben dem Vater. Und weiter geht die Schlacht, Schuß über Schuß. Da wankt die Fahne. Auf springt der Franz. Das läßt er nicht zu, daß die Fahne fällt. Und er verpreizt sie wieder in den Steinen, die Bruit frei den Fugeln bietend. Und da fällt denn auch er hin und will noch einen letzten Gruß an die Kellnerin Anne Maria klammeln und will ihr sagen lassen, daß er sie liebte, doch selbst die erfallenden Lippen sind noch zu schen, dieses herbe Geheimnis auszusprechen, und so bleibt es denn ungesagt auf ewig. Da beginnt dem alten Notadl zu grauen. Will wenigstens das kleinste Bübl retten, das Seppel. Nut es zu sich, will es aus dem Feuer führen, heimführen zu der Mutter. Aber die Schützen murren: „Der Notadl geht.“ Und der Sandwirt geht wachsam um und bittet den Notadl: Siehst Schützen-brüder, verlaß uns grad jetzt nit . . . Und da würgt der Notadl schwer und bleibt und steigt wieder in seine Grube. Und der Seppel tut wieder Fugel austragen, bis ihn selber ein Blei erreicht und ihn durch das Hüß in die junge Sitze fährt. Und der Sandwirt geht um und mahnt die Männer: „Jetzt geht's um Land und Leut.“ Er wäzt selber Steine zum Bergrand, legt selber überall Hand an, wo es not ist. Da kommt der feindliche Generalsturm. Die Tiroler wehren sich in furchtbarem Handgemenge, werfen den Feind, würgen ihn. Aber fast alle bleiben sie selber auf dem Platz. Durch's

4. Juli 1916

Schönherr's "Volk in Not". Erste Aufführung am 2. Juli 1916 im Deutschen Volkstheater in Wien.

Eine wohlbekannte, urtümlich verbürgte, oft erzählte Geschichte ohne überragende Motive, eine mehr drastische als dramatische Handlung ohne Antriebe und Schliche, ein Stück ohne Anfang und Ende, ein Trauerspiel ohne Helden — so tritt Karl Schönherr's neues Bühnenwerk vor uns hin. Unbegreiflich in seiner vielstimmigen Einfachheit, gleich das "Deutsche Heldenlied" einer gewaltigen Bach'schen Orgelfuge, die, kunstreich für das durchbringende Auge des Kenners, harmonisch und melodisch feingegliedert für das sich einfühlende Ohr des Liebhabers, dem kurzschichtigen, rühmlichen Unverstande als formloser, ungelender Körper erscheinen mag. Ja, auch diese räumlisch schwerbewegte, im rauhen Hochschirgsdialekt geiprochene Theaterfuge ist mit ihrer eigentümlichen Mannigfaltigkeit an die strenge Durchführung eines und desselben Hauptgedankens gebunden, und das Thema wächst herrlicher und herrlicher empor, je zahlreicher die Stimmen sind, die sich an ihm beteiligen. Eine jede fühlt sich berufen, der Gefährte des Führers, der Führer des Gefährten zu sein, alle stehen für einen, einer für alle, und nachdem sie, von stilleren Episoden zu notwendigen Pausen der Sammlung und Ruhe

abgelöst, sich durch "Vergrößerungen" und "Verkleinerungen" wie durch Talübergänge und Engpässe durchgekämpft haben, verbiluten und verflingen sie in der Höhe auf dem breiten Orgelpunkt ihres Sakraments.

Für tausend kleine oberflächliche Züge bringt das von Schönherr mit der herben Faust des Gewaltmenschen gepackte, mit der feinen Hand des Künstlers gestaltete und ausgearbeitete Geschicks einen einzigen tiefen Beweggrund vor. Ein ganzes Volk von Männern und Weibern streitet aus hornem Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl um die Heldenehre der Tragödie, in triebhafter Unwissenheit, der Notwendigkeit des inneren Zwanges gehorchend, der von dem äußeren herbeigeführt wird. Rein zufällig mit jener ununterbrochenen, erst von erfahrenen Meistern der Verbindungs- und Vergleichungspraxis zurechtgeschmiedeten Rette von Ereignissen, die wir Geschichte nennen, verknüpft, wird der Tiroler Aufstand des Jahres 1809, ein historischer Zusammenhang, als welcher allein Querschnitt der Ewigkeit, als welcher allein er Gewähr leistet für den von keinem Wechsel des Geschicks berührten Urgeist des Menschen, und zwar in der mit ihm verbundenen künstlerischen Erscheinung.

Das Stück braucht nicht zu beginnen, weil es niemals aufhören wird. Es fragt weder nach Ort noch Zeit, gleichgültig, wo und wann es spielt, denn es ereignet sich alle Tage, überall, wo Menschenherzen für Bestimmtes schlagen, die keinen in Zahlen bestimmbar Wert haben. Immer und überall? — Wir glauben es, weil wir es hoffen. Das "Volk in Not" bestärkt uns im Hoffen und besetzt uns

im Glauben, wenn der Dichter auch sein Deutschtum unterstreicht, seine Zugehörigkeit zum geliebten Tiroler Lande betont, das erste mit einer gewissen dogmatisch ausschließenden Eigenliebe, das andre durch das Faktum selbst, das für die Personen einleuchtet. Wer wollte es dem treuen Sohne Deutschlands verdenken, daß er ein noch treuerer Sohn seiner engeren Heimat sein will, der an ihrer Sprache und ihren Sitten wie an Lebensbedingungen hängt? Ein zum Weltbürger berufener und gereifter Deutscher sieht sich heute sehr unzufrieden auf sein Vaterland angewiesen, und der Tiroler läßt sich gern durch die Geschichte, in die er sich ein Ehrenblatt eingelegt, von den Brüdern weg in seine Gebirgstäler abzurückdrängen. Und sagt nicht der Titel, jedes Volk in Not von 1809?

Keiner hat den Deutsch-Tiroler so wahr, so getreu, so vorbildlich für sein Volk aus den Schlupfwinkeln des Gemütes herborgeholt wie Schönherr. Freilich war dieses Volk nur ein Völkchen, ein um seiner anpruchlosen, dürftigen Selbstgenügsamkeit willen gebildetes und beschütztes Volk im Volke, eine mit den fast selbstverständlichen, weil unentbehrlichen primitiven Tugenden des Naturmenschen gesegnete Gemeinde von Jägern, Viehzüchtern, Bauern, Holzfällern und Fischern. Aber gerade auf der numerischen Schwäche beruhte seine Stärke, die es mit der achtsamen Uebermacht aufnahm, und zeigte, was Mächtigkeit und Verschlagenheit, Mut und unbedrängbar fester Wille durchsetzen können. Wenn man ein halbes Dutzend beisammen hat, hat man sie alle, und die paar

Ausklang.

Von Hans Viehstocck (Wien).

Der Sommer ist da, und über ein Weisches schiefen sich die Türen, hinter denen Theater gespielt wird. Dort und da mimen sie weiter, mehr aus Gewohnheit. Vom Wichtigsten hab ich Bericht gegeben: die Operetten mit dem Ellenbogen gestreift, der Burg und der Oper diesjährige Höhepunkte gezeigt. Darüber hinaus sind Epäterangekommene und jüngere Ereignisse zu nennen; nur zu nennen: Wegener, die Höflich, Gertrud Eysoldt, Lina Strindberg, den unaufhörlich Qualvollen, unausgesehrt Verdrießlichen; immerhin danken wir ihr, daß jetzt wenigstens Wahrheit im ewigen Akt, und was mich betrifft, so atme ich lieber schwer im Pessimismus des beinahe großen Schweden, als in dieser Münchener lauen Erlöserlust. Alles in allem: wir haben starke Schauspieler auf dem Theater gesehen, von Eigenart gefostet; das Theater im Durchschnitt lebt von Routiniers, einem weiterbreiteten Schauspielervolkstumme, der an den beiden Ufern der Routine gewerkschaftlich und handeltreibend wohnt (der Routine, als eines Grenzflusses zwischen Dilettantismus und Genie). Wegener, Eysoldt, Höflich, Lina Loffen, ich beuge mich vor Eurer Kunst, die im Wesen selbständig ist, die sich abhebt. Lichtquellen seid Ihr im Dämmerpiel der Bühne, Ihr lebt im Gedächtnis weiter, und es ist nicht alles aus, wenn Ihr fort seid. Es bleiben zurück: Euer verstedte Art, Eure Worte fallen zu lassen, Blide auszulassen, wie Boten, Eure Dekonomie der Mittel, Euer sorgsame Bedachtsamkeit auf die Note des Dichters, der es gut bei Euch hat, der geborgen und aufgehoben ist. Es bleibt zurück...

I.

... ein ägyptisches Drama im Burgtheater. Nachkommen des seligen Repomuf Berger haben sich als eine abendfüllende Familie erwiesen, vermöge einer Zugenarbeit des verstorbenen Alfred Freiherrn v. Berger und vermöge jener fünfaktigen Tragödie der Enkelin Repomufs

und Niemie Ufreds, der Dichterin Gijela v. Berger. Nicht vom Urahn kam ihre Kraft (Repomuf war Jurist, Mathematiker, Politiker, Minister), sondern von der Großmutter sagte schon der alte Wurzbach mißbilligend, daß ihr Gang zu romantischer Schwärmerei dem nicht unbeträchtlichen Vermögen der Familie schlecht ansah. Gijela v. Berger tat einen flüchtigen Blick in altägyptische Verhältnisse; er spähte dort einen König, der durch Vergewaltigung einer jungen Dame aus vornehmer Familie zum vollen Bewußtsein seiner königlichen Sendung kam. Das Glück, lehrte Gijela v. Berger, ist außerordentlich wandelbar und unzuverlässig, und jedesmal, wenn der König eine Schlacht gewinnt, benehmen sich die Ägypter sehr nett gegen ihn, während sie ihm, nach verlorener Schlacht, alle erdenklichen Leiden zufügen. Gijela v. Berger gewahrte daneben auch einen Konflikt zwischen Ansehungen und Priesterschaft, wobei sie ihre freiherrlichen Anschauungen unverhüllt zutage treten ließ. Man spürte, einen langen Abend hindurch, überhaupt die tüchtigste Gefinnung und bekam gewöhnliche, altägyptische Dours glücklich abgelaufte Redensarten. Es bleibt zurück, daß ein kleiner altägyptischer Sklave, der als Wecker und Stütze des Priesters Amenhotep ange stellt ist, statt „5 Uhr ist's, meine Herren, aufstehen, heut' ist Schlachttag“ ausruft: „Die Nacht ist der holden Herrschaft des Morgens gewichen.“ Es bleibt zurück, daß ein altägyptischer Generalsstabschef mit einem allerdings sinniger und gebildeter Weise zu ihm sagt: „Ordentlich Militärratze in Streit kommt und in außerordentlich schlaun Finger von Deinem Spielzeug!“ Es bleibt zurück, daß der König zum Benehmen seiner Freiheit von Vorurteilen den Gott Osiris hänfelnd den „alten Vater Osiris“ nennt, etwa wie wir vom alten Vater Homer, vom guten alten Knigge und ähnlichen uns längst vertrauten Persönlichkeiten sprechen. Es bleibt zurück, daß dieser König, statt das Urteil der Nachwelt abzuwarten (und dem kleinen Gindely nicht vorzugreifen) von sich selbst sagt: „ich bin stolz und groß genug, um dankbar sein zu können“ oder daß er den Priester in höchst unquädiger Weise darauf aufmerksam macht: der „Augenblick ist gekommen, in dem (!) die Fingel der Welt in den Angeln sich drehen und neue Bilder zeigen.“ (Seit er das Strau ein vergewaltigt hat, ist es mit ihm

überhaupt nicht mehr auszuhalten, so stolz und groß ist er und so wichtig dreht er sich in den Angeln!) Ich dachte, den ganzen Abend über: merkwürdig sind die Wege des Burgtheaters; solche Stücke gibt es wohl elf auf ein Duzend im Archiv der Einreichungen. Just dieses aber blieb im Lieb hängen, just dieses Jourgemisch von „lauchendem Glück“ und „tiefstem Leid“, dieses Drama für Derbygäste kam auf Klaf. Wiejo, o Schimig?

II.

Theaterdirektoren werden in der Regel erst gut, wenn sie auf gehört haben, es zu sein, oder wenn sie der Welt abhandeln kommen. Der selige Paul Schlenker hat niemals eine bessere Presse gehabt, als an dem Tage, da er sie nicht mehr lesen konnte. Der gute Burckhardt ward verachtet, wie ein böhmischer Amisdienner (weil er nebensher Jurist war); als er starb, schätzte man sein feines Empfinden, seine liebevolle Art, sich der Dichter anzunehmen. Um ein Haar hätten wir aber Herrn Hermann Wahr als Burgtheaterdirektor bekommen...! Herrn Schimig stützt es vor allem, daß er literarisch so wenig belastet ist, wie Herr Gregor musikalisch. Beide beschränken sich, in weiser Erkenntnis der Grenzen ihrer Begabung, darauf, ihre Theater zu „führen“, zu verwalten, den Betrieb zu betreiben. Das können sie auch, und niemals hat es eine zufriedeneren Hoftheaterintendant gegeben als gerade jetzt. Fern blieb ihnen ein Versuch, das Theater irgendwie auf die Kriegszeit einzustellen, sie drehten dem Krieg den Rücken, aus Rücksichtsgründen, und es bewahrte sie vor dem neuesten der allerpubelnährlichsten Einfälle, den Herr Wahr in seiner Salzburger Zweifamkeit ausgeheckt hat, daß das österreichische Wesen irgendwie gegen die Berliner Art hervorzuhoben oder als ganz besondere Eigenart zu unterstreichen wäre, daß das Oesterreichische im Oesterreichischen gesucht und geschätzt werden müßte. Kinder, quatscht doch nicht solche Dinge! Das war einmal. Im Grunde gibt es da nur eine einzige deutsche Sprache und eine einzige deutsche Seele und eine einzige deutsche Sehnsucht, und aus allen diesen wunderschönen Elementen wird sicherlich wieder ein großer Dichter hervorkommen, meinethwegen in Breslau, meinethwegen in Olmütz. Das bishere Dörbung, das man mitbekommt, je nach der Umgebung, darin man

Die Eröffnung des Bundestheaters.

In der Kriegsausstellung hat gestern Abend das Bundestheater seine Pforten zum erstenmal geöffnet. Dieses theatralische Ereignis vollzog sich unter sehr

glücklichen Auspizien. Ein geistiges, helles, anmutiges Haus, ein Publikum, das den bitteren Ernst der schweren Zeit für einige Stunden vergessen wollte und ein Stück und eine Darstellung, die diesen Drang in vollstem Maße befriedigten. Zur Aufführung gelangte die burleske dreiaktige Operette „Warum geht's denn jetzt?“ von Leopold Jacobson und Robert Bodanzky, Musik von Edmund Eysler. Die bewährten Buchautoren haben ihr Werk als Burleske bezeichnet. Eine Burleske hat ihren spezifischen dramaturgischen Kodex. Sie darf mit souveräner Willkür ihre Handlung aufbauen, sie ist an logische Folgerichtigkeit nicht gebunden, sie darf Parzelsbäume schlagen, aber sie muß auch durch ein wirbelndes Tempo in den Vorgängen, durch lustige Situationen und durch innere Fröhlichkeit entschädigen. In diesem Sinne ist auch die Burleske geführt und dramatisch kräftig gesteigert. Der erste Akt spielt in einer Provinzstadt in der Nähe von Wien. Da hat Andreas Bengaler einen „Basar zu den Zwillingen“, in dem sich nur selten Käufer eintreffen. Sein Konkurrent hingegen, Ernst Salzer, der durch seine männliche Schönheit das weibliche Publikum lockt, hat einen starken Zulauf. Bengaler läßt sich aber trotz des schlechten Geschäftsganges keine grauen Haare wachsen. Er ist Vater einer reizenden Tochter, ist der Gatte einer Frau, die Haare auf den Zähnen hat, all das hindert ihn aber nicht, Ausflüge nach Wien in Nachtlokale zu unternehmen. In einem solchen Lokal hat er die Tanzsängerin Adeline kennen gelernt. Seine Frau findet ihr Bild bei ihm. Er rechtfertigt den Besitz dieses Bildes durch die Erklärung, daß er das reizende Mädchen als Verkäuferin engagieren will. Eine schöne Verkäuferin in dem Geschäft, das wäre ja ein Magnet für Kunden! Dieser ökonomische Gedanke leuchtet der Frau ein. Ihre auflodernde Eifersucht wird hiedurch im Keim erstickt, und nun will sie selbst nach Wien reisen, um diese Zugkraft für das Geschäft zu gewinnen. Das sind die Voraussetzungen der Handlung, die im zweiten Akt alle Personen des Stückes, darunter auch den Konkurrenten Bengalers, der dessen Tochter Grete liebt, im Tanzlokal Arkadia vereinigt, das Interesse durch eine Fülle heiterer Situationen stets wachhält, in einem Akt schließlich von grotesker Komik und im letzten Akt die Tänzerin in den Basar hineinwirbelt, wo sie sich tatsächlich als Godkraft bewährt. Die Frage: Warum geht's denn jetzt? gewinnt so ihre fröhliche Beantwortung, und da zu guter Letzt der Konkurrent des Bengaler auch seine Grete findet, so löst sich alles in Wohlgefallen auf. Diese Handlung hat Edmund Eysler mit einer dem Charakter des Werkes angeschmiegligen Musik umwoben, in der alle Qualitäten des Komponisten, sein echtes wienerisches Temperament und seine einschmeichelnde Melodik, in unverwundlicher Kraft und Frische aufleuchten. Die Höhepunkte der Musik, von der eine Reihe von Nummern wiederholt werden mußten, bilden das hinreißende Walzerlied: „Wir bleiben beim Walzer“ und der feste, rhythmisch schwingvolle Adelinamarsch, der große Schläger der Operette, der zündend einschlug. Die vortreffliche Darstellung hat alle Wirkungen der drastischen Situationskomik des Stückes und der Musik voll ausgeschöpft. In erster Reihe stand Herr Lautenhayn, der als Andreas Bengaler in Gesang und Spiel eine meisterhafte Leistung von sprühender komischer Kraft bot. Aber auch die andern Mitwirkenden, Fräulein Ida Rufka, elegant und charmant als Tanzsängerin Adeline, Fräulein Berginz von lebendiger Beweglichkeit und übermühtiger Laune in der Hofenrolle eines frühreifen Lebejünglings, Frau Sillosh, liebreizend und anmutig als Grete, Frau Pohlmeiser in ihrer bewährten komischen Herbeheit als

Frau Bengaler, ebenso die Herren Storm, Straßmeher, Herrufeld und Böhm hatten ihren vollen Anteil an dem durchschlagenden, großen Erfolg der Operette. Die Darsteller wurden nach allen Akten stürmisch gerufen, nach dem zweiten und dritten Akt mußten der Komponist, dem das Publikum besondere Ovationen bereitzete, die Autoren und der Kapellmeister Richard Frons immer wieder und wieder vor der Rampe erscheinen. Herrn Direktor Oskar Frons, der das Werk mit seinem künstlerischem Verständnis inszeniert und namentlich den zweiten Akt glänzend ausgestattet hat, wird wohl auch aus der Titelfrage: „Warum geht's denn jetzt?“ eine fröhliche Antwort entgegenklingen.

Das Bundestheater, das nach den Plänen des Chefarchitekten der Ausstellung Witzmann erbaut wurde, präsentiert sich als ein geräumiger Hallenbau mit geschmackvoller Innearchitektur. Die Sitze und Logen, die in der Mitte des amphitheatralisch ansteigenden Zuschauerraumes fächerartig aneinander gereiht sind, fassen etwa 1400 Personen. Es ist eine Unnehmlichkeit festzustellen, daß das Haus nicht nur

akustisch ist, sondern auch von jedem Platze die volle Uebersicht der Bühnenvorgänge geboten wird. Die Malerei des Zuschauerraumes ist in Weiß und Kardinalblau gehalten, die geräumige Bühne schließt ein odergelber Vorhang bei geschlossener Szene ab. Einjaß, aber geschmackvoll wirkt die elektrische Beleuchtung in Kranzleuchtern und Säulenkerzen. Die rückwärtige Wand des vollkommen gedeckten Auditoriums ist mit Koffenstern versehen, die in den Zwischenpausen geöffnet werden, um dem Hause frische Luft zuzuführen. Als sich während der gestrigen Premiere im Theater ein Sturm erhob, wurde die Unnehmlichkeit, in einem gedeckten und allseits geschlossenen Sommertheater zu sitzen, mit Befriedigung empfunden. Die Garderobe- und Büfettäume entsprechen dem Zweck, die Bühne ermöglicht selbst die Aufführung von Massenstücken.

Die gestrige Vorstellung, die erst um 7 1/2 Uhr endigte — was angesichts der Verkehrsverhältnisse vermieden werden muß —, ging vor einem vollen Hause in Szene. Unter den Gästen befanden sich in Vertretung des Kriegsministers Gm. v. Bukellie, FML. Adalbert Benda, FML. A. v. Böhl und Gemahlin, der Chef der kaiserlichen Kabinetskanzlei Freiherr v. Schiebl, Prinz Eduard Liechtenstein, Polizeipräsident Freiherr von Gorup und Gemahlin, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat v. Prilezky und Hofschmelzer Wader, Botschaftssekretär Fuad-Bei, Universitätsprofessor Dr. Frons, Bezirksvorsteher Ingenieur Leopold Blasel und viele andre.

„Voll in Not“

Die Tragödie eines Volkes stellt sich in Eingschichteten dar. Der Held des Dramas, des geschichtlichen und des künstlerischen, ist das Volk selber. Aber wie der Sammelbegriff viele Individualitäten bindet, so kann er zurückführt nur durch Verlegung Märgemacht werden. Der Künstler, der an solchen Stoff herangeht, soll im Kunstwerk beides festhalten, zerlegen, gliedern und doch wieder zur Einheit bringen. Die Aufgabe ist schwierig, nur den Besten erreichbar. Selten ist das Problem so scharf erfaßt, niemals vielleicht so folgerichtig durchgeführt worden wie von Karl Schönberr in seinem Drama „Voll in Not“. Hier fällt nicht, wie etwa in den großen Vorbildern historischer Dichtung, ein Streifen auf das Ganze, hier ist bewußt die Gesamtheit in den Vordergrund geschoben. Ein Volk spricht durch seine Helden zu uns. In Schönberr's Drama sondern so viele Helden, als es gibt nicht einen einzigen Helden, sondern so viele Helden, als es Figuren sind, und alle zusammen bedeuten Ausstrahlungen des einen Seins: Volk.

Das Volk des Jahres 1809 wird vom Krieg geschüttelt. Die Franzosen und Bayern sind eingefallen, Lektoreich besetzt, Kroll unter bayerische, das heißt dann auch unter französische Herrschaft geraten. Die Krollen erheben sich gegen die Fremdschick. Franz & r a n e w i t t e r hat in seinem „Andreas Hofer“-Drama diese Gestalt in tragische Abhängigkeit von politischen und kulturellen Voraussetzungen zu bringen versucht. Damit besetzt sich Schönberr gar nicht. Der Aufstand ist etwas Gegebenes. Schon in der ersten Szene wissen wir, daß der Sandwirt aus dem Passier die Männer zum Losschlagen bewegen wird, weil sie alle trotz äußerlicher Unterwerfung und arger Verzagttheit doch nur auf das Zeichen zur Erhebung warten. Was die einzelnen als Grund vorbringen, ist an sich nicht so entscheidend wie das allgemeine

Gefühl des Unterdrückten. Fremdgerechtigkeit bleibt Fremdherrschaft; was dem Volke auferlegt wird, wirkt zusammenführbarer als das Leid des einzelnen. Neben Mord — geschichtliche Mord im Kriegesrecht — steht die Kränkung einer Gerechtigkeit, der man ihr Spiel über, neben Untat der Übermut und die Gebantenlosigkeit des Siegers. Es ist ganz gleich, ob das Unrecht, das geübt wird, groß oder klein ist, der Maßstab wechselt mit dem Individuum, an dem das Unrecht verübt wird, ja es wird auch nichts darüber ausgemacht, ob die Geschichtlichen, die über die Gerechtigkeit der Sieger erzählt werden, auch wirklich wahr sind — schon Hermann der Cherusker fordert in Meiß's „Hermannschlacht“ geradezu die Erkundung von Greueln — genug, sie werden geglaubt, weil ein ganzes Volk leidet und die Wahrheit dieses Leides über der Wirklichkeit des einzelnen Geschicklichen steht.

Erhebung ist Krieg, blutiger Krieg, wie sie aus Blut geboren wurden. Den ältesten Sohn des Adewirts, den Dias, schüttelt die Erinnerung an das vergessene Blut. Ein Dendel hat er nicht absteigen können, weil er Tiere nicht tötet — und dieses weiche Herz tötet Menschen im Kampfe ohne Zahl. Seine Blässe steht wie; er erlegt das Menschenwib mit der Sachkunde des geübten Alpenjägers. Da seine Brüder in ersten Kampfe fielen, hat er Franzosen und Bayern in Kampfe getötet. Das vergessene Blut unnebelt seinen Sinn. Er möchte nur Frieden, nur Ruhe, nur ein bißchen häusliches Glück; er will von Aufstand nichts hören — und zieht doch mit hinaus, weil er es als innere Pflicht fühlt, seine Landsleute, seinen Vater, seine Brüder nicht im Stich zu lassen, da sie doch die Erhebung beginnen. Also liegt er wieder auf den Knien und schießt einen Feind nach dem anderen ab. Seine Tragik wächst aus der Güte des menschlichen Herzens — „sein halt doch Leut“, sagte er pföhllich, nach dem er Feind über Feind abgeschossen hat. Auch um den Feind

weint eine Mutter, ein Weib, ein Kind. Und der Streiter denkt des eigenen trugtragenden Weibes, das er zu Hause gelassen; ob er wohl das Lachen des Kindes hören wird? „Paß auf!“ ruft ihm der unbewogte alte Adewirt zu, der nur noch Kampf ist, und gehorsam schießt der Dias, bis ihm eine feindliche Kugel von der Quast des moralischen Widerstretes erkält. Er ist nicht der einzige, der als Blutopfer der Adewirfamilie fällt; alle werden sie dahingerafft, auch der Alte, der selbst sein Jüngstes hinstehen sehen mußte. Alle sind sie in den Krieg gezogen, alt und jung, Männer und auch Frauen. Allein nicht diese, die die Gefahr nicht achten, Augen gießen oder den kämpfenden Wasser zutragen, sind Helden in einem höheren tragischen Sinne, sondern die Frauen, die allein zurückbleiben, die mit der Last der Arbeit die Sorge um ihre Lieben und schließlich die Trauer tragen müssen, ohne zusammenzuberechen. Es ist das Weib der Mutter, des Weibes, das auch in der Verzweiflung dieses blutigen Kampfes nicht erlied werden kann. Wir sind die „Krollen“, sagt die Adewirtin in Bitterkeit, doch nicht ohne Stolz, und sie trägt's wahrhaftig! Vor ihrer Größe verschwindet alles andere. Menschlich ergreifend ist ja auch der arme Schmied, der einen Arm verliert, weil er einen verwundeten Feind rettet und mit dem Körperlichen Unglück auch seinen häuslichen Frieden einbüßt — das ist die tragische Schuld eines Kriegführenden Volkes, daß Recht Unrecht wird, und die moralischen Kräfte spiegeln den tragischen Zwiespalt — und tragisch ist ja auch ein Andreas Hofer, dem die Mutlast dieser Erhebung auf die Seele geschoben wird. Aber groß? Der Dichter entscheidet. Nicht durch Wort, nicht durch die ausgesprochene Absicht, sondern durch die Tat der künstlerischen Schöpfung. Die Gestalt der Adewirtin ist aus einem Guß. Dieses Weib lebt, dieses Weib bedeutet die moralischen Kräfte, aus denen nach allem Jammer eine neue Welt aufgebaut werden kann, dieses Weib ist das Volk selber.

6. Okt. 1916

"Volk in Not!"

und nicht ein bestimmtes Volk, sondern das Symbol einer menschlichen Menschheit selber. — Andreas Hofer, der Hoser dieses Dramas, ist eine eng umgrenzte, und doch nicht eben bestimmte Figur.

Gleichwohl hat auch dieser Hoser etwas Balladenhaftes an sich. Vielleicht sollte dieses Volk in Not das Lied eines Volkes, ein Volklied werden. Dazu paßt nicht übel die Gestalt eines Mannes, der aufsteht wie das Prinzip aus dem Bewußtsein eines Volkes und sich wieder dahin zurückzieht, als ein Ausdruck dessen, woher er stammt. Wenn Andreas Hofer in das Dunkel der Nacht verschwindet, einsam mit seiner Laterne, die den Weg seiner leidbringenden und leidempfindenden Mission nur dürrig erhellt, dann berührt uns ein Hauch der Notwendigkeit, die ein allgemeines Schicksal an den untreuen Wippen des einzelnen bindet. Diese Szene wiederum führt von der balladenhaftesten Figur hinweg zu dem großen, in seiner Konsequenz eigentlich neuen Stil, den Schönherer für seine Aufgabe fand. Es ist, um es abgekürzt zu sagen, ein epischer Stil. Dies ist nichts weniger als ein Tadel, im Gegenteil. Zeichnen sich die Meisterwerke unserer klassischen deutschen Dramenliteratur durch einen lyrisch-dramatischen Stil aus — das deutsche Theater ist etwas anderes als das romanische — so haben wir hier bei Schönherer einen episch-dramatischen Stil. Auch dieser ist natürlich nicht ohne Antäupfung. Der Faden beginnt bei Schillers "Wallenstein" und von der anderen Seite geht die Entwicklung von der deutschen Musik aus. Der Ring des Nibelungen ist dramatisch — im physischen; übrigens ist das in Worten ohne Musik schon Schillers "Braut von Messina", und Schönherers "Weibsteufel" ist nach Wagners Forderung ein inneres Drama, voll moderner Polyphonie. Die epische Monumentalität gerade ermöglicht es Schönherer, aus Einzelgeschäften die allgemeine Tragödie abzuliefern, das Auseinanderfallende

in der Kunstform zu einigen. Dort, wo er diesen neuen Stil ganz streng durchführt, ist die künstlerische Wirkung am höchsten und reinsten. Ja an dem Schluß kann man erkennen, wie das Verlassen des Stils, und sei es nur durch ein Wort, den Eindruck empfindlich schädigt. Ein Mann wie Schönherer brauchte wahrlich nicht erst Ermunterung auf neuen Wegen. Da ist gegen Schluß die Szene, wo die Frauen, die ihre Männer verloren haben, beisammenstehen. Aus den Einzelstimmen der Erwartung, der Hoffnung, der Furcht wächst ein Chor der gewaltigen Klage, den das Lied der aufstrebenden Weibesküste und Lebensstärken krönt. Vor Wochten sah man in Wien die "Troerinnen" des Euripides. Da ist eine einzige, die den Jammer des Krieges in ihren Klagen abmandelt, Geluba, und ihre Klage ist eine Anklage gegen Götter und Menschen. In dem modernen Drama bricht aus der Klage doch auch der Glaube an eine glücklichere Menschheit, für die zu arbeiten Pflicht aller ist, denen der Krieg das Leben lieh. Die Szene hat übrigens in ihrer Kühnheit und in ihrem inneren Reichtum ein Vorbild in Schönherers Werken selber, in den "Trentwalderinnen", trotz anderen Inhalts. Da stehen die Weiber zur Mutter Gottes, alle gleichzeitig, um das Entgegen-gesetzte; auch hier eine Symphonie, freilich eine andere als in dem neuen Drama. Ganz zum Schluß aber kommt die Tragödie des Andreas Hofer. Sie senkt sich fast zur Gewöhnlichkeit, hört also beinahe auf, tragisch zu sein, bloß durch ein paar unglückselige Worte, die vielleicht der Verdeutschung dienen sollten, in ihrer Wirkung aber den Sinn verschleiden und abplatteln. Ein "Volk in Not" soll gewiß nicht den Krieg verherrlichen, auch nicht den "notwendigen". Doch Andreas Hofer glaubt an diese Notwendigkeit und sein inneres Menschentum sieht und fällt damit. Wäre es doch bei der humanen Szene geblieben, da er in die Nacht hinausgeht! Über so muß er noch sagen: Wir leben in einer Kammer-

eisernen Zeit! Schmiedeisen! Das könnte auch Ganghofer gesagt haben. Was die Szene wirklich sagen sollte, ist durch die Worte aufgehoben.

Dazu kommt, daß die Darstellung den Dichter, wie an vielen Punkten, so auch beim Andreas Hofer, im Stiche ließ. Herr Marr ist ein ausgezeichnete Schauspieler, doch für den Sandwirt zu weich und im Dialekt um so unverständlicher, je mehr Mühe er sich mit ihm gibt. Was soll überhaupt die Realistik eines getreuen Dialekts in diesem epischen Stil, der durch die große Linie wirkt? Frau Liebrecht meistert freilich auch den Dialekt, aber glaubt man das nur, weil sie die ganze Rolle, die der Adlerwirtin, herrlich spielt? Für Gräulein Marie Mayer gilt in einer kleinen Rolle Weinsüßes. Herr Straßni kummert sich um den Dialekt gar nicht und ist doch ausgezeichnet, Herr Treiler (Dias) enttäuscht, daß man auch seine Sprache nicht achtet. Ganz verfehlt ist der Adlerwirt mit Herrn Hertterich besetzt. Man muß das Buch lesen, um zu entdecken, daß der Dichter auch dieser Gestalt einige Größe verliehen hat. Ja wenn das Deutsche Volkstheater noch Herr Thaller hätte! Dann brauchte man nicht das Burgtheater zu bemühen. Das Volkstheater hat überhaupt mit Ausnahme etwa von Frau Detsch nichts Gutes zu geben gewußt, nicht einmal eine ordentliche Bühne. Für diese Dekorationen, für dieses Licht, diese Beleuchtung will man einen Hoser verantwortlich machen? Hier waren neue heimische Probleme zu lösen. Das ist unmöglich bei einer Gelegenheitsvorstellung mit zusammengeliehenen Kräften, und wären es die besten, unmöglich mit ungenügenden Proben. Hier ist noch vieles nachzuholen. Aber das Drama wird den Krieg und alle Wohltätigkeitsgelegenheiten überdauern, wie es vor dem Krieg und unabhängig von diesem entstanden ist.

Eröffnung des Bundestheater.

In der Kriegsausstellung wurde gestern mit allem Gepränge der Eröffnungsfestlichkeiten das Bundestheater seiner Bestimmung übergeben. Der Schmuck in Blau-weiß gehaltene Raum faßt über 1400 Personen und entspricht in seiner Anlage allen Anforderungen des modernen Theaterbaues.

Als Premierstück ging die burleske Operette „Warum geht's denn jetzt?“, Text von Jacobson und Bodansky, Musik von Edmund Gysler in Szene. Schon die Bezeichnung der Operette als burlesk soll schon gewissermaßen als Entschuldigungs- und Milderungsgrund für das Libretto dienen, das sich in den bekannten Bahnen der zur Genüge bekannten Operettenmacht bewegt. Die heimliche Spritzfahrt des Schnittwarenhändlers Bengaler (Tautenhayn) zu Unterhaltungszwecken nach Wien, die Entdeckung dieser Missetat durch seine eifersüchtige Frau (Wohl-Meiser) die Liebesgeschichte des Konkurrenten Stalzer (Storm) vom Schnittwarenhaus vis-à-vis mit der Tochter Bengalers und natürlich die obligate Tänzerin (Fräulein Rucka), die sich diesmal als Verkäuferin im Geschäft Bengalers versucht, nicht ohne früher den Neffen Bengalers (Fräulein Berginz) den Kopf verdreht zu haben, dies sind die Grundzüge der Handlung, die manchmal im Dialog außerordentlich schwach nur durch die Darstellung der Hauptpartie durch Herrn Tautenhayn über Wasser gehalten wird. Zweieinhalb Stunden sieht Tautenhayn fast ununterbrochen auf der Bühne, die mattesten Szenen weiß seine mit dieser Leistung wohl in Wien unerreicht dastehende Komik, mit zündendster Wirksamkeit zu beleben, hunderte Nuancen hat sein Spiel, immer wieder aufs neue von prächtigster Eigenart getragen. Er entschied den Erfolg des Abends und es wäre nur zu wünschen, dem Künstler einmal eine würdigere große komische Partie anvertraut zu sehen.

Gyslers Musik zu der Operette hat alle Vorzüge seiner Schöpfungen, sie ist temperamentvoll und verrät eine Leichtigkeit des Schaffens, das voll aus dem Wienerischen nimmt, so namentlich in den Walzerliedern „Wir bleiben

beim Walzer“ und „Heut wird's famos“. Der Schlager der Operette ist aber das reiferische Marschlied „Adelina, wer dich gesehen“, das viermal wiederholt werden mußte.

Die Darstellung, allen voran wie schon erwähnt Ernst Tautenhayn, nahm sich mit liebevollem Eifer des Stückes an. Schön, und gesanglich vorzüglich Fräulein Rucka als Adelina, Herr Storm in einer undankbaren Rolle, als Schnittwarenverkäufer voll Unwiderstehlichkeit und sehr lieb seine Partnerin Fräulein Berta v. Siklosy. Weniger ansprechend Fräulein Berginz in der Hosenrolle des Neffen Fritz. Ein Mißgriff der sonst so geschätzten Künstlerin, über den sie auch der schmeichlerische Beifall nicht hinwegtäuschen soll. Straßmayer bot als Hausknecht wieder eine seiner urwüchsigen Typen und fand in Frau Wohl-Meiser als ewig eifersüchtige Hausfrau ein ebenbürtiges Gegenstück. Flott eingespielt, verschaffte dieses Ensemble der Burleske einen großen äußeren Erfolg, an dem auch die seine ungemein sorgfältige Szenenführung des Direktors Franz, der im zweiten Akt ein wunderbares Bühnenbild schuf, starken Anteil hatte. Direktor, Kapellmeister, Librettisten, und alle Darsteller wurden oft vor die Bühne gerufen. Nach der Stimmung des ersten Abends zu schließen, kein Zweifel: „Warum geht's denn jetzt?“ wird „gehen“ ...

* (Das Kriegsbuch der eisernen Mark.) Der Mund des Dichters ist der Dolmetsch für die Seele des Volkes. Nach seinen Dichtern kann man ein Volk erkennen, nach ihren Werken die Zeit, in der sie erstanden, mit all ihrem Ringen, Kämpfen, Streben, das sie dem Volke gebracht. Ganz prächtig spiegelt sich in dem von B. Müllner in Würzzuschlag verlegten neuen Bande Kriegsbildungen, den Hans Steiger und Peter Panhofer im Verein mit dem Künstlerkreise des I. u. I. Reserveoffiziersfortbildungskurses des dritten Korps in Würzzuschlag herausgegeben haben, die starke Seele des Volkes unsrer Tage. Das Buch soll, wie Hans Steiger in seiner Vorrede sagt, ein Denkmal sein für „das frische, eisenhämmernde Mürtal“, und das ist es auch geworden, nur noch im weiteren Sinne, ein Denkmal vor allem für des Steirers, für des Gebirglers heldenhafte Tapferkeit, seine stille Treue, seine heiße Heimatsliebe, die ihn unbewußt, fast triebhaft, zu unerhörten Taten führt, ihn in wildem Mut den Feind anfallen, in zäher Selbstvergessenheit stumm leiden und ertragen, in edelster Hingabe sterben und untergehen läßt. Wunder schön haben die Dichter, die in dem Bande zum Worte kommen, auch jene, deren Beruf es ansonsten ist, den Säbel zu führen, nicht die Feder, dieses Bild des kernigen deutschen Volkes in wilder Kriegszeit hingestrichelt. Ein Kreis vorzüglicher Namen hat sich dazu vereinigt. Conrad v. Höhendorf, Statthalter Graf Clary-Aldringen und Bezirkshauptmann Heinrich v. Borang haben dem Werke ihren Gruß gesandt. „Ich preise mein Schicksal, das mich die gewaltigste aller Zeiten miterleben ließ,“ sagt Statthalter Graf Clary-Aldringen, „und ich preise es noch lauter, da mich mein Beruf an den großen Werken des Krieges mitmachen und auch eigene Steine in den Miesenbau einfügen läßt — am höchsten aber preise ich die gütige Vorsehung, die mir in dieser schweren, aber großen Zeit als Wirkungsstätte die herrliche Steiermark wies, deren Heldensöhne auf heimatlischer Scholle und weit draußen im Felde im Ausstarren, Opfern, Kämpfen und Siegen die Ersten sind — und ich bete zu Gott dem Allmächtigen um Kraft und Gnade, damit meine Arbeit segensreich werde für das geliebte Land.“ Im Fatfinitiv erscheint Conrad v. Höhendorfs Segensgruß an die Steiermark: „In treuer Erinnerung gedenke ich in dieser ersten Zeit der grünen Steiermark, ihrer waldumfäumten Berge, ihrer rauschenden Gewässer und ihrer heldenmütigen Söhne, welche ihre Dichter und Sänger jene glühende Heimatsliebe einzuspüren wußten, mit der sie jetzt gegen eine Welt von Feinden kämpfen und sterben.“ Hans Ludwig Rosegger gibt einen biographischen Essay Conrad v. Höhendorfs, der klar und wahr das Genie des Generalstabschefs würdigt und der Schwierigkeiten und Hemmungen gedenkt, denen zum Troß er seine Heere zum Siege führte. Peter Rosegger bringt eine Fabel, Hans Steiger eine prächtige Skizze „Das Bewußtsein“, Ginzley und Hauptmann Halmischläger Erlebnisse aus dem Felde, Fritz Karpfen sieben Gedichte in fortwährender modernster Form, Ottolar Kernstock eines in schlichtem Herzenston. Schriftsteller und Offiziere sind mit Beiträgen vertreten. F.M. Mattanovich und Kienzl, Major Otto Zivsch und Wilhelm Fischer und noch manche andre, die alle von der Heimat und ihrem Volke Starkes, Schönes, Großes zu sagen wissen in Vers und Prosa. Auch ein Gast aus dem Bruderlande ist darunter — Kurt Morel. Über das Thema, das er behandelt, ist der Seele des Oesterreichers nahe und vertraut — die Liebe des sterbenden Soldaten zum Lande der Heimat, und die Art, wie er es bringt, ist ungemein packend und erschütternd. Auch zwei große Federzeichnungen schmücken den Band, „Sieg“ von A. Wenzel und eine zweite von Stephan Behanyi, das die wundmilde Muse zeigt, deren Leier zur Erde fiel, während der Feuerglanz eines zerstörten Dorfes, das stürmende Soldaten durchziehen, über sie fällt. Ein wohl gelungenes Werkchen, das es verdient, inmitten der mannigfachen Sammlungen von Kriegsbild und Kriegsbildung einen ersten Rang einzunehmen.

Idole in Trümmern.

Es wäre wohl die heiterste Lektüre, wenn man einmal die bürgerliche Presse während des Krieges mit der bürgerlichen Presse vor dem Kriege konfrontierte! Nicht als ob wir meinten, sie hätte von den Nationen, Staaten und Staatsmännern, mit denen wir jetzt im Kriege stehen, so reden sollen, wie sie es jetzt tut, als wir mit ihnen noch in Freundschaft lebten, oder sie hätte von und zu ihnen jetzt so zu reden, wie sie redete, als der Krieg die freundschaftlichen Beziehungen noch nicht unterbrochen hatte; das zu verlangen wäre ungerecht, zu erwarten sinnlos. Aber gar heiter würde sich gegenüber ihrem gegenwärtigen Wüten die Kriecherei ausnehmen, in der sie sich vor dem Kriege gefiel! So oft wir in der „Neuen Freien Presse“ lesen, was für ein Dummkopf der Asquith, welcher Schuft der Grey und was für ein Lump der Lloyd-George ist, erinnern wir uns immer wieder an die zärtliche Bewunderung, die diesen englischen Ministern in Prosa und Poesie, im Leitartikel und im Feuilleton an derselben Stelle gewidmet wurde! . . . Gerade wir Sozialdemokraten wären besüßigt, diese Vergleichung von einst und jetzt zu unternehmen: weil wir die kühle Besonnenheit schon vor dem Krieg innehatten und weil dort, wo sich die bürgerliche Welt im Byzantinismus nicht genug tun konnte, schon vor dem Kriege bei uns nur nüchterne Geringschätzung waltete.

Eine der beharrlichsten Übertreibungen der bürgerlichen Presse war zum Beispiel ihre Verückung bei Monarchenbesuchen. Es wird uns gestattet sein, an ein persönliches Erlebnis zu erinnern. Im August des Jahres 1896 besuchte Zar Nikolaus Wien. Der Wiener Stadtrat beschloß damals, zur Ausschmückung der Straßen den Betrag von fünfundzwanzigtausend Gulden zu bewilligen. Als sich unser verantwortlicher Redakteur unlängst wegen einer belanglosen Ehrenbeleidigung zu verantworten hatte, verschärfte der Gerichtshof die Strafe, und zwar recht empfindlich deshalb, weil der Redakteur bereits vorbestraft sei. Gegen jenen Beschluß des Wiener Stadtrates hatte sich die Arbeiter-Zeitung damals entschieden gemeldet und ihre Entrüstung folgendermaßen ausgesprochen (5. August 1896): „Wie ist unser Verhältnis zu Rußland beschaffen? Oesterreich hat in Europa einen grimmigen Feind: Rußland, das seine gierigen Hände gegen österreichische Interessen immer und überall reckt. Wo auf der Landkarte Oesterreich und Rußland zusammentreffen, ist Rußland gegen uns, ist Rußland unser Gegner und Feind. Wenn der russische Zar nach Wien kommt, regt sich in dieser Stadt kein Herz; fremd und teilnahmslos sehen wir ihn kommen und kalt und gleichgültig sehen wir ihn scheiden. Doch nein, es lebt jemand in Wien, dessen Brust sich höher hebt, wenn er den russischen Selbstherrscher nahen sieht, und der in Freude jauchzt, wenn der Feind der österreichischen Völker in diese Stadt einzieht. Der Beschluß des Stadtrates wäre einfach unerklärlich, wenn ihn nicht jene eingewurzelte Bedientenhaftigkeit erklären würde, die sich vor jedem gekrönten Haupte beugt, sei dieses auch der Feind seines Vaterlandes, der Bekämpfer seiner Religion, der Widersacher bürgerlichen Rechtes und politischer Freiheit.“ Daraus entwickelte sich nun ein Strafverfahren — die Einzelheiten haben heute kein Interesse — und das Ergebnis war, daß unser Redakteur wegen Beleidigung des russischen Zaren verurteilt wurde! Daß ihm das nach zwanzig Jahren, und während eines Krieges gegen den Zarenstaat, als strafverschärfend angerechnet

wurde, ist der Humor von der Sache . . . Ein anderer Fall. Karl Liebknecht, dem man heute, weil er für die internationale Verständigung wirkt, den Prozeß macht, nannte in einer Rede auf dem Parteitag in Magdeburg (September 1910) den Zar einen „fluchbeladenen Mann, der aus unserem Lande hinausgepeitscht werden soll, so daß ihm für alle Zeit die Lust vergeht, den deutschen Boden ferner zu besudeln“. Daraufhin wurde gegen ihn ein hochnotpeinliches Ehrenverfahren unternommen: er sollte unwürdig sein, Mitglied des deutschen Anwaltstandes zu bleiben, weil er den Zaren, ein gekröntes Haupt, gröblich beleidigt habe! Ueberhaupt war das z a r i s c h e Rußland, daselbe Rußland, dessen Greuel heute die schärfste Beleuchtung erfahren, Liebknecht aller Reaktionäre in Deutschland und Oesterreich, und zwar darum gepriesen, was sein Grauen ausgemacht hat. So haben die preussischen Junkerkonservativen in ihm allezeit den Hort der Autorität verehrt, und als diesen Hort ihm vornehmlich deshalb zugejubelt, weil der Despot keine Scheu davor trug, die revolutionäre Freiheitsbewegung in einem Meer von Blut zu erstickten. Für die österreichischen Reaktionäre hat freilich schon ein Judenpogrom oder ein Ritualmordprozeß zur Bewunderung ausgereicht. Wie haben sie über die internationalen Sozialisten immer gehöhnt und geschmäht, die dem Despotenstaat nie erlöschende Feindschaft geschworen hatten! Daß sie jetzt der Wahrheit Raum geben, ist kein Verdienst; aber daß sie dem freiheitswürgenden System der Gegenrevolution Beifall geklatscht haben, tritt deshalb als Schande noch greller hervor!

Wie sind sie gegen uns losgefahren, wenn wir den Ausschneidereien von der „historischen Bedeutung“ so eines Monarchenbesuches entgegengetreten sind! Man sollte einmal wohl Nachschau danach halten, was etwa in Wiener Blättern zu lesen war, wenn der dicke Eduard im Sommer nach Oesterreich kam! Wenn die Sozialdemokraten ihnen klarzumachen suchten, daß die Beziehungen und Verhältnisse der Staaten untereinander doch nicht von zufälligen Bestimmungen zufälliger Menschen, vielmehr von realen Kräften, vor allem von wirtschaftlichen, abhängen; wenn wir davor warnten, derlei persönliche Dinge zu überschätzen, so hatten sie nur Spott dafür übrig, und es war ihnen nur ein Erweis der sozialdemokratischen Rohheit, daß wir uns weigerten, ihren kindischen Ueberschwang mitzumachen. Jetzt gehen freilich die Götzen einstiger Tage nackt und bloß, und derjenige, der es gar nicht selten erfahren hat, daß in Oesterreich auch Aufrichtigkeiten gegen ausländische Herrschaften die Konfiskation eintrugen, kann an der Verwandlung der Byzantiner von ehemals in die pflichttreuen Beschimpfer von heute schon sein Ergötzen haben. Wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, was man alles zu lesen bekam, als uns der Herr Nikita von Montenegro besuchte, wie sogar da der Enthusiasmus aufschäumte, so haben wir wenig Neigung, der herben Kritik von heute mehr an Würde und Echtheit zuzuerkennen, als in der dummen Kriecherei der Vorkriegszeit gelegen war.

Wie sie sich früher aufgeführt haben, das nämlich ist die Schande. Heute sind zum Beispiel die T r e n sehr geschätzt und ihre Forderung nach Homerule erntet allgemeine Anerkennung. Aber vor dem Kriege galt die englische Reichseinheit als ein ehrwürdig Gut, und jeder deutschösterreichische Zentralist, der in Homerule so ein Gegenstück zum böhmischen Staatsrecht mitterte, schalt über die Tren; wie es ja überhaupt vor dem Kriege deutsche Mode war, über das Freiheitsbestreben der kleinen Völker zu höhnen. Ein anderes Kapitel, auch voll unsterblichen Humors, wäre der Wandel in der Betrachtung und Würdigung, die den sozialistischen Parteien zugewendet ward. Die Leser der gewissen Presse, die heute so Tag für Tag von dem Genossen Hervé zu lesen bekommen und denen jeder der Einfälle dieses einfallreichen Mannes als geistige Offenbarung vorgelesen wird, mögen wohl schon gefragt haben, was denn mit diesem Hervé vor dem Kriege los gewesen sein mag; sie dürften da seinen Namen im Leitblatt sicherlich nie gelesen haben. Der „Avanti“ ist in der Schätzung unserer bürgerlichen Presse nun hoch gestiegen; vorher hat sie ihn nicht beachtet. Nämlich zu der Art, wie die Wiener bürgerliche Presse ihre Leser unterrichtet, hat es immer gehört, daß auf der einen Seite jeder Gekrönte und

Idole in Trümmern.

Beamtete des Auslandes in seiner Bedeutung maßlos übertrieben wurde, die sozialistische Bewegung aber, so es nur ging, einfach totgeschwiegen wurde; deshalb vergnügen wir uns an dem Kontrast, den der Krieg hervorgebracht hat. Und auch eine weitere Wertverschiebung hat sich vollzogen. Vor dem Kriege waren es nämlich die Revisionisten und Renegaten, die in Gunst standen. Millerand zum Exempel war einer, „der wäre mein Mann“, wie ein hoher Beurteiler sagte; Briand war ein Genie und Bissolati, der mit dem König Händedrücke wechselte, ein verehrungswürdiger Realpolitiker. Inzwischen sind sie alle Kriegsfreunde geworden, die Zustimmung wendet sich nun den Marxisten und Radikalen zu; je radikaler, desto besser. Allerdings schwärmen unsere tapferen Bürgerlichen für den Friedensradikalismus nur, soweit er im Ausland auftritt; Liebknecht ist ihnen ein Hochverräter und Turati der echte Patriot, obwohl, was beide sagen, so ziemlich dasselbe ist; das gehört eben auf das Kapitel der Heuchelei im Kriege, das einfach unerschöpflich ist. Aber es bleibt, daß die bürgerliche Welt von Götzenbildern voll war; wir Sozialisten, die wir sie nie anerkannten und um ihre Demolierung bemüht waren, können nur mit innigem Behagen zusehen, wie die einstigen Verehrer die alten Tafeln nun zerschlagen.

Diese Beschäftigung der bürgerlichen Welt, die darin besteht, daß sie all ihre Idole als Gaukeleien entlarvt und damit ihre Selbstzerfleischung vollendet, ist nicht so leicht zum Bewußtsein zu bringen: der Erkenntnis wirkt nämlich jene Heuchelei entgegen, die für den Krieg der wahre kategorische Imperativ ist und der sich darin darstellt, daß man sich der Vergleichen des eigenen Tuns mit dem des anderen entbunden fühlt. Der Krieg mag sie legitimieren; aber wenn sie die Berufung auf ihn entbehren wird, wird es in der Welt licht und klar werden. Dann werden die Gespenster, die inmitten uns nisten und Anerkennung beanspruchen, zerrieben und die Vorstellungen der Menschheit werden von vielen Irrtümern gereinigt sein. Die nun entthronten Götzen nach dem Kriege wieder aufzurichten, wird ihnen nicht gelingen.

Wiener Preßsitten.

Für den redaktionellen Artikel — sieben Kronen eine Zeile.

Die dreiste Schamlosigkeit gewisser Wiener Preßsitten wird durch das nachfolgende Schreiben, das uns ein Empfänger zur Verfügung stellt, so verdeutlicht, daß selbst das Wiener Publikum, dieses nachsichtigste und geduldigste, sie zu durchschauen vermöchte. Es kommt von dem „Neuen Wiener Journal“, einem der widerlichsten Gewächse in dem Wiener Zeitungsunkraut, und hat folgenden Wortlaut:

Administration des
„Neuen Wiener Journals“
Telephon 16940.

Wien, I., im Juli 1916.

Euer Hochwohlgeboren!

Anlässlich der Eröffnung der Kriegsausstellung konnten wir konstatieren, daß der Pavillon „Gewerbeförderung des Landes Niederösterreich“ sehr hübsche und gelungene Erzeugnisse zur Schaustellung beinhaltet.

Dies veranlaßt uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr vorteilhaft wäre, wenn das große Publikum die von Ihnen ausgestellten Gegenstände in der Kriegsausstellung gelegentlich besichtigen würde. Dies zu veranlassen ist nur dann gut möglich, wenn wir im Einvernehmen mit den übrigen Ausstellern, soweit diese im Katalog der „Gewerbeförderung“ aufgezählt erscheinen, einen Artikel in unserem „Neuen Wiener Journal“ publizieren. Sollte dieser Artikel an einem Wochentag erscheinen, so berechnen wir für die Zeile 7 Kronen, an Sonntagen 8 Kronen.

Wir beabsichtigen, diese Publikation ehebaldigst zu bringen, und ersuchen um gefällige Mitteilung, in welchem Umfang Sie sich auf Grund der vorgenannten Preise an diesem Artikel zu beteiligen wünschen.

Wir übermitteln Ihnen in der Anlage Retourcouvert und gewärtigen ehebaldigst Ihre zustimmende Erläuterung. Inzwischen zeichnen wir

Hochachtungsvoll

Administration des

„Neuen Wiener Journals“.

Eine Ausstellung ist eine öffentliche Veranstaltung wie eine andere, etwa wie eine Theatervorstellung; ebensowenig eine Zeitung für die Besprechung einer Theateraufführung Geld verlangen kann — aber ist man sicher, daß es in Wien nicht vorkommt? —, ebensowenig kann sie für die Besprechung von Objekten einer Ausstellung Honorar begehren. Das ist das eine; das andere ist die Vorpiegelung, daß eine redaktionelle Kritik vorliege, wo tatsächlich nur eine bezahlte Reklame vorliegt. Das ist zwar bei den bürgerlichkapitalistischen Blättern in Wien fast ausnahmsloser Brauch; aber es bleibt dennoch eine schamlose Unsauberkeit, deren zum Beispiel in Berlin ganz bestimmt kein einziges Blatt fähig wäre. Wofür der horrenden Preis von 7 bis 8 Kronen die Zeile? Doch dafür, daß den Lesern vorgeschwindelt wird, sie haben eine redaktionelle, also unbefangene und darum beachtliche Kritik vor sich! Das heißt, die Leser werden betrogen und die Zeitung läßt es sich bezahlen, daß sie die Leser anschnürt! Und derlei ist, wie gesagt, in Wien fast durchwegs Sitte, und bei jeder Ausstellung stürzen sich die Blätter von der moralischen Beschaffenheit des „Neuen Wiener Journals“ auf die armen Aussteller und pressen ihnen auf diese Weise den letzten Heller heraus! Denn es ist auch eine Erpressung: weil der Aussteller, der sich weigern wollte, an dem Schwindel teilzuhaben, dann ungenannt bleibt und vor dem Publikum, das die Dinge nicht durchschaut, ins Hintertreffen gerät.

Man muß einmal auch die Frage aufwerfen, was gegen diese Korruption zu tun wäre. Von den unterschiedlichen Herausgebern Besserung zu erwarten scheint völlig aussichtslos; man hat sie ja oft genug gebrandmarkt, ohne daß es eine Wirkung gehabt hätte; an der moralischen Unempfindlichkeit dieser Plantagenbesitzer prallen alle Vorwürfe ab. Nun könnte man meinen, daß sich die Bevölkerung empören werde und Zeitungen, deren Wesen ihr klargestellt wird, einfach nicht mehr lesen und kaufen wird. Aber dieses Wiener Zeitungspublicum ist ja ebensowenig empfindlich; es weiß zum Beispiel, daß sein Leibblatt ein Schmutzblatt ist, aber das macht ihm nichts: der Spießer verachtet sein Blatt zwar, aber es bleibt sein Leibblatt weiter.

Da nichts hilft, dieser schändliche Unfug aber das ganze Staatswesen bloßstellt, mühte wohl das Strafgesetz eingreifen und genau so, wie es den Deklarationszwang für Waren erzwingt, den Deklarationszwang in der Zeitung erzwingen: daß die Verkleidung bezahlter Reklame als redaktionelle Kritik verboten wird. Es sollte einfach unter Strafe gestellt werden, wenn eine Zeitung für Veröffentlichungen im redaktionellen Teile Geld nimmt, oder noch besser: das Bezahle in der Zeitung (Inserate) soll von Gesetz wegen als solche kenntlich gemacht werden müssen. Mit moralischen Ermahnungen sind die gewissen Herausgeber, die den journalistischen Beruf zu einem Zubehör ihres Geldmachens erniedrigt haben, ja doch nicht zu bessern.

Die Landkarte nach dem Kriege.

Ein Streit um den „Andree“.

Die Geographische Anstalt Belhagen u. Klasing in Leipzig hatte im Februar 1903 den Alleinvertrieb der österreichisch-ungarischen Ausgabe des in ihrem Verlag erschienenen Andreeschen Handatlas dem Verlagsbuchhändler Perles in Wien übertragen. Es war aller sechs Jahre eine Neuauflage vorgesehen. Die 3. Auflage hatte P. nach dem Vertrage bis zum 30. November 1914 zu bestellen. Er hat die Bestellung auch rechtzeitig gemacht, aber hinzugefügt, daß er die Lieferung erst zu einer Zeit annehmen könne, zu der die durch den Krieg veranlaßten Änderungen in den Grenzen der einzelnen Staaten feststehen und in der Neuauflage berücksichtigt sind. Diese Hinausschiebung der Neuauflage lehnten B. u. K. ab. P. erhob darauf gegen sie Klage auf Feststellung, daß die Beklagte nicht berechtigt sei, die von ihr nach dem Vertrage herzustellende 3. Auflage vor dem endgültigen Friedensschluß der jetzt im Kriege befindlichen Mächte und vor Feststellung der durch den Frieden sich ergebenden Grenzregulierungen herzustellen.

Landgericht Leipzig und Oberlandesgericht Dresden haben die Klage abgewiesen. Da eine Lage, wie sie durch den Krieg eingetreten ist, im Vertrage nicht vorgesehen sei, müsse es grundsätzlich bei der vertraglichen Bindung der Parteien bleiben. Doch seien dabei die Interessen der beiden Parteien nach billigem Ermessen gegeneinander abzuwägen. Daß der Krieg erhebliche Grenzveränderungen zur Folge haben wird, möge allerdings viele Kauflustige bestimmen, den Kauf neuer Atlanten aufzuschieben. Andererseits bestehe aber auch vielfach infolge des Krieges der Wunsch, sich ein gutes Kartenwerk anzuschaffen. Es lasse sich deshalb nicht voraussehen, wie sich die Absatzverhältnisse der Neuauflage im Kriege gestalten würde. Allerdings werde nach dem Kriege ein Absatz von Atlanten mit den alten, unveränderten Grenzen nicht gut möglich sein. Aber der Kläger habe durch den langfristigen Vertrag das Risiko für den Absatz übernommen. Da die Zeitdauer des Krieges nicht vorauszusagen sei, sei der Beklagten nicht zuzumuten, noch länger mit der Neuauflage zu warten. Die österreichisch-ungarische Ausgabe sei nicht ein selbständiges Werk, sondern nur eine besondere Ausgabe des Hauptwerkes. Es werde bei weiterem Hinausschieben der Zusammenhang zwischen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Ausgabe verloren gehen, und es bestehe die Gefahr, daß der Absatz überhaupt eingehe, wenn die neue Auflage, die für Deutschland längst erschienen sei, für Oesterreich-Ungarn nicht bald herauskomme. Man wisse auch nicht, wie sich die Herstellungskosten bei noch längerem Zuwarten gestalten würden. Unter Abwägung der beiderseitigen Interessen erscheine nach Treu und Glauben das Verlangen des Klägers unbegründet.

Das Reichsgericht hat die vom Kläger eingelegte Revision durch Urteil vom 12. Juli zurückgewiesen.

Slowenische Kriegs- und Soldatenlieder.

Der Ministerialvizesekretär im Ministerium des Innern Dr. Rudolf v. Andrejka hat soeben im Verlag der „Katoliška Bukvarna“ in Laibach ein schönes und inhaltsreiches Kriegsbuch erscheinen lassen, das über den Krieg hinaus dauernd seinen Wert behalten wird. Diese aus Kunst- und Volksdichtung ins Deutsche übertragene Sammlung slowenischer Kriegs- und Soldatenlieder, die von slowenischen Künstlern wie Kozelj, Gaspari u. a. illustriert, von Grafenauer in Laibach literarisch erläutert ist und von Landes Schulinspektor Dr. Opeka wesentlich gefördert wurde, ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie, auf anderthalb Jahrhunderte zurückreichend, bis ins donnernde Heute reicht. Das älteste ist das Volkslied vom „Herzog“ Laudon, das, wie „Prinz Eugen“, Belgrads Eroberung gilt:

„Seht, so hat Laudons mächt'ge Hand
Besiegt die Feinde insgesamt,
Und solange Beligrad besteht,
Der Ruhm von Laudon nicht vergeht.“

In den Napoleon-Kriegen des Jahres 1809 ist Valentin Bobnič, des ersten slowenischen Dichters, „Wehrmannslust“ entstanden, die gleich den anderen Wehrmannsliedern dieses Autors deutlich unter Collinschem Einflusse steht. Aus dem Jahre 1832 stammt das kernige „Soldatenlied“ des Dr. Franz Preseren, in dem es heißt:

„Doch einer Liebsten bleibt er treu,
Sie heißt Soldatenehre,
Und über Land und Meere
Folgt sie zum Kampf ihm ohne Scheu;
Sie zwingt der Festen stolze Reih',
Wo wack're Streitgenossen
Ihr Blut vergossen.“

Von Schillerischem Pathos durchweht ist das um 1845 entstandene „Kriegerlied“ von Johann Vesel-Kofeski und in die Zeit der Jugendtürme des neuen Oesterreich (1848) führt das Volkslied des noch jetzt unter den Slowenen wie ein Nationalheros verehrten Feldmarschalls Radetzky zurück, in dem es heißt:

„Nun, Jüngens, laßt uns fröhlich sein,
Wir brachten schöne Städte ein,
Einst lagen sie im welschen Land,
Nun sind sie in Radetzky's Hand.
Einst war dort der Sardinier,
Jetzt ist Radetzky drinnen Herr.
Verona war in welscher Hand,
Jetzt ist Radetzky Kommandant.
Radetzky freut sich ungemein,
Jetzt ist Stadt Mailand auch schon sein.
Radetzky ist ein feiner Mann,
Weil er den ganzen Krieg gewann.
D'rum laßt uns danken alle Gott,
Daß uns Radetzky noch gebot,
Radetzky war der rechte Mann,
Dem Kaiser er zu Hilfe kam.“

Womöglich noch beziehungsreicher ist die Ode des Lyrikers Simon Gregovcic, in der der volkstümlichste Dichter der Slowenen den Ueberfall Italiens und das Ringen am Sonzo (Soca) schon vor 37 Jahren voraussagte. Der klangvolle Schluß lautet:

„Dann magst du, Soca, dich erinnern
In mein Gebet aus tiefstem Innern:
Was du an Wassern hältst bereit,
In Wolken deines Himmels weit,
Was in den Bergen noch vorhanden
Und in der Eb'ne Blumenlanden,
Laß' alle los aus deiner Hut,
Schwill an zur furchtbar mächt'gen Flut!
Verlaß' der Ufer engen Schlund
Und, trotzend allen Widerständen,
Laß' fremde Länder gier verenden
In deiner Tiefen tiefstem Grund!“

Anton Mškerč' Ballade von den Chiggoten aus dem Jahre 1908 beschäftigt sich mit den Einbringlingen „vom anderen Gestade“, die „mit hungrigen Gebärmern und mit breistem Blick“ auf unsere Meere, den azurnen, reichen, ihre Beute machen wollen. Die im Weltkrieg selbst entstandenen slowenischen Gedichte und Volkslieder sind in der vorliegenden Sammlung nicht berücksichtigt, da sie für eine objektive Würdigung noch nicht ausgereift erscheinen. Die Absicht des kenntnisreichen Sammlers und Uebersetzers, die er in dem am ersten Jahrestage der Kriegserklärung Italiens (23. Mai 1916) geschriebenen Vorwort ausspricht, ist zu zeigen: „wie sich im slowenischen Volke die ererbte Treue zur Dynastie und die Liebe zum Vaterlande in organischer Harmonie im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben und jene festen Grundlagen nationaler Kultur bilden, die im gegenwärtigen Weltkriege ihre Feuerprobe bestanden haben.“ —Id.

Das Heldenwerk.

Das unter dem Ehrenpräsidium des Kriegsministers Generaloberst Alexander Freiherrn von Krobatin stehende „Heldenwerk“ gelangt, wie gemeldet, in den nächsten Tagen zur Ausgabe.

Das Werk, dem bekanntlich Kaiser Franz Josef I. ein Geleitwort mit auf den Weg gab, ist durch ein Vorwort aus der Feder des Dohens der Mitglieder des Kuratoriums, des Gardelapitäns Generaloberst Friedrich Graf Beck, geschmückt. Den Kaiserworten folgen Beiträge von Mitgliedern des Kaiserhauses. An erster Stelle erscheinen die Worte des Armee-Oberkommandanten Feldmarschall Erzherzog Friedrich: „Die k. u. k. Wehrmacht verdient es, daß ihre Heldentaten für die Nachwelt verehrt werden.“

Generaloberst Erzherzog Eugen schreibt: „Facta non verba.“

Prinzessin Gisela von Bayern sandte folgenden Beitrag: „Gott stehe unsern tapferen Helden in Felde bei und verleihe ihnen Kräfte, bis zum endgültigen Siege auszuhalten.“

Auch von den Erzherzoginnen Auguste und Mathilde liegen handschriftliche Beiträge vor.

Der Kriegsminister als Ehrenpräsident des Kuratoriums, unter dessen Regide das Werk erscheint, schrieb: „Manchmal vermochte die riesige Uebermacht unsrer Feinde vorübergehend Erfolge zu erzielen; schließlich aber siegten immer noch das gute Recht und das gute Schwert.“

Der Chef des Generalstabes Generaloberst Conrad v. Höhendorf: „Die Geschichte der Helden dieses größten aller Kriege ist das teuerste Vermächtnis für alle künftigen Generationen; ihre Namen und ihre Taten der Vergessenheit zu entreißen, wird letzteren zur heiligen Pflicht.“

Der Marinekommandant Großadmiral Haus: „Den Begriff der kriegerischen Tapferkeit beim einzelnen und in der Masse zu erschöpfen, scheint mir eines der schwierigsten Probleme der Psychologie. Bei den Römern war Tapferkeit synonym mit Stärke, körperlicher Stärke. Die moderne Tapferkeit zur See hat damit gewiß gar nichts zu tun. Am meisten scheint sie mir an Nervenkraft und Charakter gebunden.“

Honvedminister G. d. J. Saza: „Die Kinder unsrer Völker, die in diesem größten aller Kriege dem Vaterlande herrliche Dienste leisteten, machten sich unsterblich. Nach dem bekannten, sinngemäß abgeänderten Sage „das ist der Segen der guten Tat, daß sie fortzeugend immer Gutes muß gebären,“ werden die Ruhmestaten unsrer Heroen auch in vorbildlicher Beziehung immerdar Früchte tragen.“

Durch diese Beiträge allein, zu denen die Studien mit streng militärwissenschaftlichem Inhalt und die rein belletristischen Erzählungen hinzukommen, ist das Werk eine hochbedeutende Erscheinung auf dem Gebiet der Kriegsliteratur, würdig seines hehren Zieles, ein literarisches Monumentalwerk für kommende Zeiten zu bleiben zu Ehren unsrer Armee und ihrer Helden.“ — Der Honvedminister G. d. J. Baron Saza ist dem Kuratorium des Heldenwerkes beigetreten.

Volksdant.

Der Krieg ist ein strenger Herrscher, der absolut und selbstherrlich über alles verfügt, was wir unser eigen nennen: über Gut und Besitz, über Leib und Leben, über unsere Kräfte, Gedanken und Erinnerungen. Aber eins wollen wir uns von ihm nicht rauben lassen: das Recht und die Pflicht, Denksteine zu setzen in unserm Leben für jene Männer, die uns als Bannerträger vorangegangen sind auf Licht- und Höhenwegen zum geistigen Aufstieg, zu den morgenrot schimmernden Sonnenhöhen der christlichen Ideale.

Da liegt vor mir ein altes Gestein von P. Ansgar Röllmann gegründeten, leider allzufrüh von dem traurigen Schicksal jübiler schöner Wiltensmische im katholischen Geistesleben erlitten Zeitschrift "Gottesminne" und mein Auge fällt auf die vielfachgedruckten Zeilen: "Wenn einer, so ist er ein Bistherold, ein Kronenträger unter den Poeten unserer Tage..." Der, von dem dieses Wort geschrieben wurde, ist ein Einsamer, ein Krüher in der Wüste. Hören wir weiter: "Wir haben jetzt nur den Einen. So haben wir nur den Einen: so ganz in einer ausgereisten Spezialkunst Gott hingebend..." G. M. Gammann ist's, die das schreibt. Von Franz Eichert, unserem Eichert, unser als Dichter, unter als starkofft, unser als Dichterreich. Und wenn bald der Tag anbricht, an dem sich der sechste Sabreskrang auf das Haupt dieses Dichters, der so ganz unser ist, herabstürzt — sollen wir uns vom Kriegslärm das Nicht dieses Tages verdunkeln lassen? Das wollen wir nicht, wenigstens wir nicht, die wir das Wort: Er ist unser, doppelt unterfreiten dürften. Denn Franz Eichert mit seiner ewigen Begeisterungsglut, mit seinem morgenroten Hoffnungsbanner, mit seiner ungebrochenen Kraft und in seiner eisernen Ganzheit ist wie kein anderer der Dichter unser, der katholischen Jugend.

Wird Eicherts 60. Geburtstag am 11. Februar 1917 noch vom blutigen Kriegesfeuer umlodert sein? Wir wissen es nicht. Mit's aber in Gottes Not beschlossen, dann sehen wir auch darin eine Fügung der Vorsehung, die uns den Dichter auch als Herold dieses Weltkrieges gesendet hat. Wie sein älterer Freund Kralik, so kann auch Eichert von diesem Kriege sagen: Das ist der Krieg für und gegen meine Ideale; das ist der Krieg der Mächte, für die ich mein Leben lang gestritten, gegen jene, die ich mit aller Blut des Herzens und mit aller Macht des Wortes unablässig bekämpft habe. — Das ist der Krieg, von dessen Blut die Junken schon lange in Eicherts Dichtungen braunten und stoben, der Weltbrand, dessen vorausgesch-

ter Schein immer wieder in seinen Worten und Bildern aufleuchtet. Wer heute die Kampfsprüche Eicherts liest, dem klingt das, was Bruder Willram schon vor vielen Jahren über Eichert schrieb, wie ein erfülltes Seherwort: "In ersten und wetterschweren Zeiten weckt Gott seine Propheten, die flammenden Augen in die Zukunft schauen, den Wölfen die andbrechenden Strafgerichte verkünden und, durch die Kraft ihres Wortes, tollendem Donner vergleichbar, die Herzen der Mitwelt erschütterern." Heute sind die vom Dichter geschauten und verkündeten Strafgerichte hereingebröckelt.

Wie aber wollen wir, Deisterreichs katholisches Volk, inmitten des Weltbrandes unseres Dichters Ehrenlag feiern? — Auch er möchte wohl an uns die Worte richten, die Ernst von Wildenbruch dem Kaiser Franz Josef bei seinem Besuche in Berlin am 18. August 1889 in den Mund legte:

Du sprichst, o Herr: Laßt nicht die Zimbeln tönen und nicht die Wimpeln flattern hoch am Mast. In eure Lore schweigend laßt mich treten, Bei euch mich weilen, einen ersten Gast.

Denn eine Stelle ist in meinem Herzen, Wo keines Jubels Echo mehr erwacht."

Wir hörten dich, wir haben dich verstanden, und unser Gruß sei lautlos dir gebracht! — Ja, unser Gruß, Eichert, soll schweigend dir gebracht werden, denn wenn feste Ehren und Kränge auch im Kriegsjahr dir nicht verlag werden dürften — du begehrt sie nicht! Wir haben deine Worte in unsere Herzen geschrieben:

Ich singe nicht um Ruhm und Ehre, Drum ist mein Lied, vom Blit durchflammt, Mir heilig als das schrecklich schwere, Das dornige Prophetenam.

Drum will ich keine Kränge haben, Kein Lob für das, was doch nicht mein — Sind meine Lieder Gottes Gaben, Soll auch die Ehre — Gottes sein!

Und auch dein anderes Wort:

Ich verachte deinen Klang, Deinen Flug Sing und Sang, Deinen Beifall, arme Welt — Daß mein Herz auf Gott gestellt!"

Die schon lange in der Stille die Frage erzoogen haben: Wie sollen wir des Dichters Tag feiern? — die haben darum auch gar nicht an feste und Kränge gedacht, sie brauchten nicht Lances um die klare Erkenntnis zu

ringen: Für einen Dichter wie Eichert gibt es nur eine würdige Feier und die besteht darin, daß wir seine Dichtungen noch mehr verbreiten, unter das Volk bringen. Vor allem unter das christliche Volk. Es kennt ihn noch zu wenig, trotz der hohen Aufzogenzahlen seiner Werke, die uns künden, daß schon mehr als fünfzigtausend Hände der Dichtungen Eicherts im Laufe der Jahre verbreitet wurden. Wie viele der lebenden deutschen Dichter können sich solchen Erfolges freuen? Eines Erfolges, der noch größer wird, wenn man berücksichtigt, daß Eicherts Dichtungen zwar Herz und Gemüt erheben, aber nicht den Sinnen schmeicheln, nicht jene "känzigen Majoritätsarbeiten" verkündigen, nach welchen die verführte Menge jagt. Und doch sind diese hohen Verbreitungszahlen noch viel zu klein für einen so vollstündigen Dichter, der seinem Volke so viel zu sagen hat, der ihm aufsteht aus der Seele spricht, überall das erlösende Wort findet und den auch jeder versteht, mit dem ein Kind weinen und sich freuen kann.

Mitgewirkt daran mag haben, daß unsere heutige Generation ganz anders politisch, sozial und literarisch orientiert ist, als jene, die dem "Wetterleuchten" Eicherts mit stürmischen Herzen zuwinkte und antwortete. Notwendigerweise mußte darunter auch der Dichter leiden. Und doch kommt in Eicherts Dichtungen das moderne soziale Empfinden in einer Glut und Stärke zum Ausdruck, daß wir unter den lebenden katholischen Dichtern wohl keinen, unter den andern nur wenige finden, die es ihm darin gleich tun. Er stand selbst als einer der ersten mit Sauer, Geymann, Trabert, Abel u. a. in der Schmiebe, in der das Sungsiegtiedschwert der christlichsozialen Bewegung gehämmert wurde. Nicht umsonst wurde ihm der Kranz eines "christlichsozialen Lyrikos" geflochten und wenn er auch später dem politischen Leben gänzlich fern blieb, so begeisterten doch seine Lieder, in unzahligen Versammlungen gesprochen und gesungen, immer aufs neue die Herzen und würden es heute noch tun, wenn man sich dieses Kapitals unerschöpflich glühender Werbe- und Begeisterungskraft nur wieder erinnern wollte.

Aber wir leben heute nicht mehr in jener Zeit, in der das Volk noch den Weg zu seinen Dichtern ohne fremde Beihilfe fand. Nur wenige Ausgewählte sind heute in der Lage, auf Grund ihres eigenen Urteils, ihres eigenen Geschmacks aus der unabsehbaren Flut der literarischen Neuerscheinungen sich jene auszuwählen, mit welchen sie sich geistesverwandt fühlen. Wohl mehr als 99 Prozent der gewöhnlichen Sterblichen sind in bezug auf diese Auswahl auf eine Vermittlung angewiesen, die sich heute zwischen Volk und Dichter stellt und noch der einen Seite hin über Art und Umfang der Kenntnisse von der zeitgenössischen

Literatur, also auch über Auswahl des Lesestoffes, nach der anderen Seite über Erfolg und Mißerfolg, über Bekannt-, Verkannt- oder Unbekanntsein eines Dichters entscheidet. Diese selbstherrlich entscheidende Vermittlungsstelle ist die literarische Reklame, verkörpert in der periodischen Presse. Und wenn ein neuer Goethe unter uns erschiene, — so lange die Presse von ihm nicht redet, ist er für die Welt nicht da, obgleich sein Talent im Stillen vielleicht unsterbliche Werke schafft.

Wir sehen also, daß jeder Dichter, auch ein Eichert, trotz früherer Erfolge vergessen und aus dem Herzen seines Volkes ausgelöscht werden kann, wenn er keine Freunde mehr hat, die für ihn unablässig reden, werben, agitieren, für die Verbreitung seiner Werke sorgen.

Aus allen diesen Erwägungen heraus hat sich nun als bleibendes Ergebnis der Gedanke eines Arbeitsbundes*) herauskristallisiert, der dem Dichter als Angebinde zum 60. Geburtstage, als „Volksbank“ die Ankündigung überreichen möchte, daß die zum 60. Tausend noch fehlenden 8000 Bändchen seiner Dichtungen den Weg zum Volke gefunden haben. Sind das nicht weltfremde Optimisten, die das für möglich halten: in der kurzen Zeit von 6 Monaten, noch dazu im Kriegsjahr, 8000 Bände der Werke eines katholischen Dichters in Umlauf setzen? Die so reden, wissen wohl nicht, daß von der ersten Auslage der Eichert-Kralitschen Kriegsgedichte binnen zirka vier Monaten 5000 Bände verkauft wurden und daß schon einmal eine in 7000 Bändchen aufgelegte Volksausgabe von „Wetterleuchten“ innerhalb einer nicht viel längeren Frist vergriffen war. Freilich — den hübschen Plan einer „Geburtstagsüberraschung“ mußten die Anreger der Idee fallen lassen; sie hatten nur die Wahl, entweder schon jetzt mit ihrem Plan vor die Öffentlichkeit zu treten oder auf die Ausführung ganz zu verzichten. Im stillen Kämmerlein, mit Ausschluß und ohne Mitwirkung der Öffentlichkeit läßt sich der Plan unmöglich durchführen. Soll es nun auch der Dichter wissen, was ihm bevorsteht; um so eifriger werden seine Freunde sich angespornt fühlen, seine Erwartungen nicht zu enttäuschen. Es kostet nur ein wenig Arbeit und Mühe. — Ihr Freunde des Dichters — wollt Ihr mithalten?

*) Wer mitzuarbeiten vermag, ist gebeten, sich an den Katholischen Junglingsverein „Maria Hilf“ Wien, 7. Bezirk, Westbahnstraße Nr. 40, zu wenden. Im Einverständnis mit dem „Wiener Diözesanverband der männlichen katholischen Jugend“ erteilt dieser weitere Auskünfte.

Kriegswirtschaft der Zeitungen.

Im Publikum ist es noch wenig bekannt, daß die Zeitungsverleger durch die Verordnungen des Bundesrats gewissen Beschränkungen ihres Papierverbrauchs unterliegen, und zwar steht diese Beschränkung in einem bestimmten Verhältnis zu dem Umfang des Blattes und seiner Auflage in den Vorjahren. Die Wirkung ist damit für die einzelnen Blätter ganz verschieden. Manche, deren Auflage während des Krieges zurückgegangen ist, werden von der Einschränkung überhaupt nicht berührt. Dagegen trifft sie alle die Blätter besonders hart, deren Auflage in der letzten Zeit stark gestiegen ist. Diese müssen, um mit der ihnen zur Verfügung stehenden Papiermenge auszukommen, entweder, wie es z. B. auch unser Blatt, die „Vossische Zeitung“, tut, ihren Umfang erheblich herabmindern oder sie müssen ihre Auflage beschränken. Andernfalls würde ihnen die Gefahr drohen, am Schluß der für zunächst auf zwei Monate festgesetzten Frist überhaupt nicht erscheinen zu können. Aus solcher Erwägung heraus ist die folgende Erklärung zu verstehen, zu der sich das „Achtuhr-Abendblatt“ (Nationalzeitung) in seiner gestrigen Nummer veranlaßt sieht. Das Blatt gibt bekannt:

„Die Maßnahmen der Kriegswirtschaftsstelle für das deutsche Zeitungsgewerbe zwingen auch uns zu unserem Bedauern, unser Blatt während einiger Tage der Woche bis auf weiteres in beschränkterem Umfang als bisher erscheinen zu lassen.“

Es gibt weiter der Erwartung Ausdruck, daß es dabei auf die Einsicht und Treue seiner Leser rechnen könne.

Wir halten es für richtig, auf diese Veröffentlichung besonders hinzuweisen, weil sie der Leserschaft wieder einmal vor Augen führt, daß die Verleger in dieser schweren Zeit auf ein gewisses Wohlwollen in der Beurteilung ihrer ganz verschiedenartigen aber von ihnen jeweils für notwendig gehaltenen Maßnahmen rechnen müssen.

Ein Zeitroman des Volkschriftstellers Reimmichl. Erfreuliches wird aus Tirol berichtet: Der in seiner Art ganz einzige Volkschriftsteller Sebastian N i e g e r, wohl der berufenste Schilderer des Tiroler Volkes, dessen Seele keiner besser kennt und versteht als er, hat die Erhebung Tirols im Weltkriege — das Aufgebot der Tiroler Standshüben — zu einem herrlichen vaterländischen Roman verarbeitet, der unter dem Titel „A u f u n s e r e n e w i g e n B e r g e n“ die Kämpfe Tirols gegen den welschen Erbfeind behandelt. Dieser jüngsten Schöpfung Reimmichls, die zunächst im „Tiroler Volksboten“ erschienen ist und nun als B u c h a u s g a b e in Vorbereitung steht, bringen alle Freunde des Heldenlandes Tirol größtes Interesse entgegen. Es beschäftigen sich ja zurzeit mit dem Tiroler Volk so viele Federn von Außenseitern; Reimmichl aber ist einer, der uns die Quellen zum Verständnis Tirols zu erschließen vermag; in dem er sich gibt, gibt er sein Volk und Land. Dieser wahre und echte Dichter ist übrigens bereits unter die Jubilare geraten und hat aus diesem Anlasse eine wohlverdiente Anerkennung seines Wirkens gefunden: Er ist fürsterbischöflich geistlicher Rat geworden. Die Genugtuung über die dem volkstümlichsten Manne des Landes bereitete Freude ist allgemein, aber auch der Geistliche Rat Nieger wird seinen Tirolern bleiben, was ihm der schlichte Bergseelsorger Nieger gewesen: Der unergleichen, einzige Reimmichl. Man schreibt uns hiezu aus Tirol: Nach 25jähriger, sehr fruchtbarer journalistischer und Schriftstellerischer Tätigkeit ist dieser Tage einem unserer besten Volkschriftsteller, dem Tiroler Priester Sebastian Nieger, weitbekannt als „Reimmichl“ und Redakteur des „Tiroler Volksboten“, eine verdiente Anerkennung zuteil geworden. Nieger wurde anlässlich des silbernen Priesterjubiläums in Würdigung seines wahrhaft segensreichen Wirkens als Volkschriftsteller zum fürstbischöflich geistlichen Räte ernannt. Wenn je einer, so hat Reimmichl diese Auszeichnung in vollem Maße verdient. Seine lustigen und leidigen Geschichten und Erzählungen, wie „Im Tirol drinn“, „Aus den Tiroler Bergen“, „Weihnacht in Tirol“, aber auch seine Volkromane „Die schwarze Frau“ oder „Der Frauenbichler“ sind echte Heimatskunst, die ihre Wurzeln in die tiefsten Tiefen der Volksseele hinabsenkt und dort das frisch pulsierende Leben heraufholt, echter Realismus, der keine blutlosen Phantastiegestalten herpinselt, sondern dessen Schöpfungen Fleisch und Blut annehmen und ohne Piererei daherwandeln. „Dem Reimmichl“, so schreibt der gefeierte Tiroler Dichter Bruder W i l l r a m, „wohnen zwei Seelen in der Brust; die eine ist lustig und fidel, trägt den Schalk im Auge und das Lachen des Humors um die Lippen, schwingt oft genug die Schellenkappe und macht Wurzelbäume und Hofnarrensprünge in einer Weise, daß man oft genug um sein Zwerchfell fürchten muß; die andere ist versonnen und zart und versponnen und veeträumt wie eine Sommerwiese oder eine Waldlichtung in Mittagszeit, voll heimlichen Klingens und Singens und Summens und Drummens; voll stillen, friedlichen Glockengeläutes, das — weiß Gott woher — aus blauen, ungelannten Fernen tönt; voll weher Lust und wonnigen Leids, voll Heimweh und ungestillter Sehnsucht, voll Inbrunst und Andacht und Märchentiefe; die eine seiner beiden Seelen ist ein toller, launiger Versifex und reizender Reimschmied, die andere eine ernste, stille Dichterin voll Weisheit und Schönheit.“

* Ein Professor für Zeitungskunde. Der Leipziger Nationalökonom Karl Bücher wird sich in Zukunft nur noch dem von ihm an der Universität Leipzig begründeten Institut für Zeitungskunde widmen und nur noch Vorlesungen auf dem Gebiete des Zeitungswesens abhalten. Er wird aus der Leitung der staatswissenschaftlichen Seminare scheiden und die ordentliche Professur für Nationalökonomie niederlegen, die, wie wir hören, demnächst neu besetzt werden soll.

(Populäre Literaturabende.) Diese seit 6 Jahren bestehenden, vom Schriftsteller Emmerich Maday geleiteten Veranstaltungen, welche, allgemein zugänglich, auf uneigennütziger Grundlage Verbreitung guter deutscher Literatur und Förderung unbekannter, talentvoller Autoren bezwecken, fanden im Kriegsjahre 1915/16 in erhöhter Anzahl statt. Außer den allgemeinen Abenden fanden ganz volkstümliche Veranstaltungen bei freiem Eintritt statt, von welchen insbesondere folgende zu erwähnen sind: Franz Klein-Abend, Chivacci-Gedenkabend, Ebner-Eschenbach-Gedenkabend, Eduard Böhl-Abend und Wiener Humoristen-Abend. Für die Förderung unbekannter Talente wurde durch 6 Jung-Autoren-Abende gesorgt, an welchen begabte Schriftsteller Gelegenheit fanden, vor die Öffentlichkeit zu treten. Als Lektoren wirkten außer dem Leiter Emmerich Maday in uneigennütziger Weise mit: Emmy v. Emmering vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, Alfred Fischer von den Jarno-Bühnen, Mathilde Gottner, Hilda Ramming, Anton Rupp, Ernest Weiß und Käthe Verbion-Meska.

4. VIII. 1916

Eine Kriegs- und Heimatchronik.

Unter den zahlreichen Büchern, die vom Krieg in seiner bisherigen Entwicklung handeln, nehmen die Chroniken eine besondere Stellung ein. Sie spiegeln das, was gewesen ist und woran wir selber alle teilgenommen haben, wohl am treuesten. Treuer sogar als manche Tagebücher, die eben doch immer vom Standpunkt des einzelnen aus geschrieben sind. Eine echte Chronik aber schaltet das Persönliche und Zufällige aus, sie nimmt die Marksteine besser wahr und achtet bei aller Liebe zum einzelnen und kleinen doch vor allem auf die großen, über den Tag hinaus gültigen Gesichtspunkte.

In diesem Sinne geschrieben, und gut geschrieben, ist die „Kriegs- und Heimatchronik“, die Dr. Friedrich Naumann und Dr. Gertrud Bäumer gemeinsam herausgegeben haben und deren erster Teil, 345 Seiten stark, im Verlag von Georg Reimer in Berlin erschienen ist. Schon die äußere Aufmachung ist einladend. Auf jeder Druckseite geht mittendurch ein Strich: links von ihm schreibt Naumann über den Krieg, rechts davon Dr. Bäumer über die Ereignisse in der Heimat. Dies Nebeneinanderreißen ermöglicht Vergleiche, die gerade in der Erinnerung sehr reizvoll sind. Von Tag zu Tag sind die Ereignisse aufgezeichnet, und ihre Buchung ist so gewissenhaft, daß schlechterdings alles berücksichtigt scheint, was irgend mit dem Kriege zusammenhängt. Daß dabei insbesondere auf dem Gebiet der heimatlichen Begebenheiten der persönliche Gesichtskreis nicht ausgeschaltet werden kann und zu werden braucht, ist selbstverständlich. Schließlich steht immer wieder der einzelne Mensch hinter dem, was geschrieben wird, auch wenn er noch so sehr um die Unparteilichkeit bemüht. Das ist kein Fehler, und man darf den Herausgebern durchaus beipflichten, wenn sie von ihrer Chronik sagen: „Wenn spätere Nachkommen dieser Zeit sich fragen werden, wie es uns im Kriege zumute gewesen sein muß, so werden sie wohl in unseren Chroniken einiges in und zwischen den Zeilen lesen, was in keinem Generalstabsbericht und in keiner Kriegswirtschaftsgeschichte vorkommt.“ Darin liegt aber gerade der persönliche Reiz des Buches.

Schon ein flüchtiger Blick zeigt, welche Fülle von Material in dieser Naumann-Bäumerschen Chronik aufbewahrt ist. Prüft man sie genau, so ist einiges natürlich bereits überholt, aber aus dem Gesamtrahmen kann es gleichwohl nicht gut ausgeschaltet werden. Viel Wärme und schönes Gefühl spricht, wie immer, aus Naumanns Zeilen, aber auch die Heimatchronik ist von einer klugen und feinen Feder geschrieben. Ab und zu wünschte man freilich etwas mehr Kritik. Es wird etwas zu reichlich Lob gespendet, wo nach unserer Auffassung selbst ein scharfes Wort einmal sehr am Platz wäre, so vor allem in der Ernährungsfrage. Auch die sozialdemokratischen Fragen werden mit großer Ruhe behandelt. Der Burgfrieden ist in der Chronik jedenfalls überall läßlich gewahrt.

Leider enthält der erste Band kein Register. Man darf aber wohl erwarten, daß es noch angefertigt wird, sei es nach Stichworten oder in Form von Sammelrubriken. Es würde beim Nachschlagen und Suchen gute Dienste leisten und würde das vollständige, ruhige Bild dieser Doppelchronik erst recht in gutem Lichte erscheinen lassen. P. 3.

* [Die Zeitungen im Kriege.] Im Zeitungsverlag, dem Organ des Vereins deutscher Zeitungsverleger, finden sich unter anderem folgende Ausführungen, die für weitere Kreise von Interesse sein dürften: Der Tagespresse, vor allem den mittleren Provinz- und Lokalzeitungen, wird durch die immer weiter wachsenden Kosten das Durchhalten bitter-schwer gemacht. Die Anforderungen für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke sind naturgemäß durch die vielen Kriegsnotdte gewachsen. Gerade auf diesem Gebiet ergehen an die Zeitungsverleger die weitestgehenden Wünsche. Hier gilt es, die Veranstalter und Unterzeichner der Aufrufe davon zu überzeugen, daß kostenlose Veröffentlichungen ausgeschlossen sind, weil die Tageszeitungen vom Ertrag ihres Anzeigenteiles leben müssen. Alle solche Aufforderungen gehören in den Anzeigenteil. Der Zeitungsverleger unterstützt an seinem Teil die gute Sache, indem er durch redaktionellen Hinweis und gelegentliche Notizen den Fortgang der Sammlung fördert. Hinweise sollten nur auf Anzeigen und nur gleichzeitig mit diesen veröffentlicht werden. Auf noch nicht angezeigte Veranstaltungen sind Hinweise nicht angebracht. Wer nicht durch eine Anzeige bekundet, daß er auf das Interesse der Leser Wert legt, kann nicht erwarten, daß die Zeitung auf ihre Kosten seine Interessen fördert. Wiederholte Hinweise auf dieselbe Veranstaltung und Ankündigungen, die über den reinen Nachrichtenwert hinausgehen, sind Geschäftsreklamen und sollten nur gegen tarifmäßigen Reklamepreis veröffentlicht werden. Eine Einschränkung der Vereinsberichte ist bei dem jetzigen Platzmangel doppelt geboten. Trotz der im Zusammenhang mit der Papierknappheit und den Papierpreisen eingetretenen Einschränkung des Zeitungsumfanges werden die Verleger bemüht sein, den redaktionellen Teil ihrer Blätter ebenso reichhaltig und mannigfaltig zu gestalten wie bisher. In dieser Beziehung fällt den Mitarbeitern der Zeitungen eine wichtige Aufgabe zu, insofern sie durch eine knappere Fassung ihrer Artikel und Mitteilungen ganz erheblich dazu beitragen können, dies Ziel sicherzustellen.

Der erste Tragbücherschrank im Felde.

Bisher war es noch nicht gelungen, die schnelle und handliche Beförderung von Büchern bis in die vordersten Schützengräben und wieder zurück in praktischer, zeitsparender, die Bücher schonender Art vorzunehmen. Jetzt hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großvorstel, auf deren Kriegsbuchstätigkeit wir wiederholt aufmerksam machten, die Frage gelöst. Sie hat einen „Tragbücherschrank“ bauen lassen - der 20 Bücher enthält und ohne weitere Verpackung, mit einem Vorlegeschloß versehen, durch die Post befördert wird. Stellt man ihn aufrecht, so fällt der Deckel zurück und zeigt ihnen das gedruckte Verzeichnis der „Feldbücherei“, die in dem Schrank enthalten ist. Auch kann der Deckel als Schreibpult dienen. Ferner sind jedem Schrank 2 Dosen mit der nötigen Anzahl von Schrauben beigegeben, so daß er an irgend einer Wand aufgehängt werden kann. Der Tragbücherschrank ist aus dauerhaftem Holz gearbeitet, so daß die Bücher in tadellosem Zustande bleiben. Mit einem Griff kann er geschlossen werden; man trägt ihn an einem starken Bügel. Der erste „Tragbücherschrank“ ist nach Madrid abgegangen. Soweit es der Stiftung möglich ist, soll der „Tragbücherschrank“ mit der darin enthaltenen Feldbücherei, die zum größten Teil humoristischen Inhalts ist, an eine größere Anzahl von Truppenteilen verteilt werden. Bemerkungen sind an die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großvorstel, Abteilung Kriegsbuchstätigkeit, zu richten.

„Viribus unitis.“

Ein populäres Werk über den Weltkrieg.

Unter dem Protektorat Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Josef von Oesterreich-Ungarn ist vor kurzem die dritte Lieferung des patriotischen Werkes „Viribus unitis“, Oesterreich-Ungarn und der Weltkrieg, erschienen.

Das Werk wird vom Kriegshilfsbureau des k. k. Ministeriums des Innern herausgegeben, der Reinertrag ist der offiziellen Kriegsfürsorge gewidmet, die versucht, die Leiden, welche der an fast allen Grenzen der Monarchie tobende Weltkrieg verursacht, nach Möglichkeit zu mildern.

Das Werk, mit interessanten noch nicht veröffentlichten photographischen Aufnahmen, Skizzen usw. von den Kriegsschauplätzen geschmückt, zerfällt in drei Abteilungen. In der ersten schildert ein hervorragender politischer Schriftsteller die Voraussetzungen des Weltkonfliktes, daran reihen sich zahlreiche Männer von Ruf, die über das Wesen des modernen Krieges zu Land und See, über die kulturellen Wirkungen des Krieges, über wirtschaftliche Probleme und über humanitäre Einrichtungen sprechen. Der zweite Abschnitt enthält die Geschichte der Kriegsoperationen, soweit sie im gegenwärtigen Augenblicke geschrieben zu werden vermag. In der dritten Abteilung wird das Kriegshilfsbureau versuchen, das im Rahmen der offiziellen Kriegsfürsorge durch die Zentralstelle derselben und in den einzelnen Kronländern geleistete systematisch zu bearbeiten. Dieses populäre Werk über den Weltkrieg ist eines der ersten, das in unserem Vaterlande erscheint, und wir begrüßen es um so mehr, als es in jeder Hinsicht als besonders gelungen bezeichnet werden kann. Vornehme Diktion, geschickt zusammengestellter Inhalt, konzise, nicht nur in chronologischer, sondern auch nach Kriegsschauplätzen getrennte Schilderung der Kriegereignisse, die eine leichte Orientierung ermöglicht, und in ihrem Zusammenhange die Waffentaten der gegen eine Welt von Feinden kämpfenden Armeen in ihrer wahren Größe erkennen läßt, zeichnen es aus.

Jeder, der dieses Werk erwirbt, wird sonach nicht nur ein Schärfelein für die Zwecke der Kriegsfürsorge beitragen, sondern auch ein instruirendes Buch sein eigen nennen können, das in vielerlei Beziehungen geistige Anregungen zu bieten vermag.

General der Infanterie Freiherr v. Woinowich.

11. VIII. 1916

17

Eine wichtige vaterländische Aufgabe / Dr. Rudolf Lehmann

Die Herausgabe von Volksschriften über die Zeitfragen des öffentlichen Lebens, namentlich in bezug auf den Weltkrieg.

Zahllos sind die Schriften, die zurzeit über die insofern gegenwärtigen Weltkrieges auftretenden schwierigen politischen, völkerrrechtlichen, volkswirtschaftlichen und sonstigen Fragen erschienen sind.

Zwei Erfordernisse erfüllen sie m. E. regelmäßig nicht: 1) Die große Menge unseres Volkes in gemeiner Arbeit und in der Weise über diese Fragen genügend aufzuklären.

2) Die lügnerrischen Angriffe unserer Gegner durch die Verbreitung der Lüge in solchem Maße, daß wir nicht im neutralen und feindlichen Auslande sowie in den Gefangenenerlagern abzuwehren.

Aber nicht allein aus Anlaß des Krieges tun uns Volksschriften über die Zeitfragen des öffentlichen Lebens not. Eine der wichtigsten Lehren des Weltkrieges ist ja die, daß der Staat als solcher in allen Lebensfragen des deutschen Volkes führend und ordnend eintreten muß.

Schon früher ist durch Einklebung der Bürgerkunde in den Lehrplan der Schulen das Recht und die Pflicht des Staates anerkannt worden, die künftigen Staatsbürger über die Grundlagen des politischen und wirtschaftlichen Lebens zu belehren. Von allen Seiten wird jetzt eine Ausdehnung dieses Unterrichts gefordert.

Für die Volksschulen und Fortbildungsschulen wird sie nur in möglichem Umfange möglich sein. Bei ihnen endet leider der Unterricht zu einer Zeit, in welcher die Schüler das nötige Interesse und das volle Verständnis für diese Dinge noch nicht recht haben.

So ist es eine wichtige Aufgabe der Allgemeinheit — in erster Linie des Staates und, wenn er verlagte, seiner vaterländisch gesinnten Bürger, — die große Menge unseres Volkes, welche nur Volksschulbildung besitzt, weiterhin dauernd durch Volksschriften über alle wichtigen Zeitfragen des öffentlichen Lebens zu belehren. Das gilt allgemein, aber ganz besonders in bezug auf den Weltkrieg.

Hier sind die Ursachen des Krieges zu schildern und dabei ist klarzustellen, aus welchen Gründen die einzelnen Völker in den Kampf gezogen sind; ferner sind die bedeutendsten, den Krieg betreffenden politischen, völkerrrechtlichen und volkswirtschaftlichen Vorgänge und Fragen zu besprechen, Verleumdungen der Feinde abzuwehren, die Gesagten der von uns belegten oder sonst vom Kriege betroffenen Staaten ist kurz zu erzählen, deren Land und Leute zu schildern und ihre militärische und wirtschaftliche Bedeutung klarzustellen. Dazu sind auch geeignete Schriften des Aus-

landes in Uebersetzungen (mit Einleitung und Anmerkungen) heranzuziehen. So z. B. der Brief von Carlisle an die „Times“, ferner: Delaunay, welcher 1911 in seiner Schrift: „Der kommende Krieg“ seine französischen Landsleute davor warnet, England gegen das friedfertige Deutschland zu unterstützen, und die bekannten „Belgischen Dokumente“, die aber nur in Auszügen.

Es ist nun eine Schattenseite unseres deutschen Bildungswesens, daß die Höhergebildeten, wenn sie schreiben und sprechen, sich regelmäßig nur an die Gleichgebildeten wenden und schließlich selbst da, wo sie es wollen, nicht mehr imstande sind, für die sonstigen Volksschichten verständlich zu sein. Dazu kommt, daß die zahlreichen Kriegsschriften unserer Professoren und Politiker regelmäßig zu lang und zu teuer sind.

Bemerkenswerte Versuche, in einer Schriftenreihe die wichtigsten Zeitfragen für die weiten Volksschichten zu behandeln, liegen z. B. in den Kriegsschriften des „Kaiser-Wilhelm-Danks“, in den „Schützengraben-Büchern“ für das deutsche Volk, und im „Wegweiser für das werktätige Volk“ vor.

Ich habe aufs Geratewohl daraus einige Hefte entnommen und aufgeschlagen. Da stoße ich auf folgende Stelle im Aufsatz von Roethe: „Vom Lode fürs Vaterland“: „Die heroische Pathos dieser Verse kommt uns heute wohl genau derselbe vaterländische Hebelgeist, der Lessings „Philotas“, Kleists „Cassides“, Hamlers Oden durchweht, der auch in Klopstocks und der Seinen bardischer Begeisterung hinreißend merbende Worte findet; und dieser Hebelgeist ist anerkannt, es lodert in ihm eine tiefe lebendige Leidenschaft, die den Marmor erweicht. Und jetzt baut sich eine Straße vom Römerherosismus zum deutschen Volksempfinden.“

In Heft 2 des „Wegweisers“ für 1915 mit dem Titel „Eintehr“ ist zu lesen: „Es ist ja ein eigen Ding um des Deutschen Vaterland. Ein solches Gebilde in einiger Volkstümlichkeit zu gestalten, dazu war weder der deutsche Charakter noch die historische Entwicklung förderlich. Spröder Individualismus, trostiger Sondergeist stemmen die feste Zusammenfassung zu staatlicher Einheit entgegen, und die Mächte, durch die schon vor mehr als tausend Jahren eine gewisse Verbindung der einzelnen deutschen Stämme bewirkt wurde, waren weniger nationaler als internationaler und über-nationaler Natur: die römisch-keiserialische Kirche und das römisch-deutsche Kaiserthum. Die deutschen Kaiser gingen in ihren Zielen

weit über den Rahmen deutscher Interessen hinaus, sie trieben mehr expansiv als intensive Politik“ usw.

Auf dem Umschlag des „Wegweiser“ für das werktätige Volk“ ist ein Schrieb am Umboß und eine pfiffige Frau dargestellt. Werden Leute dieser Bildungsstufe die vorstehend angeführten Schriften verstehen? Sicher nicht.

Es ist ein Jammer. Der Deutsche mit höherer Bildung kann nicht gemeinverständlich für seine Volksgenossen mit Volksschulbildung schreiben. Zumeist will er es gar nicht. Im übrigen kann er es nicht mehr, wenn er es sich auch vornimmt. So sind auch die meisten, der als Volksschriften gedachten Aufsätze der genannten und anderer Unternehmungen, so vortrefflich sie im übrigen sein mögen, z. T. wegen der noch immer vorkommenden Fremdwörter und gefehrlen Ausdrücke, besonders aber insofern der abstrakten Darstellungsweise und des überreichen wissenschaftlichen Inhalts — so besonders bei den geschichtlichen Darstellungen — für die weiten Volksschichten nicht geeignet.

Wir müssen auch hier gründlich umlernen, und zwar bald. Wir sind es untern Gedrauten schuldig. Gerade sie, die am meisten einen Anspruch darauf haben, wissen über die wichtigsten Fragen der Jetztzeit wenig oder gar nicht Bescheid. Die Millionen deutscher Männer, die in die feindlichen Länder hinausgezogen sind, um für ihr Vaterland zu kämpfen, waren doch nur zum kleinsten Teile in der Lage, regelmäßig eine Zeitung zu erlangen und zu lesen. Sie erklären ausdrücklich, daß sie über die Vorgänge ihres täglichen kleinen Gesichtskreises hinaus nichts recht wissen und nur über den äußeren Gang des Krieges in großen Umrissen unterrichtet sind.

Schon jetzt haben sie z. T. in den Schützengräben und Ruhestellungen, z. T. auf Heimurlaub oder bei langer Wehnsahrt, z. T. in den Lazaretten Zeit genug, das Schmerzliche Entbehrte nachzuholen. Nach dem Krieg werden fast alle den Wunsch haben, zu erfahren, welche wichtigen Vorgänge sich neben den militärischen Ereignissen abgepielt haben. Sie möchten auch von den Ländern und den Leuten näheres hören, die sie auf ihren Kriegszügen berührt haben. Die Zeitungen können sie darüber nicht mehr nachlesen. Die früheren Zeitungen sind ja nicht mehr zu haben, und wer kann sich durch deren Mengen hindurcharbeiten?

— So ist es eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, seinen Soldaten bald die Gelegenheit zu geben, das Verfaßte nachzuholen.

Ein wüßiger wackerländischer Christ

Dabei werden die Schriften einen weiteren guten Zweck erfüllen:

An der vortrefflichen Gesinnung unseres Volkes in seiner Gesamtheit ist nicht zu zweifeln. Aber es laufen schon jetzt viele falsche Urteile um. Es ist geradezu unglaublich, welch unsinniges Zeug in weiten Kreisen erzählt und z. T. geglaubt wird.

Nach dem Kriege wird es manche Enttäuschungen geben, und die Parteipolitik mit ihrer Neigung zu einseitigen Urteilen wird wieder einsetzen. Darum sind die wichtigsten Fragen und Geschehnisse, die im Weltkriege von Bedeutung geworden sind, an der Hand des besten Materials sachlich darzustellen und zu erörtern, so daß jedermann sich selbst ein Urteil bilden kann. Damit wird den Entstellungen und Angriffen auch seitens unpatriotischer Deutscher vorgebeugt werden. Das ist auch ein großer Gewinn.

Kurze volkstümliche Schriften über die wichtigsten Zeitfragen sind aber nicht allein für uns Deutsche erwünscht. Für die Verbreitung im Auslande und in den Gefangenenlagern sind sie ebenso nötig.

Es ist bei uns leider immer noch zu wenig bekannt, welche Unmengen von lügnerischen Schriften zur Aufhebung gegen die Deutschen infolge des Weltkrieges im feindlichen wie im neutralen Auslande mit einem erstaunlichen Aufwande von Kräften und Geld verbreitet werden. Nicht nur Holland, die Schweiz, Griechenland und andere europäische Staaten, sondern auch Nord- und Südamerika sind damit überschwemmt worden. Inwieweit abwehrende Schritte von Deutschland dagegen unternommen sind, ist mir im einzelnen nicht bekannt. Es verlautet nicht viel davon. Soweit ich es aber übersehen kann, fehlt es auch hier an Volksschriften. Es gilt aber, die weitesten Volkskreise auch im Auslande aufzuklären, und dazu können die Uebersetzungen der deutschen Volkstriebschriften, nötigenfalls mit einigen Abänderungen, namentlich im Titel, gleichzeitig dienen. Diese Schriften können dann auch in den Gefangenenlagern Verbreitung finden.

Soweit bildliche Darstellungen möglich sind, möchten sie beigegeben werden. Auch gute, klare Landkarten dürfen nicht fehlen. Bilder und Karten unterstützen wesentlich das Verständnis.

Besonders wichtig ist natürlich die Art der Darstellung. Es ist nötig, daß die Arbeiten in die Hände berufener Fachmänner gelegt werden. Die Schreibweise muß aber überall kurz, schlicht, klar und volkstümlich sein. Die Gliederung in Abschnitte mit kurzen Sonderüberschriften ist dringend nötig.

Die Ausführung des ganzen Werkes ist wohl so zu denken, daß nach außen ein buchhändlerisches Unternehmen vorliegt, für dessen Kosten opferwillige Volksfreunde die Mittel zur Verfügung stellen, und daß ein Ausschuß geeigneter Personen den Plan ausarbeitet und das Unternehmen leitet. Nachdem die Schulen schon jetzt darauf hingewiesen sind, den Weltkrieg im Unterricht möglichst mit zu berücksichtigen, werden die Hefte für sie sehr willkommen sein.

In erster Linie sind aber unsere Soldaten zu bedenken. Die Hefte müßten für die Kasernen, Lazarette und Unterstände (durch das Rote Kreuz usw.) unentgeltlich abgegeben werden und besonders wichtige an die Feldgrauen auch nach dem Kriege als Andenken unentgeltlich verteilt werden.

Zur Leitung des ganzen Unternehmens wäre bald ein Ausschuß von geeigneten Personen zu bilden. Bei guter Durchführung des Werkes würde damit dem Vaterlande ein großer Dienst geleistet.

Im Interesse unserer Volksbildung wäre das Unternehmen auch nach dem Kriege dauernd fortzusetzen, damit alle Kreise unseres Volkes in Fortführung der staatsbürgerlichen Erziehung jederzeit in der Lage sind, sich über alle wichtigen Zeitfragen sachlich zu unterrichten.

Ich verkenne nicht, daß das Werk, wenn es großzügig angelegt und durchgeführt wird, viel Arbeit und manche Kosten verursachen wird.

Aber es lohnt der Mühe.

Wir sind sie unserem Volke und besonders unsern braven Feldgrauen, die für uns dulden, kämpfen und sterben, schuldig. Mit ihren Taten gemessen, sind diese unsere Opfer gering. Es darf aber nicht das Unternehmen einer einzelnen politischen, kirchlichen oder wirtschaftlichen Partei oder Interessentengruppe sein. Alle vaterländisch gesinnten Kreise sind zur Mitarbeit berufen.

Jede Unterstützung mit Rat und Tat ist willkommen.
Wer tut mit?

Ein „Literarisches Büro“.

Wissen das die deutschen Schriftsteller?

Von einem Herrn Otto Fürst in Neukölln wurden wir am 24. Juli aufgefordert, ihm ein Nachdruckshonorar einzusenden. Und zwar hätten wir am 5. Jänner 1915 eine Arbeit des Kriegsberichterstatters Professor Dr. Wegener nachgedruckt, wofür der Herr Fürst die baldgefällige Uebersendung eines Nachdruckshonorars von zehn Mark beehrte, und weiter am 4. März 1915 eine „Arbeit“ seines „Mandanten“ Freiherrn v. Reden nachgedruckt, wofür sich der besagte Fürst „3 Mark erbittet“. Wir haben nun dem Herrn mitgeteilt, daß sich in der Arbeiter-Zeitung von jenem Tage überhaupt kein Nachdruck irgend einer Arbeit des Herrn Professors Wegener (des Kriegsberichterstatters der „Aölnischen Zeitung“) vorfindet, vielmehr jene Notiz (Eine Unterhaltung zwischen Schützengräben) der Feldpostbrief eines Fahnjunktors ist, der im „Grünwald Echo“ erschienen war. Die „Notiz“ des Herrn Freiherrn v. Reden ist dessen Mitteilung von der Auffindung einer Scheintoten, die im „Neuen Wiener Tagblatt“ erschien und von uns nur wiederholt wurde, um daran weitere Erlebnisse in dieser Hinsicht zu knüpfen. Wozu wir den freundschaftlichen Rat beifügten, der Herr Otto Fürst möge uns mit seinen unberechtigten „Forderungen“ gefälligst in Ruhe lassen. Ohne daß der Herr auf diese Aufklärung zurückgekommen wäre, erhalten wir nun heute von ihm folgende Zuschrift, die wir genau wiedergeben:

Otto Fürst, Berlin-Neukölln.
Literarisches Bureau.

Telegramm-Adresse: Berlin-Neukölln.
Fürstverlag, Neukölln. 10. August 1916.

Billige Bezugsquelle
für Feuilletonmaterial aller Art.
Auswahlsendungen bereitwilligst.
Spez. Populär-jurist. Aufsätze
von Dr. Hans Riese.
Romane beliebiger Autoren.
Generalvertretung
erster Kriegsberichterstatter auf
allen Kriegsschauplätzen.

An die Redaktion und den Verlag der Arbeiter-Zeitung, Wien.

In Ihrem werten Blatte fanden sich in den letzten Jahren zahlreiche nicht autorisierte Nachdrucke von Arbeiten unserer Auftraggeber. Wenn auch in der Regel die Quelle angegeben ist, so sind derartige ohne Wissen und Willen des Urhebers erfolgte Nachdrucke nach §§ 18, Absatz 2, 11, 15 und 36 ff des Urheberrechtsgesetzes, das nach dem zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn getroffenen Abkommen zum Schutze von Werken der Literatur zc. vom 20. Dezember 1899 (Artikel III) auch für Oesterreich-Ungarn gilt, doch unzulässig und sogar strafbar, mindestens aber honorarpflichtig. Wir sind von den Verfassern beauftragt, die ihnen dafür gesetzlich zustehenden Nachdruckshonorare einzuziehen, nötigenfalls gerichtlich vorzugehen.

Um die Sache in Güte zu erledigen und Ihnen unnötige Kosten und gerichtliche Scherereien zu ersparen, schlagen wir Ihnen eine einmalige Pauschalhonorarsumme von 1000 Kronen, durch deren Zahlung alle Ansprüche unserer Mandanten an Sie wegen der in der Zeit vom 1. Jänner 1914 bis 1. Juni 1916 in Ihrem Blatte erfolgten Nachdrucke ihrer Artikel erledigt sein sollen, vor.

Sollten Sie auf unseren Vorschlag nicht eingehen, so wären wir durch die uns erteilten Aufträge zu unserem Besten verpflichtet, eventuell z w a n g s w e i s e vorzugehen, wodurch Ihnen nicht nur unnötige Kosten und Scherereien entstehen würden, sondern die obige Summe sich beträchtlich erhöhen würde, da dann jeder einzelne Nachdruck besonders in Rechnung gestellt werden müßte. Hochachtungsvoll
O. Fürst, Literarisches Büro.

Zuschrift der uns erteilten Vollmacht.

Das Literarische Büro von O. Fürst in Berlin-Neukölln Emserstraße Nr. 5, beauftrage ich, die Nachdruckskontrolle über meine literarischen Arbeiten zu führen und für unberechtigte Nachdrucke das nach seinem Ermessen übliche Nachdruckshonorar einzuziehen, nötigenfalls den Strafantrag wegen unbefugten Nachdrucks zu stellen.

Etwasige Korrespondenzen sind mit dem Büro direkt zu führen.

Gezeichnet: A. S. G. Professor Dr. Wegener, Dr. Steiner, Freiherr v. Reden, Rosner, Kalkschmidt, Scheuermann, Ratsch, Hauptmann a. D. Biesch, Major Tanner, Herczeg, Düwell, Mackrigger, Dr. Füzessery, Dr. Straker, Behrmann, Szatmari, Dambölsch, Leonhard, Dr. Babinger, Dr. Chevalier, Dr. Rossig, Urban, Urai und viele andere.

Wir brauchen nicht zu versichern, daß die Behauptung in dieser eigenartigen Zuschrift, die in jeder Hinsicht für die gegenwärtige Zeitungsliteratur charakteristisch ist, wir hätten von den „Mandanten“ des Herrn Otto Fürst, auf welche Qualität die Journalistik nun reduziert ist, nachgedruckt, eine dreiste Lüge ist, die allermeisten der Herren sind uns ganz unbekannt. Es scheint uns aber auch nicht gerade wahrscheinlich, daß all die angeführten Kriegsberichterstatter dem Herrn Otto Fürst derlei Vollmacht ausgestellt haben sollen. Die „Pauschalhonorarsumme“, die doch klarlicherweise gar nicht aufgeteilt werden könnte, schaut aber schlechthin nach Schwindel aus. Zur Orientierung der Schriftsteller und der Zeitungen halten wir uns verpflichtet, dieses zudringliche Schreiben der Öffentlichkeit vorzulegen.

Slovenische Kriegs- und Soldatenlieder.

Ein deutsches Uebersetzungswerk aus der Kriegszeit.

Der Krieg ist die Vorbereitung auf den Frieden; wir führen ihn ja nur des Friedens, eines besseren Friedens wegen. Jetzt ist es Zeit für Oesterreichs Nationen, den Friedenshaushalt zu bestellen. Das eine ist sicher, daß keine unter ihnen stark genug ist, die andern zu unterwerfen, daß aber eine gegenseitige Schwächung nur einer Schwächung des Gesamtstaates gleichkommt, der damit eine leichte Beute der Feinde wird. Nur im Rahmen eines mächtigen Gesamtstaates kann jede Nation gedeihen, nur wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß jede echt nationale Politik großzügig, weitherzig und nicht kleinlich, egoistisch ist — der sacro egoismo hat gründlich Bankrott gemacht —, daß es in Oesterreich-Ungarn neben und über der besonderen Nationalität jedes Volkes eine allgemeine österreichische Kulturgemeinschaft gibt. Diese Gemeinsamkeit erheischt systematische Förderung und alles Schaffen in dieser Richtung ist aufrichtig zu begrüßen.

Vor uns liegt eine Sammlung „Slovenischer Kriegs- und Soldatenlieder“, aus Kunst- und Volksdichtung ins Deutsche übertragen von Dr. Rudolf v. Andrejka, erschienen im Verlage der „Katholischen Buchhandlung“ in Laibach 1916. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß er „mit der Sammlung dieser lange vor dem gegenwärtigen Kriege entstandenen Kriegs- und Soldatenlieder zeigen wollte, wie sich im slovenischen Volke die ererbte Treue zur Dynastie und die Liebe zum Vaterlande in organischer Harmonie im

Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben und jene festen Grundlagen nationaler Kultur bilden, die im gegenwärtigen Weltbrande ihre Feuerprobe bestanden haben“. Welch schöner Gedanke! Noch schöner aber dünkt uns die Idee, die der Verfasser vielleicht unbewußt mit seinem Werke verwirklicht hat. Er bringt die Uebersetzung in deutscher Sprache dar und appelliert damit an das gemeinsame Verstehen, an die gemeinsame Kultur. Die deutsche Mission in Oesterreich war zu allen Zeiten wichtig, aber gewaltiger als je wächst sie jetzt empor, da es ihr anvertraut ist, die großen Gemeinsamkeitsideen, die durch den Krieg breit unterstrichen worden sind, die Form zu geben. Das erfordert im besonderen, daß die Deutschen Oesterreich-Ungarns sich noch viel tiefer als bisher in das Fühlen und Denken der anderen Nationen hineinleben, unbeschadet der treuen Pflege des eigenen Volkstumes. Da fällt denn der Kunst und vor allem der Dichtkunst eine wichtige Rolle zu. Die nationale Poesie eines Volkes ist der Abglanz seines Wesens, und wer sie kennt, der lernt auch das Volk verstehen und schätzen, auch wenn er niemals unter ihm gewohnt. Ein reger Austausch der geistigen Güter ist daher dringend geboten und willkommen ist der Oesterreicher, der es unternimmt, die Stimmen der österreichischen Völker in ihren Poesien sprachlich aufzuschließen. Auf den Bahnen und in der Welt der Poesie können wir am ehesten über die Zerklüftung hinweg nach jener Einheit streben, ohne die Oesterreichs Völker den großen Aufgaben der Zukunft nicht gewachsen sein werden.

Das vorliegende Buch ist auch vom künstlerischen Standpunkt aus zu begrüßen. Es ist eine Blütenlese slovenischer Kunst- und Volksdichtungen, die einen Ueberblick über fast eineinhalb Jahrhunderte gestattet. Prachtvolle Zeichnungen unterstützen im Bilde den Eindruck der Dichtung. Das älteste Gedicht stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, es ist das Volkslied vom „Herzog“ Laudon, der dem Kaiser im Jahre 1789 die Festung Beligrad wiedergewann, die nach der Erstürmung durch Prinz Eugen wieder verloren gegangen war. Das jüngste der aufgenommenen Gedichte ist vor ungefähr zehn Jahren entstanden. Zur selben Zeit, da Castelli seine „Wehrmannslieder“ und Collin seine „Landwehrlieder“ dichtete, in der Zeit der großen Volkserhebung gegen Napoleon, die den glorreichen Sieg von Aspern zur Folge hatte, war auch im Süden des Reiches eine mächtige Begeisterung entflammt, die ihren Niederschlag in einer ähnlichen Befreiungshymne fand, als deren Vertreter in der Sammlung das im Jahre 1809 von Valentin Vodnik, dem ersten slovenischen Dichter, nach Collinschem Vorbilde verfaßte Gedicht „Wehrmannslust“ erscheint, das in einer Strophe ähnlich wie später das berühmte Lied Grillparzers an den Feldmarschall Radetzky die feste Eintracht und Brüderlichkeit aller zur Verteidigung der Front gegen Italien, der Soča (d. i. italienisch Sonzo) herbeigeekelten österreichischen Volksstämme preist:

Polen und Ungarn ihr,
Böhmen, willkommen hier!
Brüder vom Donaustrand,
Treu hält das Band!

Auch das Volkslied „Was liegt uns denn dran“ aus dem Jahre 1806 gehört dieser großen Zeit an. Aus dem Jahre 1832 stammt das markige „Soldatenlied“ von Dr. Franz Preseren, dem größten Dichter der Slovenen und besten Lyriker des slavischen Südens, unter dessen Einfluß der kühnste Freiheitskämpfer Oesterreichs und Begründer der politischen Lyrik, Ana st a s i u s G r ü n, Dichter geworden ist. Inhaltlich verwandt ist diesem Liede das von feierlichem, geradezu Schillerschem Pathos getragene „Kriegerlied“ von Jovan Vesel-Roseljki. Kühner Heldenmut, aus überschäumender Lebenskraft und Latenlust, glühender Liebe zum angestammten Herrscherhaus, zum weiten Vaterlande wie zur engeren heimischen Scholle und zu Weib und Kind geboren gibt diesen Liedern vornehmlich ihr Gepräge. Unter der Einwirkung der Kriegereignisse des Jahres 1878 hat Simon Gregorčič, der volkstümlichste Dichter der Slovenen, eine herrliche Ode „An die Soča“ gedichtet, die, was Pracht und Anschaulichkeit der Schilderung anlangt, geradezu an

Wortwiese bringt uns Wohlfühlbarkeit

Grillparzerische Höhe hinanreicht — mir schwebt hier die berühmte Szene des dritten Aufzuges in „König Ottokars Glück und Ende“ vor, wo der Dichter durch den Mund Ottokars von Horned sein Vaterland Oesterreich und den Oesterreicher so unübertrefflich zu schildern weiß, nur daß dem epischen Stile Grillparzers hier der Ihrische Stil der Ode gegenübersteht:

Schön bist du, munt'res Alpenkind,
Mit Reiz hat dich Natur umwoben
Und deine klaren Tiefen sind
Noch rein von finst'rer Stürme Loben,
Du herrlich Alpenkind!
Jungfräulich über Stock und Stein
Eilst du mit raschen Mädchenschritten
Und bist wie Alpenluft so rein,
Wie Jauchzen klingt die Stimme dein
Von fernen Alpenhütten,
Du herrlich Alpenkind!

Gern blick' ich in die munt'ren Wellen,
Wenn grünblau sie vorüberchnellen:
Des Alpengrases dunkles Grün,
Der blauen Höhen klares Glühn
Sind hold in dir versunken.
An heit'rer Höhen Himmelsblau,
An grüner Bergeshänge Tau
Hast Schönheit du getrunken,
Du herrlich Alpenkind!

Diese wunderbare, von echter Poesie durchwehte Naturschilderung klingt aus in eine düstre Prophezeiung, worin der dichterische Seher den Ueberfall der treulosen Italiener und den gegenwärtigen mörderischen Kampf an der Soča (Isonzo) schon vor 36 Jahren vorausgesagt hat. — Auch der Jahrhunderte alte Kampf um das „mare nostrum“ hat dichterischen Ausdruck gefunden: die „Ballade von den Chioggioten“, den Bewohnern der Insel Chioggia bei Venedig, schildert die erbitterten Kämpfe zwischen diesen Fremden und der heimischen Bevölkerung des geschädigten österreichischen Küstengebietes.

Von den übrigen Gedichten und Volksliedern, die vorwiegend Ihrischen Inhaltes sind, seien noch einige hervorgehoben. Der Verfasser hat sie nach folgenden Gesichtspunkten angeordnet: Nachricht vom Kriegsausbruch, Abmarsch und Abschied, Gebet der Dahingeliebenen, Schlachtenbilder, Schicksalsschläge des Krieges, Auszeichnung, Rückkehr und Wiedersehen. Da ist vor allem das Lied „Vor dem Abmarsch“ von Simon Jenko zu nennen, welche, schwermütige Verse, bei deren Lektüre mir unwillkürlich die Melodie des russischen Volksliedes vom roten Sarafan in den Sinn kommt:

Trauer will mein Herz bezwingen,
Lassen muß ich Heim und Glück,
Muß in weite Fernen dringen,
Nimmermehr komm' ich zurück.

Teure Eltern, wenn ich heute
Scheide, denkt in Liebe mein,
Ach, mein Herz wird in der Weite
Stets mit euch vereinigt sein.

Sterne, die ihr mir im Dunkeln
Gabt zur Liebsten das Geleit,
Euer trautes, stilles Funkeln
Leuchte mir im heißen Streit.

Heimat, teure Heimatserde,
Sei begrüßt zum letztenmal!
Weiß Gott, wo ich ruhen werde
In dem weiten, weiten All.

Welch schöne Sprache, welche Musik in den Versen! Welche Einheit in der Stimmung, wie echt slavisch der ganze Charakter! — Von demselben Dichter stammt das Lied „Boran!“, das in der Vertonung von Davorin Jenko zur slovenischen Nationalhymne geworden ist. (Es ist schade, daß der Verfasser die Melodie nicht aufgenommen hat!) — Das Gedicht „Des Mädchens Gebet“ von Simon Gregorčič gemahnt in seiner edlen Einfachheit und rührenden Kindlichkeit an das Gebet Gretchen in Goethes Faust: „Ach weige, du Schmerzreiche, ...“ — Das feurige Lied „Im Schlachtenbrand fürs Vaterland“ von demselben Dichter, das wehmütige „Der Rossmarin“ von Rudolf Maister und das echt volkstümliche Volkslied „Das Regiment“ mit seiner frischen Natürlichkeit und unmittelbaren Sangbarkeit seien noch besonders hervorgehoben. Die Sammlung zeigt die großen, edlen, liebenswürdigen Seiten des slovenischen Volkes.

Es ist bemerkenswert, daß der Verfasser in einer literarischen Anmerkung die Quelle angibt, in der die Sangesweisen der mitgeteilten Volkslieder zu finden sind. (Es ist die Sammlung von Marolt „Slovenske vojaske narodne pesmi“, Laibach 1916.) Beim Volkslied sind Wort und Weise untrennbar, Volkslieder sind zum Singen und nicht zum Lesen da und wer uns die Melodie von heute noch gesungenen Volksliedern vorenthielte, gäbe uns nicht das Ganze.

Die Beurteilung der Uebersetzungstechnik des Verfassers liegt außer dem Bereiche des Kritikers, dem die Originale nicht zur Verfügung stehen. Daß die Arbeit nicht leicht war, erkennt ein halbwegs geübter Blick sofort. Das sprachliche Gewand dieser Nachdichtungen, Versbau, Reim und strophische Formen sowie die Kunst, mit der der ursprüngliche Charakter jedes einzelnen Gedichtes auch in der Verdeutschung festgehalten erscheint,

läßt auf eine nicht gewöhnliche Begabung sowie auch eine peinliche, liebevolle Sorgfalt in der Ausführung schließen. Dazu wünschen wir dem Verfasser von ganzem Herzen Glück.

Prof. F. B. Joch.

Beschränkung des Blätterumfangs infolge Papiermangels.

Die Zeitungspapiercentrale ersucht uns um Veröffentlichung der folgenden Mittheilung:

Beschluß:

Die Zeitungspapiercentrale verfügt im Sinne der Verordnung Nr. 784/1916 M. E. des königlich ungarischen Ministeriums, daß von 12 Uhr Mittags des 15. August 1916 angefangen die Blätter nur mit dem in § 8 der Verordnung bestimmten folgenden Seitenumfang erscheinen können:

Blätter, deren Einzelnummer 12 Heller kostet, auf acht Seiten, Blätter zu 8 H. auf sechs Seiten, Blätter zu 6 H. auf vier Seiten, Blätter zu 4 H. oder weniger auf zwei Seiten.

Die Uebertragung des Umfanges von einem Tag auf den anderen oder zwischen den Morgen- und Abendblättern ist nicht gestattet. Diese Verfügung bleibt bis auf Widerruf in Kraft.

Die Verfügung wurde deshalb unvermeidlich, weil die Vorräthe von Rotationszeitungspapier nahezu völlig ausgegangen sind und der Ersatz vorläufig auf unüberwindbare Hindernisse stößt.

Die Uebertretung dieser Verfügung wird im Sinne des § 15 der Ministerialverordnung mit Arrest bis zu zwei Monaten und mit einer Geldbuße bis zu 2000 Kronen bestraft.

B u d a p e s t, 15. August 1916.

Zeitungspapiercentrale:

Béla Agai, Präsident.

Öffentlich ist diese Maßnahme nur eine vorübergehende und werden die kompetenten Faktoren Alles daransetzen, damit der Uebelstand ehestens behoben werde.

An unsere Leser.

Mit Rücksicht auf die unzulänglichen Vorräte an Zeitungsdrukpapier ist den Budapester Tagesblättern durch die Behörde eine wesentliche Einschränkung ihres Umfangs aufgetragen worden.

Im Sinne dieser behördlichen Verfügung und während ihrer Geltungsdauer muß der „Pester Lloyd“ sein Morgenblatt auf acht Seiten, sein Abendblatt auf vier Seiten beschränken.

Hoffentlich wird die Regierung, in richtiger Erkenntnis der wichtigen Interessen, die namentlich in Kriegzeiten sich an den ungestörten Betrieb der Presse knüpfen, ungesäumt ihre ganze Energie aufbieten, um der Papiernot zu steuern. Das ist sie der öffentlichen Meinung schuldig, deren Stimmung ein zwar unwägbarer, aber wesentlicher Faktor der erfolgreichen Kriegführung ist.

So dürfen wir uns denn der Erwartung hingeben, daß die Schwierigkeiten in naher Zeit behoben und die Zeitungen dieser unangenehmen Einschränkung bald ledig sein werden.

Bis dahin müssen wir an die Rücksicht unseres Publikums appellieren. Der „Pester Lloyd“ wird es als seine Gewissenspflicht betrachten, seinen Lesern, ungeachtet seines eingeschränkten Umfangs, ein möglichst lückenloses Bild der Tagesereignisse zu geben. In gedrängterer Form zwar als bisher, aber alles umfassend, was wesentlich und interessant ist, werden wir unser Publikum über die großen Begebenheiten dieser großen Zeit unterrichten. Wir werden trachten, daß die Zeitung bloß von ihrem ornamentalen Beiwerk einiges einbüßt, alle wesentlichen Züge der Physiognomie des Tages aber in ihrem knapper gefaßten Inhalt ebenso plastisch wie bisher zum Ausdruck kommen.

Wir wiederholen: hoffentlich wird es der Umsicht und der Tatkraft der zuständigen Regierungsorgane gelingen, sehr bald einen Zustand zu schaffen, der die ungarische Presse wieder in den Stand setzt, mit ganzer Kraft ihren hohen Beruf zu erfüllen.

Die Redaktion
des „Pester Lloyd“.

An unsere Inserenten.

Durch die behördliche Einschränkung des Umfangs der Tagesblätter sehen wir uns genötigt, für unser Morgenblatt die Aufnahme von Inseraten auf den „Offenen Sprechsaal“ zu beschränken. Den „Allgemeinen Inseratenteil“, sowie den „Theater- und Vergnügungsanzeiger“ und die Rubrik „Vermischte Anzeigen“ müssen wir für die Geltungsdauer der bezüglichen behördlichen Verfügung auflassen.

Unsere geehrten Inserenten stellen wir es anheim, ihre laufenden Annoncen für die Dauer der Zwangslage in entsprechend verkleinertem Format für den „Offenen Sprechsaal“ zu konvertieren.

Da uns auch in dieser Rubrik nur ein eng begrenzter Raum zur Verfügung steht, können wir auch für den „Offenen Sprechsaal“ nicht das pünktliche Erscheinen aller aufgegebenen Annoncen verbürgen, doch werden wir jedenfalls bestrebt sein, die Erscheinungsfrist der an den Tag gebundenen aktuellen Inserate tunlichst zu sichern.

Die Administration
des „Pester Lloyd“.

[Der Papiermangel der Zeitungen in Budapest.] Aus Budapest wird gemeldet: Die Zeitungspapierzentrale hat sämtliche Budapester Tagesblätter von folgendem Beschlusse verständigt: Die Zeitungspapierzentrale verfügt auf Grund der Regierungsverordnung, daß vom 15. August 1916, mittags 12 Uhr, an die Budapester Tagesblätter nur in folgendem Umfange erscheinen dürfen: Blätter, deren Einzelpreis 12 H. beträgt, mit acht Seiten, bei einem Einzelpreis von 8 H. mit sechs Seiten, bei einem Einzelpreis von 6 H. mit vier Seiten und bei einem Einzelpreis von 4 H. oder darunter mit zwei Seiten. Diese Verfügung war aus dem Grunde unausweichlich, weil der Vorrat an Rotationspapier fast gänzlich verbraucht ist und die Beschaffung neuer Vorräte vorläufig auf unüberwindliche Hindernisse stößt. Die Uebertretung dieser Verfügung wird mit Freiheitsstrafen bis zu zwei Monaten und Geldstrafen bis zu 2000 K. geahndet.

An das ungarische Leserpublikum.

Die ungarische Tagespresse wurde durch den ohne ihr Verschulden eingetretenen Papiermangel, infolge einer Verfügung der Zeitungspapierzentrale, in die peinliche Lage gebracht, bis jetzt den Umfang der Zeitungen in einem die Interessen der Oeffentlichkeit empfindlich schädigenden Maße einzuschränken.

Inzwischen hat die Zeitungspapierzentrale den ungarischen Regierungsbehörden, die infolge der ihnen durch die Ausnahmegeetze übertragenen außerordentlichen Vollmachten allein in der Lage sind, die ständige Befriedigung des Papierbedarfes der ungarischen Presse zu sichern, jene Wege und Möglichkeiten mitgeteilt, mit deren Hilfe einer Wiederholung des jetzt eingetretenen Papiermangels vorgebeugt werden kann und muß.

Die Regierungsbehörden haben, in richtigem Verständnis der sich an die gewissenhafte Bedienung der ungarischen Oeffentlichkeit knüpfenden wichtigen Interessen der Nation und der Kriegsführung, versprochen, den Papierbedarf der Zeitungen in Zukunft ohne Störung und dauernd zu sichern.

In der festen Erwartung, daß die Regierungsbehörden, entsprechend dem Ernst und der Wichtigkeit der Sache, ihr Versprechen erfüllen werden, erscheinen die Blätter mit dem heutigen Tage wieder in dem früheren Kriegsumfang.

Budapest, 22. August 1916.

Die Redaktion des „Pester Lloyd“.

Beschluß.

Die Zeitungspapierzentrale setzt ihren Beschluß vom 15. d. M. außer Kraft und ordnet an, daß die Blätter vom 23. August morgens angefangen abermals in jenem Umfange erscheinen können, in dem sie im Sinne der Verfügung 3 und 4 des § 8 der Verordnung Zahl 734/1916 E. M. unmittelbar vor dem hiemit außer Kraft gesetzten Beschluß erschienen sind.

Budapest, 22. August 1916.

Die Zeitungspapierzentrale:

Dr. Béla Agai, Präsident.

Sozialistische Kriegsschriften.

Als der Krieg ausbrach, wurde es zunächst auf dem Büchermarkt still. Das wöchentliche Verzeichnis der Neuigkeiten des deutschen Buchhandels, das der Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Leipzig herausgibt, wurde sehr schwächlich. Die aktuelle Lektüre bestand nur aus Zeitungen. Das änderte sich allmählich. Die ersten, die auf dem Plane erschienen, waren selbstverständlich die Imperialisten. Sie hatten es am leichtesten, die Zensurschwierigkeiten zu überwinden. Und dann brach eine ganze Flut von Kriegsbüchern und Schriften über das deutsche Volk herein. Ihre Zahl geht in die Tausende. Ueber diese ungeheure Kriegsliteratur wird eine spätere Zeit besser urteilen können als die unsere. Sehr vieles von dem, was in den Jahren des Krieges geschrieben und gedruckt wurde, wird dann nicht als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern als nationalistische, völkerverheerende Machete, wenn auch von Männern der Wissenschaft stammend, gewertet werden und als Beweis dafür gelten, wie sehr der Krieg die Geister zu verwirren vermochte und wie demoralisierend er auf weite Kreise eingewirkt hat.

Da der Krieg, wie nie einer zuvor, das ganze Volk in jedem Lande in seinen Bann gezogen hat, mußte er auch die Sozialdemokratie als eine Partei, die in den Massen des Volkes wurzelt, gewaltig beeinflussen. Die Partei war in jedem Lande vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt, die sie rasch vollziehen mußte, zu deren kritischer Erörterung es erst nachher kommen konnte. Man weiß, wie hoch die Bogen des Kampfes innerhalb der Partei jetzt gehen, vor allem in jenen Ländern, in denen der Partei in stärkerem Maße politischer Einfluß zu üben gegönnt ist, so in Deutschland. Ein Spiegelbild des leidenschaftlichen Kampfes darüber, welchen Weg die Partei gehen und wie sie ihr Verhältnis zum Kriege einrichten soll, gibt die deutsche Parteipresse. Wer die sozialistischen Zeitungen Deutschlands durchblättert, bekommt eine wenigstens annähernde Vorstellung von dem gewaltigen Ringen der Schiffer der deutschen Bruderpartei, er sieht alle Licht- und Schattenseiten der ausgedehnten Diskussion, die alles in der Partei in ihrem Bann hält und die Einheit der Bewegung zu sprengen droht. Wie rege das Parteileben in der deutschen Sozialdemokratie ist, bezeugt die Tatsache, daß während des Krieges nicht weniger als fünf neue Parteizeitschriften zu erscheinen begonnen haben.

Die sozialistische Broschürenliteratur, die vor dem Kriege einen beträchtlichen Umfang erreicht hatte, nahm allerdings in den ersten Kriegsmonaten nicht zu. Die Zahl der sozialistischen Kriegsschriften, die im ersten Halbjahre des Krieges erschienen sind, ist ganz gering. Zensurschwierigkeiten sind wohl die wichtigste Ursache dafür gewesen, daß auf dem Büchermarkt die sozialistische Literatur zunächst vollständig fehlte. Jede kritische Erörterung der Kriegursachen, bei der das Verhalten der eigenen Regierung nicht als einwandfrei befunden wurde, war unmöglich. Keine Prüfung des Parteistandpunktes, welche zu Ergebnissen führte, die mit dem „Burgfrieden“ nicht im Einklang zu bringen waren, erreichte die Leser, weshalb es die Rechte in der Partei selbstverständlich leichter hatte als die Linke, ihren Standpunkt zu vertreten. So waren auch die ersten sozialistischen Kriegsschriften in der deutschen Partei der Verteidigung der Fraktionsmehrheit gewidmet. Im Laufe der Monate wurden der Parteischriften, die sich mit dem Kriege beschäftigen, immer mehr. Ein kürzlich erschienenenes Verzeichnis *) der Wiener Volksbuchhandlung zählt schon mehr

als hundert solcher Parteischriften auf! Darunter sind allerdings, wenn wir von Sammelwerken absehen, nur fünf mit größerem Umfang. Von allen Schriften vertritt etwa ein Fünftel den Standpunkt der Linken, während vier Fünftel den der Rechten verfechten. Dabei tritt in diesen Schriften durchaus nicht alles zu Tage, was an Meinungen in der deutschen Sozialdemokratie vorhanden ist. Die äußerste Linke vermag gegenwärtig kaum ihre Ansichten über den Krieg in zensurierten Schriften zum Ausdruck zu bringen. Ihre Literatur erscheint in der Schweiz. Da sie vorläufig bei uns nicht erhältlich ist, fehlt sie in dem Verzeichnis der Volksbuchhandlung. Es ist nicht ein vollständiges Verzeichnis der sozialistischen Kriegsliteratur, zu der übrigens auch viele Flugblätter zu zählen sind, sondern eines der vorläufig allgemein zugänglichen Schriften.

Eine Schrift, die möglichst objektiv die Probleme darstellt, um die es sich handelt, und den Standpunkt der Hauptströmungen in der Partei darlegt, gibt es noch nicht. Der Streit ist eben noch allzu sehr im Gange. Eine wichtige Vorarbeit leistet das wertvolle Buch des Wiener Professors Grünberg: „Die Internationale und der Weltkrieg“, das auf 318 Seiten die Dokumente zusammenstellt, welche die Stellungnahme der sozialistischen Parteien aller Länder in den Tagen vor und nach Kriegsausbruch kennzeichnen. Es hat leider den Mangel, daß die französischen, englischen und italienischen Dokumente nur in der Ursprache, nicht auch in deutscher Uebersetzung aufgenommen sind.

Der Arbeiter, der nicht Zeit und Lust hat, alles zu lesen, was sozialistische Schriftsteller über den Krieg schreiben, bedarf einiger Hinweise, welche ihm die Auswahl der Schriften erleichtern. Nützlich wäre ein Verzeichnis, in welchem jedem Titel einer Schrift wenigstens ein paar Zeilen beigelegt sind, die den Inhalt kennzeichnen. Freilich können dabei wieder mancherlei Mißverständnisse erwachsen. Das Verzeichnis der Volksbuchhandlung verzichtet auf diese Methode. Es fügt dafür jeder Schrift ein r oder l an, um damit anzudeuten, daß in ihr der Standpunkt der Linken oder der Rechten zum Ausdruck kommt. Schriften, die als wichtig und besonders gut unterrichtend gelten, sind obendrein mit einem Sternchen versehen. So erhält der Arbeiterleser, der sich in der sozialistischen Kriegsliteratur umsehen will, zu erstmalig ein wenigstens einigermaßen übersichtliches Bild. Freilich sind die Bezeichnungen l und r nur als ziemlich allgemeiner Wegweiser aufzufassen. Denn es gibt, im ganzen gesehen, innerhalb der deutschen Sozialdemokratie und auch der anderen sozialistischen Parteien allerdings zwei Gruppen, aber innerhalb der Linken sowie der Rechten noch wesentliche Unterschiede. Die Genossen, die im deutschen Reichstag die Kriegskredite bewilligten, taten es nicht aus durchaus gleichen Erwägungen. Zwischen den Genossen Scheidemann und Lensch, Ebert und Kolb — um nur ein paar markante Namen zu nennen — ist, in so vielem sie auch übereinstimmen, ein starker Unterschied. Nicht minder aber innerhalb der Linken, welche die Kredite ablehnt, etwa zwischen Kautsky und Rosa Luxemburg, zwischen Paase und Liebknecht. In der allgemein zugänglichen Broschürenliteratur kommt vorläufig nur die Richtung Kautsky-Paase zum Ausdruck, von der äußersten Linken als Zentrum bezeichnet und oft nicht minder schroff als die Rechte bescholten. Die verschiedenen Strömungen der Rechten dagegen treten in ihren Schriften klar zu Tage.

Der größte Teil der sozialistischen Kriegsschriften beschäftigt sich mit der sozialistischen Politik im allgemeinen, mit der Politik des 4. August, wie man es kurz nennt. Wirtschaftliche Fragen treten hinter den politischen weit zurück. Nur ein sehr kleiner Teil der Schriften erörtert Friedensziele. Das ist begreiflich, da solchen Erörterungen von der Zensur noch immer die größten Schwierigkeiten bereitet werden, obwohl über ihre Dringlichkeit kein Zweifel bestehen kann.

Ueber die Verbreitung der sozialistischen Kriegsschriften sind genaue Zahlen nicht bekannt. Es wäre interessant, festzustellen, in welchem Verhältnis die Verbreitung sozialistischer Schriften während des Krieges zu der vor dem Kriege steht. Sicher ist, daß unsere Gegner gerade die Kriegszeit dazu benützt haben, eine ungeheure Werbearbeit für ihre Sache zu leisten. Schützengräben, Unterstände und Spitäler sind voll von ihren Schriften. Vor allem die Klerikalen vermögen infolge ihrer reichen Mittel viel zu leisten. Dagegen ist die sozialdemokratische Beeinflussung der Soldaten durch Zeitungen und Bücher nur gering. Freilich ist jetzt eine Zeit, in der die Menschen sich eindringlicher als aus Büchern aus dem Erleben Belehrung zu holen vermögen. Die seelische Erschütterung, die der Krieg allen Teilnehmern bringt, kann nicht ohne tiefgehende Folgen bleiben. Mit Recht darf die Sozialdemokratie erhoffen, daß die Wandlung, die sich vollzieht, nicht zu ihrem Nachteil erfolgen wird. Je besser sich die Zuhausegebliebenen für die kommenden Zeiten vorbereiten, um so rascher und sicherer werden wir ernten. Darum ist politische Erziehungsarbeit in unseren Reihen auch jetzt vonnöten. Die Kriegsliteratur, richtig benützt, vermag sie wesentlich zu fördern. Schon weil die Gegner in ihrer oberflächlichen, persönlichen und verleumderischen Weise die krisenhaften Vorgänge in der sozialistischen Bewegung später ausnützen werden, ist es für jedenmann wichtig, sich über die Dinge zu unterrichten. Je mehr geschulte Genossen wir besitzen werden, die sich in den schwierigen Fragen ein Urteil bilden können und um die Dinge genau Bescheid wissen, welche in unseren Bruderparteien der Gegenstand leidenschaftlicher Erörterung sind, um so besser für unsere Sache.

Literatur.

Steirischer Waffensegen.

P. Rosegger. — O. Kernstod. — Verlag „Lehram“,
Graz 1916.

Wie im Vorjahre hat das Kuratorium des Steiermärkischen Witwen-, Waisen- und Invaliden-Kriegsschates zum Geburtsfeste des Kaisers ein Buch der Oeffentlichkeit übergeben. Im vergangenen Jahre waren es O. Kernstods „Schwertlilien aus dem Zwingergrätzlein“, die allenthalben begeisterte Aufnahme fanden.

Heuer gesellt sich zu ihm sein berühmter, allbeliebter Landsmann Peter Rosegger. In sinniger Weise hat Kernstod dem Buche den Titel „Steirischer Waffensegen“ gegeben.

Denn was das Herz begeistert und was den
Mut belebt,

Was sich der Seele bemächtigt, was tröstet und
erhebt

Selbst unter harten Schlägen des feindlichen
Geschicks,

Ist auch ein Waffensegen wie der vom Kreuzstift.

In erster Stelle fesselt uns Rosegger durch schwingvolle, innige Verse. Mit einem warmfühhlenden „Gebet“ wird der „Waffensegen“ eingeleitet:

O, Herrgott, schütz' mein deutsches Volk
In seiner Ehr' und stolzen Kraft!

Des Dichters Prophetenauge sieht über blutigen Schlachtfeldern, über allem Jammer und Elend eine herrliche Zeit erstehen. Sein friedliches, beschauliches Gemüt läßt ihn uns als Tröster, als Rinder des Glücks und der Menschenliebe erscheinen. Ehrlich, kindlich-reine Heimatliebe durchweht alle seine Dichtungen. Darum tönt auch seine Harfe am hellsten, wenn er sie in den heimischen Klängen seiner Mundart spielt, wie in den reizenden, naturfrischen Gedichten „aus der Heimat hör' ich's klingen...“ Treffend sind auch die „Zeitgrüße“, besonders ein Distichon „Einem siegreichen Flieger“. Unter den Prosastücken finden wir Streiflichter auf unsre Zeit, bald milde tröstend und ermahrend, bald durchleuchtet von seinem sonnigen Humor.

Der zweite Teil des Buches bringt Gedichte von Ottolar Kernstod. Für alle Gefühle, die das Menschenherz in diesem gewaltigen Völkerringen durchbeben, findet Kernstod die edelsten, ergreifendsten Worte. Stolz ist er auf seine Landsleute, denen er manchen warmherzigen Dichtergruß aus seiner stillen, waldumrauschten Burg aufs Schlachtfeld sendet. Seine vielen Kriegssprüche zeichnen sich durch schlagende Kürze und poetische Kraft aus. Als echter Deutscher findet er begeisterte Worte für das Heldentum des deutschen Volkes, wie in den Gedichten „Der Tag der Rache“ und „Der Eisenhans“. Aber auch das große Leid des Krieges hallt in seiner empfänglichen Seele wider. Inniges Mitgefühl hat er mit allen Trauernden, den Kriegsblinden, den Flüchtigkeitskindern und mit den heldenhaften Dulderinnen, den Frauen. Ergreifender hat wohl selten ein Dichter die Liebestreue und der Minne Not besungen als Kernstod in den Gedichten „Der Waldprophet“ und „Luise“. — Und wie zum Schluß des Segens das Herz des Priesters noch einmal seinen Flug nach aufwärts nimmt, so führt uns der Dichter zur Helferin der Christen, „Maria Trost“, zu der die Steirer seit alters in allen Nöten ihre Zuflucht genommen haben mit dem innigen Gebet:

Grauer als je sind die Völker auf Erden

Jetzt von Schlachtengewittern umtost.

Wehre den Feinden, die uns gefährden!

Dah unser Hoffen zuschanden nicht werden,

Derin der Christen, Maria Trost!

So zwet Priester der Kunst, wie Rosegger und Kernstod, sich vereinen, da wird der Segen des Himmels nicht fehlen. So möge denn dieses Buch Segen spenden: klingenden Segen dem edlen, wohlthätigen Zwecke, dem es geweiht ist, und Herzens-trost und Erquickung allen Lesern!

L. v. Mühlwert.

30./VIII. 1916

* Karl Schofleithner, Kriegsgedichte. Verlag Swaschel, Salzburg. Es gibt nur ganz wenige Bücher, in denen ich so viel vom Kriege, vom wirklichen Kriege, fand, wie in diesem kleinen Bändchen Schofleithners. Mir erschienen diese „paar Kriegsgedichte“ sehr, sehr wertvoll. Sie sind erfüllt mit Erlebnis, Erfahrung, Leid und Hochgefühl des Kämpfers. Ihre Form ist durchaus originell, nach innen und außen. Wir erleben mit Staunen und Freude das Wachstum einer durchaus männlichen Persönlichkeit in den ungeheuerlichen Forderungen des Krieges erkennen, wie Einsatz des Lebens köstlich erhöhten Lebens- und Gefühlsgewinn zu schaffen vermag, wie Druck des äußeren Schicksals feurigen Gegendruck und Hochflug der Seele erzeugt. Daher auch die starke geistige Wirkung des Buches. Auch ihrer Kunstform nach verdienen diese Gedichte starke Beachtung. In ihren freien, meist reimlosen und doch kernigklirrenden Rhythmen liegt Pulschlag und Getöse

des großen Augenblicks, fern von allem traditionellen Reimgefingel, dessen Sündflut selbst die furchtbaren Wahrheiten des großen Krieges nicht zu dämmen vermochten, fern von aller Süßlichkeit, Sentimentalität und allem verlogenen Ovationsgedudel. Hier ist endlich Neuheit, Kraft, Ehrlichkeit, Wahrheit, Originalität, reines Menschentum, Persönlichkeit.

Franz Karl Ginzler.

Kernstod an der Front.

Ein Genosse an der Front schreibt uns:

Vor einigen Tagen wurden wir mit einer seltener Liebesgabe überrascht. Statt der üblichen „Drama“ und „Sport“ wurden zwei Gedichtsammlungen, „Schwertlilien“ und „Steirischer Waffensegen“ von Ottokar Kernstod unter uns verteilt. (Im „Waffensegen“ sind auch Gedichte und Aufsätze

Peter Hofeggerts, die jedoch mit den Kernstod-Gedichten wie die Faust aufs Auge zueinanderstimmen.) Liebesgaben werden mit Dank entgegengenommen, auch wenn sie in die Kategorie des Pöfels fallen. Doch dieser literarische Pöfel — den der Herausgeber, das „Kuratorium des steiermärkischen Witwen-, Waisen- und Invaliden-Kriegsschicks“, auf dem Marke nicht angebracht zu haben scheint, weshalb er ihn nun unter der Armee vertreibt — ist entschieden des Guten zu viel. Um es gerade heraus zu sagen: diese Gabe hat uns mehr verärgert als erfreut. Denn diese bombastischen, mit allerlei bekannten romantischen Floskeln verbrämten, im übrigen durchaus un-künstlerischen Reime Kernstods sind nichts anderes als in Versform transformierte brutale Haß- und Gehartikel jener internationalen Zeitungscliquen, die nicht zum wenigsten das Verbrechen dieses Krieges auf dem Gewissen haben. Ein Gedicht, das die Sammlung „Schwertlilien“ eröffnet, zur Probe:

Gebet vor der Sonnen-schlacht.

Bedrängt und hart geängstigt ist
Dein Volk von fremden Horden,
Durch Uebermut und Hinterlist,
Mit Sengen und mit Morden.
Wir schrei'n zu dir aus tiefster Not,
Der deutsche Name ist zum Spott
Der schnöden Heiden worden.

O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Sonnenpest!
Kyrie eleison!

Gerecht, Herr, ist dein Strafgericht!
Die Schuld ist unser Eigen.
Uns schlug der Feind ins Angesicht —
Wir litten es mit Schweigen.
Wir hatten nicht des Windleins acht,
Und als der Sturmwind bran erwacht,
Lief mancher Mann sich beugen.

O Herr, der uns am Kreuz erlöst,
Erlös' uns von der Sonnenpest!
Kyrie eleison!

Wir lohn den frischen Kampf; uns war
Ein fauler Frieden werter.
Wir boten Gold und Geißeln dar —
Der Drang ward immer härter . . .

Und so weiter, kurzum, der liebe Gott hätte schon lange den Krieg gegen die Serben, Italiener, Russen, Franzosen und Engländer führen wollen, aber wir waren zu flau; deshalb müssen wir's erleiden. Dieses liebliche Gedicht ist gleichsam die Overture, die den „Ibeengehalt“ aller folgenden in sich schließt. Der „Ibeengehalt“ ist jedoch bald erfasst; wir sind Helden und rein wie Engel und unsere Gegner samt und sonders „ein Herr gefräß'ger Geier“, „entmenschte Scharen verweg'ner Landverwüster und Barbaren“. „Weglagernde Raubgesellen sind's Bloß, heimtückische, lästerne Ragen“, die Russen „verwegene Slavenhorden“, die Serben eine „Brut“, die Franzosen „Notwaid von Paris“, die Italiener „welsche Füchse“ und „Albion“ nicht weniger als „des Rammon und des Cris grauer Sohn“ . . . Es ist tatsächlich grauslich, sich derartige „Poesie“ bieten lassen zu müssen. Doch sie wird noch reizender: Denn auch Kernstod kann wie alle in Blut und Eisen machenden Poeten nicht umhin, statt selbst zu kämpfen, den lieben Gott und seine Heerscharen an seiner Statt kämpfen zu lassen, wozu er durch sein Amt als Ehrwürdiger besonders berechtigt erscheint; natürlich unter der Voraussetzung, daß der liebe Gott der katholischen Kirche, der er angehört, nicht auch den kirchenangehörigen Frankreichs, Rußlands, Italiens u. s. w. Hilfe; weshalb er inbrünstig zu Gott fleht: „Sei für Feindesbitten taub.“ Uns jedoch garantiert er den Sieg, denn:

Mit uns sind die himmlischen Scharen all,
Sankt Michel ist unser Feldmarschall.

Hier der Beweis in der Schlacht in den masurenischen Sümpfen:

Da winkte Gott — der Rächer kam,
Das Nacheschwert zu zücken
Und, was dem Schwert entrann, im Schlamm
Der Sümpfe zu ersticken.

Darum mit Gottes Hilfe:

Steirische Holzer, holzt mir gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger, trefft mir glatt
Den russischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winger, preßt mir fein
Aus Belschlandsbrüchlichen blutroten Wein!

Gaut, flecht, mordet, brennt — sonst erschieh' ich mich!
Ich frage: ist dieses öffentliche Delirieren im Blutfieber unter
mnausgesehtem Rufe nach der Assistenz Gottes nicht geradezu
Blasphemie? — um von anderem, worüber ich als Soldat nicht
gut reden kann, zu schweigen. Seit zwei Jahren stehe ich an der
Front. In Galizien und in den Karpathen, in Polen und Bosnien
habe ich gegen Russen, in Slavonien gegen Serben, am
Sponzo und auf dem Lavaroneplateau gegen Italiener
gekämpft. Aber nie, selbst in meinen bittersten
Augenblicken, konnte ich das Gefühl des Hasses
und der Verachtung für meine Gegner empfinden.
Ihrem Schicksal konnte ich nicht mein Mitleid,
ihrer Tapferkeit nicht meine Achtung versagen.

5. IX. 1906

(Der Kampf gegen die Schundliteratur.)

Vor dem Josefstädter Bezirksrichter Dr. Bohl hatten sich gestern abends 15 Inhaber von Papiergeschäften wegen unerlaubter Kolportage zu verantworten, weil sie sogenannte Jugendschriften feilhielten, die nach einem Bericht der Prekpolizei der ärgsten Schundliteratur beizuzählen und die geeignet sind, die Moral und den gesunden Geist der Jugend zu vergiften. Die sogenannten Jugendschriften hatten dabei zumeist harmlose Titel, wie „Es war einmal“, „Prinzeß Uebermut“ und dergleichen. Bei einer der Angeklagten wurden nicht weniger als 567 derartiger Jugendschriften vorgefunden und konfisziert. Sämtliche Angeklagten, die eine sogenannte beschränkte Buchhändlerkonzession besitzen, die aber nur zum Verkauf von Schul-, Gebet-, Traum- und Bilderbüchern berechtigt, erklärten, daß sie von dem Inhalt der angeblichen Jugendschriften keine Kenntnis hatten. Der Richter verurteilte die Angeklagten zu Geldstrafen von einer bis zu fünf Kronen, und sprach den Verfall der konfiszierten Druckschriften aus.

Aus dem dunkelsten Wien der Zeitungstarife.

Der kleine Anzeiger des „N. W. Tgl.“

„An ihren Tarifen sollt ihr sie erkennen!“

Niemand wird bezweifeln, daß es unter den Masseusen und Manikuren achtbare Frauen gibt, die sich rechtschaffen durchs Leben schlagen. Sie werden es schmerzlich bedauern, daß ihr Gewerbe durch sittenlose Weiber geschändet wird, die Gelegenheit suchen oder — was noch vermorfener ist — Gelegenheit machen, wie es die Schriftsteller beklagen, daß es bedenkenlose Herausgeber sittenloser Zeitungen gibt. Diese Gegenüberstellung ist kein Ergebnis satirischer Laune. Sie findet sich schwarz auf weiß in dem Tarife für den „Kleinen Anzeiger“ des „Neuen Wiener Tagblattes“. Der bitterste Satiriker ist das Leben. Wir bilden nur in stümperhafter Kleinkunst nach, was es uns an Stoffen von unheimlicher Größe bietet.

Dieser Kleine Anzeiger einer großen Schande ist eine Kultururkunde. Er verdient es deshalb, aus dem sorgsam gehüteten Dunkel an das Licht der öffentlichen Verachtung gezogen zu werden. Die Sittengeschichte Wiens wäre unvollständig ohne den Geheimtarif des „Kleinen Anzeigers“, der die Abgabe der Prostitution an die „Stehrer-mühl“ regelt. Mit der schlichten Selbstverständlichkeit eines Unternehmens, das weder die Sittenpolizei noch die öffentliche Verachtung fürchtet, bestimmt der Tarif die Preise, die die gewerbmäßige Unzucht für Einschaltungen im „Kleinen Anzeiger“ zu bezahlen hat. Es ist gewiß nicht allgemein bekannt, daß für die Prostitution ein erhöhter Tarif besteht. Der Grundpreis für eine Zeile in gewöhnlicher kleiner Schrift ist 46 S Heller. Von sozialpolitischer Einsicht geleitet, ermäßigt das „N. W. T.“ diesen Preis auf 36 S Heller, wenn Kostplätze für Kinder, Stellengesuche, Wäscherinnen, Kleidermacherinnen, Friseurinnen, Friseurinnen und Unterricht angeboten werden. Läßt so der Herausgeber einigen ehrbaren Berufen eine anerkenntenswerte Ermäßigung zukommen, so hebt er dagegen sein reichlich zugemessenes Teil vom Erwerb der unsittlichen ein. Der Verwaltungsrat der „Stehrer-mühl“ beklagt sicherlich, daß es Unsittlichkeit gibt; da es sie aber einmal gibt und er nicht den Beruf in sich fühlt, sie aus der Welt zu schaffen, so sieht er nicht ein, warum er nicht seinen Anteil daran haben sollte und schlägt auf den Preis von 46 S Heller, den die Nichtprostituierten bezahlen müssen, 14 S Heller darauf. Masseusen und Manikuren bezahlen für die Zeile in gewöhnlicher Schrift 60 S Heller. Der Verwaltungsrat der „Stehrer-mühl“ sieht auch ein, daß man den ehrbaren Berufen, wenn sie ständige Kunden sind, einen gewissen Nachlaß einräumen muß. Das tut jeder Händler seinen ständigen Kunden, warum nicht auch ein Händler mit öffentlicher Meinung? Dagegen ist es selbstverständlich, daß man der Prostitution, auch wenn sie ständige Kundschaft ist, keinen Rabatt zu bewilligen hat. Das Stundenhotel tut es auch nicht. Die Masseusen und Manikuren des „N. W. T.“ mögen älteren Herren noch so oft ihren Dienst anbieten, Rabatt gibt ihnen das demokratische Organ der Herren Wilhelm und Julius Singer deshalb doch nicht. Demokratie ist Gleichberechtigung, die Demokratie der „Stehrer-mühl“ gilt auch für die Häuser, in die man sich abends mit aufgestelltem Rockfragen schleicht. Es gilt eines so viel wie das andere.

Die kaufmännische Bewertung der Prostitution geht aber noch weiter. Nicht immer ist die Masseuse oder Manikure so bescheiden, älteren Herren ihre Dienste in gewöhnlicher Schrift anzubieten. Der Wettbewerb ist groß — und man muß laut schreien —, in diesem Falle sagt man leicht bildmäßiger; man muß deutlich mit dem Finger winken, um die Kundschaft anzulocken. Wünscht dies die Masseuse oder Manikure in den dienstbereit geöffneten Spalten des „N. W. T.“ zu tun, so muß sie das Doppelte des gewöhnlichen Schandlohnes, also für jede Zeile in durchwegs fetter Schrift K 1.20 bezahlen. Will sie aber gar ihre Dienste in fremden Sprachen anbieten — französisch wird hier, wie man weiß, bevorzugt — so kostet dies um weitere zehn S Heller, bei den deutlicher wirkenden der fetten Schrift gar um zwanzig S Heller für die Zeile mehr. Man sieht: die Verwaltung der „Stehrer-mühl“ vergißt nichts und verzichtet auf nichts.

Noch teurer als die Masseuse und Manikure, die sachgemäße Pflege des Körpers im allgemeinen und die Hände insbesondere, wird nur der offene Handel mit Menschenfleisch besteuert. Dieser, der Geheimtarif des „N. W. T.“ hat dafür die diskrete Bezeichnung „Korrespondenzen“ gefunden, kostet K 1.—, K 1.60 oder auch K 1.80 für die Zeile. Rabatt wird auch hier nicht gegeben, selbst wenn die zwei feischen Wienerinnen, eine blond und eine brünett — noch so oft die zwei oder mehr Herren suchen, den sie in diesen schweren Tagen die Zeit zu vertreiben bereit sind.

Dies ist der Geheimtarif des „Kleinen Anzeigers“. Er konnte bis vor kurzem nicht sonderlich überraschen. Man wußte, daß das Zeitungsblatt der Brüder Singer nur die unvermeidliche Voraussetzung für die letzten Spalten war, ungefähr wie in Nachtlokalen die Aufführungen auf der Bühne für das — was folgt. Seit einiger Zeit hat

aber das Unternehmen den Besitzer gewechselt. Es wäre eine starke Enttäuschung für reinlichkeitsliebende Menschen, wenn die Geschäftsfreundinnen vom Stehrehof auch in der Teinfaltstraße willkommen blieben.

12/IX. 1916

* **Presse und Sittlichkeit.** Im „N. Br. T.“ vom 10. d. heißt es im Inseratenteil:

Agentur in Orient erbittet Offerte zur kommissionsweisen Behandlung von Seife, Käse, Speiseöl, Schokolade und sonstigen Lebensmitteln. Anträge unter (folgt ein D e c n a m e).

— Junger Student sucht die Bekanntschaft eines Fräuleins. — Junges hübsches Mädchen, welches sich zur Kinoschauspielerin ausbilden möchte, sucht die Bekanntschaft eines reichen, älteren Kavaliere, welcher ihr dazu verhelfen könnte. — Anregenden Gedankenaustausch mit einem Mädchen sucht israelitischer junger Mann. — Hübsche, fesche und sehr sympathische Südländerin, hier fremd, sucht die Bekanntschaft eines Kavaliere oder vornehmen Herrn. Usw.

Die gewisse Presse im Dienste der geheimen Prostitution — dieser kann man wohl nicht mehr sinken.

empfohlen wäre. Der Verfasser des Spruches dürfte wahrscheinlich an etwas allgemeiner zugängliche Bäder gedacht haben — städtische Volksbäder, nicht alltagsgesellschaftliche Luxusbäder.

Aber ob nun Reklamen dieser Art die Leser irritieren oder nicht, die Ansicht besteht jedenfalls bei dem, der sie bezahlt, und man sollte meinen, daß eine Zeitung, die ihre Aufgabe ernst nimmt, schon aus diesem Grunde auf Reklamen solcher Art verzichteten müsse. Es ist gewiß, daß diese Forderung sehr weit geht, da sogar Zeitungen, die einen strengen Maßstab anlegen — gar so viele sind ihrer ja nicht — genug getan zu haben glauben, wenn sie die Reklame für das Bad, das Krankenbäder erheben, in die Mitteilungen „Aus dem Publikum“ einreihen. Es scheint gerade deshalb notwendig, hier lieber zu weit zu gehen, denn wenn man es mit diesen Dingen leicht nimmt, wo ist da die Grenze, die das Zulässige vom Verbotenen scheidet? Es ist eine Forderung, über die man sich nicht ohne Gefahr hinwegsetzt, daß eine Anzeige auf den ersten Blick als solche erkennbar sei; der Unerfahrene darf nicht einen Augenblick im Zweifel bleiben können, und wenn man auch nur im geringsten schwanken kann, muß dies auch schon die Ablehnung entscheiden. Das Reklamewesen hat die Zeitungen so tief heruntergebracht, die Auswertungen der Blätter von der Art der „N. Fr. Pr.“ und des „N. W. Z.“ haben das ganze Zeitungswesen so entsetzt, daß doppelte und dreifache Strenge der Auffassung Pflicht ist. Es ist traurig, daß die Umstände verbieten, so weit zu gehen, wie es jetzt Kassa vielfach gefordert wird. Die Tagespresse kann die Entnahmen aus dem Anzeigenteil leider nicht ganz entbehren, aber um so sorgfältiger muß die anständige Presse unter allen Umständen auf alles verzichten, was nur im entferntesten an die Grundzüge der Missetat der Geld-Presse erinnert. Wer grundsätzlich keine Art von bezahlter Reklame bringt, wird nicht Gefahr laufen, daß sein freiwilliges Lob als Fortsetzung des bezahlten angesehen werden kann.

Wert hingestellt hatte, ging es mit der öffentlichen Anerkennung etwas schwer; es gab noch Kritik und man mußte wirklich etwas geleistet haben, um in den Beiträgen erwähnt oder gar gelobt zu werden. Die Entwicklung der Technik hat das nun erheblich einfacher gemacht. Man läßt von einem Journalisten, der mit der deutschen Sprache halbwegs auf vertrautem Fuße steht, eine lobende Besprechung verfassen; dann setzt man sich mit einer leitungsartigen Interaktionsedition ins Einvernehmen und teilt ihr mit, wieviel auszugeben und in welchen Zeitungen man gelobt zu sein wünscht. In der Regel geschieht dies streng unparteiisch. Man bestellst so und lobst viel Seiten Lob in den gelesesten Blättern aller Parteirichtungen. Der ganze Unterschied ist, daß die einen das Lob im redaktionellen Teil bringen, während es die anderen durch eine mehr oder weniger heutzutage überrückte eigenen Gewissen als bezahlte Einschaltung kenntlich machen. Dann erscheint Sonntag in allen Blättern das Lob des Bausäckers, der der Stadt das neueste Monumentalwerk geschenkt hat, mit genauer Beschreibung des Monumentaltwerkes und seiner offenen und verborgenen Reize.

Der Vorgang ist so gewöhnlich, daß man sich in der Regel nicht viel dabei denkt und doch scheint die Frage angedrückt, ob ein Blatt von ganz strengen Grundsätzen solche Reklamen bringen dürfe. Sie mögen vielleicht infolge ihrer Häufigkeit nicht mehr sehr geeignet sein, die Zeitungsleser zu fesseln, allein sie sind trotzdem ohne jeden Zweifel auf Lächerlichkeit berechnet. Sie sollen bei dem naiven Leser — und es gibt ja merkwürdigerweise noch immer solche naive Leser — durch Form und Inhalt den Glauben erwecken, als riefen nicht die Direktion der Zeitung, sondern die Redaktion irgend welcher Reklamegesellschaft aus: „Der Badehäuser baut, erlobt Krankenhäuser.“ Ein Satz, der vielleicht doch nicht so bedingungslos allgemeine Geltung hat. Es gibt Zeitungen mit Lesern, die leider außerstande sind, sich ein Bad in dem neuerrichteten Monumentalwerk zu bezahlen und noch wie vor aus Mangel an Badehäusern gezwungen sein werden, Krankenhäuser aufzusuchen, deren es noch nicht gar so viele gibt, als daß Sparen

Lob und Reklame.

Die „Arbeiter-Zeitung“ fühlt sich durch den kleinen Aufsatz „Dringende Bedürfnisse“ in unserer vorgestrigen Nummer veranlaßt, uns heute mit den leider schon gewohnten Förmlichkeiten zu überfallen. Nicht weil dies auch nur den geringsten Eindruck auf uns machen würde, sondern einzig und allein aus Achtung für die Leser der „A. Z.“, die ja zu großem Teile auch Leser des „Abend“ sind, fühlen wir uns veranlaßt, hiermit folgendes zu erklären: Wir haben niemals den Verdacht gehabt oder anzudeuten beabsichtigt, daß die begeisterte Schilderung des Dianebades in der Dienstausgabe der „A. Z.“ mit der bezahlten Reklame in der Sonntagsausgabe zusammenhänge. Unsere Betrachtungen „Dringende Bedürfnisse“ hatten einzig und allein den Zweck, die lockeren libertären in dem Dienstausgabe in ironischer Weise zu zeigen. Es ist schon Schuld der „A. Z.“, nicht unsere, wenn sie sich getroffen fühlt, und nicht wir verleumben sie oder tasten an ihrer Ehre, sondern sie besorgt es selbst. Wir werden uns über den persönlichen Teil der Angelegenheit nachstens mit der „Arbeiter-Zeitung“ noch auseinandersetzen. An Mut dazu wird es nicht fehlen, wie sie auch bewerten wird. Sie zweifle nicht daran, auch der „Abend“ ist nicht vogelfrei. Für heute beschränken wir uns darauf, ihr mitzuteilen, wie sich eine Zeitung zur Frage der bezahlten Reklame zu stellen hat, wenn sie prinzipiellen Mißbetrachtungen aus dem Wege gehen will. Wir sind gewiß nicht so langweilig, zu erwarten, daß die „A. Z.“ Belohnung von einem „ethischen Schwindler“ wie der „Abend“ annehmen werde. Schaden würde es ihr allerdings nicht. Indem der „Abend“ jede bezahlte Reklame ablehnt, vermeidet er die Gefahr, daß man die unbezahlte Begeisterung damit verwechseln könnte.

Ein Dadelhaus wird zur Eröffnung fertig und wünscht nun, daß Kunden kommen. Die Zeit ist so gerätet, daß das ohne Reklame nicht geht. Bedenklicher ist schon die Art, wie diese Reklame gemacht wird. Früher, wenn ein Baukünstler ein großes

* Die „Reichspost“ über den Marxismus. Von Herrn Dr. E. ist auch gestern ein Riesenandrang abgegangen, und zwar wieder ohne Kopf. Das wäre nun weiter nicht auffallend, etwas anderes aber muß Fremden erregen: die Unwissenheit des „Reichspost“-Gelehrten. Dieser Mensch ist ein seltenes und seltsames Phänomen. Andere bleiben unwissend, weil sie nichts lesen, er aber erwirbt sich gerade durch seine Belleserei eine immer unvollkommene Ignoranz. Was hat er nicht gestern über „die große Sünde der Sozialdemokratie“, nämlich über den Marxismus, zusammengeschrieben! Er beginnt mit der Behauptung, die Sozialdemokratie führe ihren Kampf „auf der Grundlage einer Philosophie, welche die tiefstehende aller möglichen ist und auf deren Boden nur das Gegenteil von Gerechtigkeit und Liebe gedethen kann“. Diese Philosophie ist — nach Dr. E. — „der Materialismus“. Der? Welcher Materialismus ist für Herrn Dr. E. der Materialismus? Der eihische, der Inbegriff aller schmierigen Laster, die, wie Engels sagt, der Spießbürger öffentlich verdonnert und denen er heimlich frönt? Oder der metaphysische, den die von Marx und Engels mit der größten Geringschätzung behandelten Büchner und Genossen vertreten? Oder der dialektische, den wir Marx und Engels zu verdanken haben? Welcher von diesen drei Materialismen ist Herrn Dr. E. der Materialismus? Je nun, alle drei! Denn da Herr Dr. E. von keinem was Rechtes weiß, kann er sie ruhig in einen Topf werfen. Materialismus ist Materialismus. Von der Höhe dieser Anschauung kann Herr Dr. E. die Sozialdemokraten zu Schülern von Darwin, Büchner und Haeckel ernennen. Daß Lasker bis an sein Ende ein Hegelianer geblieben ist, daß die Weltanschauung von Marx und Engels fertig war, ehe sie Darwin kennen lernten (das kommunistische Manifest entstand 1847, die Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ erschien 1859, im selben Jahre wie Darwins „Entstehung der Arten“), daß Darwin die organische Natur, Marx und Engels die menschliche Gesellschaft untersucht, also auf ganz verschiedenen Gebieten gearbeitet haben, daß Darwin die Behandlung gesellschaftlicher Dinge nach naturwissenschaftlichen Methoden ausdrücklich abgelehnt hat, daß Büchner und Haeckel, weniger gewissenhaft als ihr großer Lehrer, aus ihren darwinistischen Anschauungen antisozialistische Schlüsse gezogen haben, das alles macht Herrn Dr. E. keine Sorgen, denn er weiß nichts davon. Materialismus ist Materialismus. Und da überhaupt alles Materialismus und Sozialismus ist, was Herrn Dr. E. nicht zu Gesicht steht, so gehört auch Ostwald zu den materialistischen Lehrern der Sozialdemokratie. Um übrigens nicht ungerecht zu sein, müssen wir feststellen, daß Herr Dr. E. von der materialistischen Geschichtsauffassung, die Marx und Engels begründet haben, etwas läuten gehört hat. Nur ist es ihm nicht gelungen, aus diesem vertrackten Ding Klug zu werden; er verwechselt es, übrigens nicht als erster, mit dem Utilitarismus, für den Marx und Engels immer nur Spott und Hohn hatten. Er meint dann, die Sozialdemokraten hätten nicht genug Respekt vor der „Seele“. Gleich darauf aber behauptet er, die Sozialdemokraten hielten die Menschen für Engel, also für Wesen, die nur Seele sind, gar nichts Tierisches an sich haben. Einmal sind wir ihm also „Materialisten“ von der allergerächlichsten Art, dann wieder überspannte Idealisten. In solche Widersprüche verwickelt man sich eben, wenn man über die Sozialdemokraten urteilt, ohne von ihren Anschauungen und Bestrebungen auch nur eine blasse Ahnung zu haben. Zwar stellt die „Reichspost“ in ihrem gestrigen Abendblatt in einer Erwiderung auf unsere gestrige Notiz die kühne Behauptung auf, Herr Dr. E. habe nur „aus Sätzen der offiziellen Kommunisten die Folgerungen“ gezogen. Aber sie hütet sich, diese Sätze der offiziellen Kommunisten mitzuteilen, weil sie eben vom Kommunismus, vom offiziellen und vom nichtoffiziellen, nichts weiß. Sie kennt, wie aus ihrer Erwiderung hervorgeht, das kommunistische Manifest nicht einmal dem Namen nach! Ach, es war doch schöner, als noch der brave alte Vielohlawel den Sozialismus für undurchführbar erklärte, weil der Mensch nicht vom Affen abstamme! Er konnte es an Intelligenz und Wissen mit Herrn Dr. E. getrost aufnehmen, und dabei war er viel, viel unterhaltlicher.

Warta, vermachte oder ludo unumquodlibet
Berichtigung des Romans „Der Fremdling“ von
G. F. Montreier auf Seite 22 vom 27. September.

Feuilleton.

Die Literatur und der Krieg.

Wenn man die Wochenberichte des deutschen Buchhandels mit den Wochenberichten des französischen Buchhandels vergleicht, so kann man eine merkwürdige Beobachtung machen. So groß auch die Zahl der Schriften ist, die in Deutschland über den Krieg erscheinen, die übrigen Gebiete der Literatur werden keineswegs vernachlässigt. Man veröffentlicht Romane und Novellen, Reisebeschreibungen aus Ländern, die der Krieg nicht berührt hat, wissenschaftliche Werke, je sogar Gedichte. Die dramatische Kunst, die kurze Zeit ganz verblüht und verduht schien und nicht mehr wachte, was man von ihr verlangen würde, hat sich auch rasch gefast. Die Bühnenschriftsteller sitzen nach wie vor vor Schreibmaschine und Schreibpappe und senden Lustspiele und Schauspiele, Schwänke und Trauerspiele in die Welt, die Librettisten lassen ihr Bebevißisches lausen, die Musikanten schreiben ihre Operetten — alles wie im tiefsten Frieden. Mein — man könnte beinahe sagen: besser noch als im Frieden, denn die Theater haben heute eine ungeheure Hochkonjunktur. Sie machen glänzende Geschäfte und haben tolle Häuser. Die Besichtigungen, daß der

Warta, vermachte oder ludo unumquodlibet

Krieg das Theater, die Kunst und die Literatur vernichten könnte, hat sich als ein Irrwahn erwiesen. Im Gegenteil. Die Lust am Lesen und Schauen, am Buch und am Theater ist mächtig gestiegen. Das ist ja auch ohne weiteres verständlich. Der Krieg ist der drückende Alp des Tages. Selig die Stunde, in der man ihm entkommt! Ein Buch, das so treffend ist, daß wir darüber den Krieg vergessen, ein Stück, bei dem wir lachen können, trotzdem uns die Sorge bis zur Schwelle des Komödientheaters begleitet hat, Musik, die uns über die Erde erhebt, auf der die Völker ringen — sind unsere Dankbarkeit sicher. Die Aufgabe der Kunst, uns den Alltag vergessen zu machen, war nie für die Gesundheit unserer Seele so wichtig wie heute. Ja, ich glaube wohl, daß die außerordentlich gute Stimmung des deutschen Volkes nicht zum geringen Teil darauf zurückzuführen ist, daß es aus der Erholung stets neue Kräfte schöpft. Die Erholung aber gibt ihm das Buch, das Theater, die Kunst.

Ganz anders liegen die Dinge in Frankreich. Wenn man das bibliographische Wochenbulletin zur Hand nimmt, so sieht man fast ausnahmslos Werke verzeichnen, die vom Krieg handeln. Die ganze andre Literatur schweigt. Die spärlichen Romane, die erscheinen, sind durch die Band Kriegsromane; neue Dramen kommen gar nicht heraus, und wenn die Bühnhändler ihren Kunden etwas andres als Kriegsliteratur anbieten wollen, so kommen sie mit den Klaffern, die ja niemals ihre Aktualität verlieren. Das lebendige Theater hat aber zuzulagen überhört auf gehört, in

Warta, vermachte oder ludo unumquodlibet

Frankreich zu existieren. Nur die Revue, die postumbrante Parikatur des Tages auf den Blättern, treibt neue Blüten. Aber auch das sind nur Kriegsbüchlein. Die Revue setzt nur fort, was die Zeitung den Lesern tagsüber erzählte. Literatur und Theater sind keine Ausspannung, keine Erholung, sondern ewiges Wiederkehren des Alltags. Ich möchte dem verehrten Leser zu bedenken geben, daß mitten im Krieg ein deutscher Roman, der weitenweit vom heutigen Tag entfernt ist, der „Golem“ von Meyrink, hundert Auflagen erlebte. Die Völkerverhältnisse haben dieser merkwürdigen Erscheinung wohl noch nicht genügend Beachtung zugewendet. Sie wäre in den Ländern unserer Kunde undenkbar. Und sie spricht für die Seelenkraft und die Seelenruhe des deutschen Volkes besser als irgendein andres Dokument. Weil das deutsche Volk die Ruhe findet, sich aus dem Tag in die Kunst zu flüchten, findet es die Kraft, allen Anforderungen zu widerstehen. Darum ist die unbefreiliche Nervosität, die in allen Feindesländern herrscht und von der jeder unsichtbare Beobachter erzählt, bei uns unbekannt. Die Dichter erweisen sich wieder einmal als die besten Verze des Volkes.

Vor einigen Tagen hat der bekannte französische Schriftsteller Paul Adam ein Büchlein über „Die Literatur und der Krieg“ veröffentlicht. Die Sätze, die er darin aufstellt, sind in vieler Hinsicht bemerkenswert. Vor allem betont Adam, daß die Literatur stets die kommenden Kriege vorbereitet. Daß es also besser wäre, statt Politiker Dichter mit der

2. / X. 1916

Deutsche Schriftstecke.

Die deutsche Schrift in der Türkei.

Die Bekämpfer der deutschen Schrift haben allmählich einen ihrer Gründe nach dem andern aufgeben müssen; nur mit der Behauptung, die Lateinschrift sei besser für die kulturelle Ausbreitung im Ausland, suchen sie noch da und dort die Freunde der deutschen Schrift irrezuführen. In der „Täglichen Rundschau“ hatte nun schon vor einigen Jahren eine Gruppe von unsern besten Chinakennern dargelegt, daß nur die deutsche Schrift den deutschen Büchern usw. den gebührenden Einfluß in China sichere. Von einem Land, das uns näher steht als China, von der Türkei, hatte man bisher nichts hinsichtlich der Schriftfrage vernommen. Der Schriftbund Deutscher Hochschullehrer hat sich deshalb mit einer Anfrage an den Professor der Soziologie an der Universität Konstantinopel, Dr. Achmed Emin, einen der führenden Männer der jungen Türkei und bekannten Deutschfreund, mit einer Anfrage gewandt. Die Ansicht des Gewährsmanns konnte um so zweifelhafter erscheinen, als Prof. Emin, obwohl er das Deutsche fließend beherrscht, doch seine Studien hauptsächlich in Amerika gemacht hatte. Um so erfreulicher war, vom deutschen Standpunkt aus, seine Antwort, die wir hier ohne jede stilistische oder sonstige Aenderung, nur mit Hervorhebung der beiden für uns entscheidenden Schlusssätze, erstmalig veröffentlichen.

Den 24. September 1916.

In der Frage der deutschen Schrift darf ich kaum eine eigene Meinung allgemeiner Natur haben. Ich darf aber wohl von meinen Erfahrungen mit mir selbst und mit denen, die in der Türkei deutsch lernen, reden. Bei mir ist der Begriff der deutschen Sprache mit der deutschen Schrift eng verschmolzen. Deutsch kann ich nur in deutscher Schrift schreiben. Anders ist das mir nicht denkbar. Wenn ich manchmal einen geschäftlichen Brief lateinisch zu schreiben anfangte, ist es ganz sicher, daß ich bereits in der ersten Zeile unbewußt auf die deutsche Schrift zurückkomme. Ein lateinisch geschriebenes deutsches Buch kann ich nur mit Widerwillen lesen, wenn ich es überhaupt muß.

Bei den vielen, die jetzt in der Türkei Deutsch lernen oder die vorher schon deutsch gelernt haben, findet man denselben Standpunkt. Man kann sie nicht dazu bringen, Deutsch mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Deutsche in der Türkei, die mit türkischem Büropersonal zu arbeiten gehabt haben, machten immer wieder diese Erfahrung. Das Aufgeben der deutschen Schrift würde in der Türkei und wohl auch im übrigen Ausland als eine Preisgabe eines Stückes deutschen Kulturbesitzums für utilitaristische Gründe aufgefaßt werden und dem deutschen Kultureinfluß schaden.

Mit besten kollegialen Grüßen

Prof. Dr. A. Emin.

(Die Kriegsberichterstattung aus Siebenbürgen und das k. u. k. Kriegspressequartier.) Ein Telegramm von 689 Worten ist uns heute aus dem k. u. k. Kriegspressequartier zugekommen. Dieser uns telegraphisch übermittelte Bericht führt den Titel: „Besuch in Nagyszeben.“ Der Leser meint nun wohl, was wir bei Empfang des Telegramms selber meinten, dieses enthalte eine Schilderung der altherwürdigen Zibinstadt nach der siegreichen Schlacht vom 28. September. Es sind ja seit dieser Schlacht fünf Tage verstrichen, und eine Geschwindigkeit, die nach einer relativ so beträchtlichen Spanne Zeit Berichte durch die verschiedenen militärischen Zensurinstanzen hindurchbugsierte, wäre sicherlich keine Hexerei. Aber das, was diese Instanzen an Verschleppung des Dienstes der Kriegsberichterstattung sich kürzlich leisten, ist geradezu eine Verhöhnung der modernen Verkehrsmöglichkeiten und der Presse, eine Mißachtung der vielen Millionen im Hinterlande, aus deren Stimmungen sich die auch für den Geist der kämpfenden Truppen so überaus wichtige Siegeszuversicht der öffentlichen Meinung zusammensetzt. Der uns heute zugegangene telegraphische Bericht schildert die Verhältnisse in Nagyszeben, wie sie in den Wochen vor der für das Schicksal der Stadt entscheidenden Umfassungsschlacht lagen. Vom Aktualitätswert des telegraphischen Berichtes mag man sich eine Vorstellung machen aus den Schlusszeilen: „Der Zukunft Nagyszebens kann man jetzt ruhig entgegensehen und die unmittelbare Gefahr von der alten Stadt als abgewendet betrachten. Nagyszeben dürfte heute entsezt sein.“ Man mutet also dem „Pester Lloyd“ zu, seinen Lesern fünf Tage nach der Umfassungsschlacht und dem Einrücken unserer Truppen in Nagyszeben die Prophezeiung aufzutischen, daß die Stadt „heute entsezt sein dürfte“! Zu bemerken wäre noch, daß dieser mit der telegraphischen Schnedenpost des k. u. k. Kriegspressequartiers beförderte Bericht nicht von unserem nach Siebenbürgen entsendeten Kriegsberichterstatler Ludwig Biró stammt, ebenso wie auch ein in heutigen Morgenblatte veröffentlichter telegraphischer Bericht von gleichem Aktualitätswerte uns von einer uns unbekanntem Seite zugegangen ist. Wir zweifeln natürlich nicht, daß unser Berichterstatler, pflichtbewußt wie er ist, und bei der hohen Achtung, die er für seinen Beruf und für die Deffentlichkeit des „Pester Lloyd“ empfindet, seine Aufgabe auch in diesem Falle mit der bisherigen Gewissenhaftigkeit und Berufsfreudigkeit erfüllt hat in dem Maße, wie es ihm durch das Kriegspressequartier möglich gemacht worden war. Aber weder er noch seine auf dem siebenbürgischen Kriegsschauplatz weilenden ungarischen und österreichischen Kollegen haben es seit fünf Tagen zuwege gebracht, auch nur ein Wort über die Schlacht bei Nagyszeben an ihre Blätter gelangen zu lassen. Was von ihren Arbeiten seit Freitag durchsam, waren Berichte über Dinge, die auf Wochen zurückliegen. Man nimmt die Kriegsberichterstatler mit, unterbindet aber ihre Tätigkeit, indem man ihre Manuskripte tagelang liegen läßt und sie telegraphisch erst weiterbefördert, wenn ihr Inhalt veraltet, am häufigsten durch spätere Ereignisse längst überholt ist. So kommt denn die ungarische und die österreichische Presse in die wahrhaft beschämende Lage, ihren Leserkreis über die Kriegshandlungen, die sich in Siebenbürgen abspielen, aus den Meldungen und Schilderungen der reichsdeutschen Kriegsberichterstatler unterrichten zu müssen, die in Ausübung ihrer Berufspflicht von ihrer Heeresleitung in entgegenkommendster Weise unterstützt und gefördert werden. Lange genug haben wir die Unzulänglichkeiten und Unbegreiflichkeiten in der Organisation des k. u. k. Kriegspressequartiers stillschweigend hingenommen, immer in der Hoffnung, daß an den Stellen, bei denen die Verfügungsgewalt liegt, endlich ein klares Bewußtsein von der hohen Bedeutung der Presse für die Kriegsstimmung in Volk und Heer sich durchbringen und der besseren Erkenntnis die entsprechende Tat folgen werde. Nun aber zwingt uns die Achtung vor unserem Leserkreis, dieses Stillschweigen zu brechen und zu unserer Entlastung darzutun, daß es nicht an der Presse liegt, wenn sie außer stande ist, in der Weise, wie es in allen übrigen kriegsführenden Staaten der Fall ist, ihres Amtes zu walten. Eine Organisation, die fünf Tage nach dem Entsatz von Nagyszeben den Zeitungen zumutet, Be-

richte abzdrukten, die mit den Worten schließen: „Nagyszeben dürfte heute entsezt sein,“ eine solche Organisation hat keine Ahnung davon, daß die Presse in ebensolchem Maße ein Siegesfaktor ist wie etwa die Munitionserzeugung oder die Volksernährung, weil eben die Presse allein imstande ist, die Seelen wehrhaft zu erhalten. Wir bringen schwere Opfer, um der Armee und dem Staate diesen Dienst zu leisten, und nicht unsere Unzulänglichkeit ist es, die uns darin, sehr zum Schaden des Staates und gewiß nicht zum Vorteil der Armee, behindert. Nicht leicht ist uns diese Flucht in die Deffentlichkeit geworden; aber angesichts der fortgesetzten Hemmungen, die der Presse ihre patriotische Pflichterfüllung immer mehr erschweren, haben wir uns den Entschluß dazu endlich abringen müssen.

3./X. 1916

Vortragsabend Ludwig Willner.

Ludwig Willner erfreute am Samstag im Konzerthaus eine zahlreiche Zuhörerschaft wieder einmal mit den Gaben seiner edlen Vortragskunst. Abweichend von seinen bisherigen klassischen Programmen ließ Willner diesmal einen Dichter unserer Tage zu Worte kommen — einen Künstler der gewaltigen Erlebnisse des Weltkrieges. Er las aus Albrecht Schäffers „Baterländischen Gedichten des Michael Schwertlos“. Diese impressionistischen Bilder, teils mit realistischer Schärfe gezeichnet, wie die grausige Geschichte des ostpreussischen Bettlers, teils voll lyrischer Symbolik in überflüssige Welten mündend, wie die Legende der Rosa Benoch, wuchsen, gut aneinander gereiht, in dem Munde Willners zu einer ergreifenden Tragödie des großen Krieges empor. Willner war da ganz in seinem Element und holte aus den oft nur schemenhaft gezeichneten Dichtungen auch die verborgensten Stimmungen hervor. Die Hörer gingen willig mit und lohnten dem Künstler mit reichem Beifall.

„Des Michael Schwertlos Vaterländische Gedichte.“

Eine Vorlesung, die Dr. Ludwig Willner kürzlich im mittleren Konzerthausaal aus dem Buch „Des Michael Schwertlos Vaterländische Gedichte“, herausgegeben von Albrecht Schäfer (Inselverlag, Leipzig) hielt, gibt Anlaß, einige Worte über diese Gedichte zu sagen, die unter dem Allerschönsten stehen, was der Krieg an lyrischen Gaben gebracht hat. Herrn Dr. Willner ist es zu danken, daß diese prachtvollen, inhaltlich tiefen und in der Form ganz außerordentliche Verse aus dem Dunkel einer wenig beachteten Bucherschei- nung ins Licht treten. Wir wollen uns in dieser kurzen Besprechung auf die Gedichte beschränken, die Dr. Willner aus dem ziemlich umfangreichen Buche sehr sinnvoll ausgewählt hatte. Zunächst hörte man unter den Schlagwörtern „Kriegsschlacht“ die „Zuneigung“, den „Prolog“ und „Vor den Schlachten“ drei aus einem starken friedlichen Gefühl geborene Gedichte. Die Schön-

heit deutscher Landschaft wird vielfach darin lebendig. Es gibt Strophen von der hohen Art der folgenden:

„Am reinen Himmel über dem Eichwald, zart
Wie Raubreif, hing das Eichelbild des Monchs.
Der Toten Scharen zu erwarten
Standen die Blumen; der Wald nur rauschte.“

Dann das vehemente Gedicht „Der Trommler“, das so beginnt:

„Haut von einem jungen Stier,
Galte aus, gespannt im Prasseln!
Fühl die Häute rütteln, rasseln
Immer stürmischer auf dir.“

Nach diesem Anruf an eine Trommel kommt das Gedicht „Das Geschütz spricht“. Das Geschütz erzählt von seinen Schicksalen. Ein eherner Klang wird wach. Eine zweite Gruppe von Gedichten ist unter den Schlagworten „Frauen-Lazarett-Ostpreußen“ zusammengefaßt. Hier hört man zunächst das schmerzliche, schöne, vorwitzige „O schlohweiße Rose...“ Die beiden ersten Strophen lauten:

„O schlohweiße Rose,
Was fällt du mir ab?
Mein Schatz ist in Rußland,
Da liegt er im Grab.
Sollt Rosen ihm bringen,
Land Rußland ist weit,
Kann's Grab ja nicht finden
In ewiger Zeit.“

Ähnliche Motive schlägt mit ähnlicher Schönheit das Lied „Unterm Eichenbaum“ an. Dann spricht „Die Wahre“. Sie spricht zu dem Verwundeten, der eben auf sie hingebettet werden soll.

„Komm' wundes Haupt, nun komm' auf mir zu ruhn!
Ich ward gemacht, um wohl zu tun...“

Eines der reinsten poetischen Gebilde ist der „Schlaf“. Der „Auszug“ schildert die Flucht der Einwohner aus einem ostpreussischen Dorf vor dem Einbruch der Kosaken:

„Als aber die Worte des Pfarrers verklungen waren,
Sah'n sie ihn dastehen in seinen silbernen Haaren
Unter der Eiche, wo sie sich zum letzten versammelt...“

In erschütternder Klage erzählen dann die beiden Gedichte „Die Schwestern“ und „Der Bettler“ von den Kosakengreueln; von der Freude der Heimkehrenden in das befreite Ostpreußen berichtet „Die Heimkehr“:

„Sie waren wiederum zurückgekehrt.
Ach, dies und jenes war doch unversehrt...!“

Der schöne Kranz aber gebührt der Dichtung „Mosa Zenoch“. In epischer Breite („Geschichte — Legende — Verklärung“) ist hier die Tat und das Schicksal des Heldenmädchens von Mawarusia in Verse geschmiebet, die von allen guten Geistern des Wortes und der Phantasie gesegnet sind. Um dieses Gedichtes willen würde das Buch, in dem es steht, schon Berühmtheit verdienen.

Die „Vaterländischen Gedichte des Michael Schwertlos“ sind ein Liederkranz, der um alles Leid und alle Größe dieser Tage geschlungen ist. Es finden sich darin vielfache Anklänge an den alten, deutschen Volksliederton, vielfach zeugen aber die Verse auch von höchster, sozusagen literarischer Kultur der Sprache. Jedenfalls werden diese Gedichte, ob sie nun von anderen erreicht oder überholt werden mögen, ein Dokument der Zeit bleiben.

Dr. Ludwig Willner machte zu Beginn seiner Vorlesung sogleich darauf aufmerksam, daß der Abend nicht eigentlich einer Unterhaltung gewidmet sei, sondern daß diese schmerzlichen Gedichte zu lesen und zu hören, weit eher eine Art von Andacht sei. Er wendete dann den Gedichten seine ganze seelenvolle Aufmerksamkeit zu und wieder einmal wurde es klar, wie sehr dieser Deklamator im Geist der Dichtungen aufzugehen vermag. Der Eindruck war denn auch ein außerordentlicher. Die tiefe Erschütterung der Zuhörer verhinderte den lauten, tosenden Beifall, den man am Schlusse von Willner-Vorlesungen gewöhnlich zu hören pflegt.

* (Ein nachgelassenes Werk Julius Wiesners.) Der am 9. d. im 79. Lebensjahre verstorbene berühmte Gelehrte, Herrenhausmitglied Hofrat Dr. Julius Ritter v. Wiesner hat, wie wir erfahren, ein eben im Drucke befindliches sehr interessantes Buch hinterlassen, das demnächst im Verlage Pöchel in Berlin erscheinen wird. Der geseierte Naturforscher beschäftigt sich in diesem Werke, das bestimmt war, seine mehr als sechzigjährige Gelehrtenarbeit zu krönen, mit den letzten Problemen naturwissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis, dem Probleme der Erschaffung, Entstehung und Entwicklung. Wiesner, der schon in seinem vor zehn Jahren erschienenen Werke „Geist und Technik“ an der Selektionstheorie Darwins scharfe Kritik geübt hatte, kommt in seinem nachgelassenen Buche als Naturphilosoph zu dem Schlusse, daß die naturwissenschaftliche Erklärung für alle Fälle nicht ausreicht und läßt den Glauben dort einsetzen, wo das Wissen aufhört. Es ist bemerkenswert, daß Wiesners nimmer rastender Geist bis in die letzten Wochen, die den Gelehrten schon ans Krankenbett fesselten, sich diesem naturphilosophischen Buche gewidmet hat, das als sein Glaubensbekenntnis angesehen werden kann.

Gaufterhandel mit öffentlicher Meinung.

Das „Fremdenblatt“ wird zum Verkauf angeboten. Man weiß, daß dieses Blatt das Schicksal so ziemlich aller Blätter der Welt teilt, die ihre Druckerwärze einer Behörde zur Verfügung stellen: sie sind wenig unterhaltend und werden deshalb wenig gelesen. Es ist sonderbar, aber eine Tatsache, daß sogar die sie nicht lesen, denen sie, sei es aus Überzeugung — sogar das kommt vor — gegen bare Bezahlung oder weil es sonst trägt, dienen. Es ist sonderbar, denn wozu hält man sich solche offiziöse Diener als in der Voraussetzung, daß sie die öffentliche Meinung beeinflussen werden? Wie kann man das aber von einem Druckerzeugnis erwarten, das man selbst nicht liest? Langweilige Blätter haben aber noch einen Fehler: daß man sie nicht liest, das könnten die Unternehmer am Ende noch verschmerzen, aber man kauft sie auch nicht — d. h. das Publikum; andere haben sie ein für allemal gekauft — und wenn ein Blatt nicht gekauft wird, so sieht es auch mit den bezahlten Anzeigen und allem übrigen was eine Zeitung verkaufen kann, übel aus; es kommt soweit, daß man nicht einmal mehr die volkswirtschaftlichen Ansichten nutzbringend bewerten kann, und wozu gibt man dann eigentlich eine Zeitung heraus.

Das scheint nun der Fall des „Fremdenblatt“ zu sein. Die „Elbemühl“ Aktiengesellschaft, die es betreibt, zählt darauf, wozu aber der Generaldirektor dieser Zeitungsunternehmung kein Freund ist, namentlich seitdem er selbst Aktien in größerer Zahl besitzt; auch die Firma Schoeller, die sehr genau weiß, daß man nicht vom Daraufzahlen reich wird, scheint das Mäzenatentum satt zu haben, und so erklärt es sich offenbar, daß seit einiger Zeit ein schwunghaftes Angebot in öffentlicher Meinung stattfindet; wer Lust hat Zeitungs herausgeber zu werden, kann seinen Ehrgeiz für eine runde Million befriedigen. Um diesen Preis wird nämlich das „Fremdenblatt“ zum Kaufe ausgeschrieben. Allerdings seien Ehrgeizige darauf aufmerksam gemacht, daß es mit der Million nicht abgetan ist, sondern daß jährlich noch die hübsche Summe dazu kommt, die der Betrieb des „Fr.“ kostet. Man wird vielleicht fragen, warum man sich bisher so viel habe kosten lassen. Die Antwort ist einfach: man hat es durch andere Geschäfte hereingebracht. Die „Elbemühl“ besitzt bekanntermaßen auch eine Druckerei; es gab und gibt viele, die dort drucken ließen, wenn sie Wert auf freundliche Besprechungen in den Blättern der „Elbemühl“ legten; so ziemlich alles was mit Kunst Geschäfte macht, war in dieser Lage. Aber auch in die Welt der großen Geschäfte reichte der Zusammenhang, und vieles was die Herren Schoeller und ihre Freunde durchsetzten, hätten andere, denen kein „Fremdenblatt“ zur Verfügung stand, schwerlich erreicht. Auch eine Zeitung, die daraufzahlt, kann noch immer ein gutes Geschäft sein.

Alles das ist nun zu haben: Einfluß, Geschäfte, Ansehen, wie sie der Besitz eines offiziellen Blattes verschaffen. Es kostet nur eine Million, eine wahre Kleinigkeit in einer Zeit, wo ein Kriegsunternehmer, der sich halbwegs respektiert, soviel für einen Landsitz ausgibt. Wenn Herr Generaldirektor Brinzhorn bisher noch keinen Käufer gefunden hat, so dürfte die Ursache darin zu suchen sein, daß der sonst so geschäftsgewandte Mann diesmal an der unrichtigen Stelle sucht. Er will das „Fremdenblatt“ durchaus einer Bank verkaufen; nun dürfte ja so manche Lust haben, ihren Einfluß in gewissen Kreisen durch den Besitz des „Fremdenblattes“ zu verstärken; aber dem steht die nicht ganz unbegründete Angst entgegen, daß man das was das „Fremdenblatt“ trägt, bei den anderen Börsenblättern einbüßen könnte, denn ungeheuer und für den Außenstehenden gar nicht vorstellbar ist die Eifersucht der Händler mit öffentlicher Meinung untereinander. Eine Bank würde sich zu diesem Geschäft wahrscheinlich nur dann bereit finden, wenn es ihr von einer Seite nahegelegt würde, der man nicht nein sagen kann. Wir meinen deshalb, daß es mit einer Bank nichts sein werde; nicht einmal mit der Bodenkreditanstalt, so große Lust auf einen Truß diese auch hat, denn durch den Ankauf der „Steyrermühl“ hat sie die Hand auf das „Neue Wiener Tagblatt“ gelegt, womit Herr Sieghart vorläufig genug haben dürfte. Ist er doch durch die Beziehungen zum Hause Schoeller ohnehin in der Lage, auf die Betriebe der „Elbemühl“ Einfluß zu üben und hat es deshalb nicht nötig, eine Million, für

die sogar die Bodenkreditanstalt bessere Verwendung hat, für das „Fremdenblatt“ auszugeben. Herr Brinzhorn, dessen Geschäftstüchtigkeit allerdings auf unsere Rat schläge nicht angewiesen ist, wird sich deshalb außerhalb des Schottenring um einen Käufer für sein Schmerzensunternehmen umsehen müssen. Er wird ihn finden. Es gibt immer Geschäfte, die mit dem Einfluß einer Zeitung decken zu können, Sicherheit und Gewinn bringen.

Wenn wir diesen Vorgang auf dem Markte für öffentliche Meinung etwas ausführlicher besprochen haben, so geschieht es, weil er so recht deutlich in die grauenhaften Zustände hineinleuchtet. Zeitungen sind mit wenig Ausnahmen eine Ware gemorden; sie wechseln den Besitzer, wie wenn sie irgend eine andere Fabrik wären, in der ein Bedarfsgegenstand erzeugt wird. Preis und sonstige geschäftliche Fragen entscheiden; das allerletzte sind die Überzeugung und die Ansichten derer, die die Zeitung herausgeben. Sie haben so zu denken und zu schreiben, wie es der Kapitalist, der sie bezahlt, verlangt. Eine Zeitung ist heute regierungsfreundlich durch dick und dünn; käme morgen einer mit dem nötigen Geld und hieße sie regierungsfeindlich sein, so wäre sie es. Diese Gefahr ist allerdings nicht groß; nicht nur weil derzeit der Staatsanwalt das Regierungsfeindlich sein ein wenig erschwert, sondern weil die Leute, die sich Zeitungen für bares Geld kaufen, in der Regel sehr nüchtern denkende Herren sind, und nüchtern denkende Herren Geld verdienen wollen. Dieses aber bejorgt man leichter, wenn man nicht regierungsfeindlich ist, weil Gegnerschaft zur Regierung nicht gerade zu den einträglichen Kapitalsanlagen gehört.

Wir wissen nicht, ob es Herrn Brinzhorn gelingen werde, sein „Fremdenblatt“ an den Mann zu bringen, aber das eine scheint uns sicher zu sein: wenn es ihm gelingen sollte, so wird sich in den Wiener Pressezuständen nicht viel ändern; an die Stelle der Herren Schoeller und der Verkehrsbank wird jemand anderer kommen, der mit bedrucktem Papier anderes bedrucktes Papier zu erwerben sucht: mit Zeitungspapier Banknoten. Darauf läuft ja so ziemlich jeder Schacher auf dem Markte der öffentlichen Meinung hinaus. Dem Herrn Generaldirektor Brinzhorn, der so viele Neuheiten auf den Markt gebracht hat, war es nur vorbehalten, das Feilhalten im Umherziehen, den Gaufterhandel einzuführen. Wir haben die Kolportage mit einzelnen Zeitungsnummern noch nicht, dafür aber die mit ganzen Zeitungs geschäften.

* (Vorlesung Raoul Auernheimer.) Der Wiener Volksbildungsverein begann gestern nachmittag seinen diesjährigen Sonntagsvortragszyklus „Krieg und Kultur“ mit einer Vorlesung Raoul Auernheimers im Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereines. Der Vortragende bat einleitend um Entschuldigung, daß er im Rahmen dieser Veranstaltungen keine Kriegsgeschichte vorlese. Obwohl der Krieg den Erzählern Stoffe auf zumindest zwanzig Jahre hinaus böte, seien doch die meisten Kriegsgeschichten in literarischer Beziehung zweifelhafter Natur, und ein Offizier im Felde habe ganz entschieden das Richtige mit der Behauptung getroffen, die Kriegsgeschichten entstünden an Mahagonischreibetischen. Daher wolle er eine längere Erzählung vorlesen, deren Handlung sich knapp vor Kriegsausbruch abwickle und die auch ein Stück „Kultur“ zeige. Mit feiner Zurückhaltung las sodann Auernheimer „Laurens Hallers Braterfahrt“. Der kleine Staatsbahnbeamte dieses Namens hat eine junge, hübsche und leichtsinnig veranlagte blonde Frau. Trotz dem sie bei ihren beschränkten Einkünften nur mit großer Mühe das Auskommen finden, fordert Flora, die Gattin, einmal von ihrem Mann als Geburtstagsgeschenk eine Braterfahrt in einem Fiaker. Nach vielem Sträuben gibt Laurens Haller nach. Aber diese kostspielige Braterfahrt, die schon schlecht beginnt, wird Haller zum Verhängnis. Er zerfällt sich darüber mit seinen neidischen Bureaukollegen, verwirft dadurch, für einen wohlhabenden Herrn gehalten, sein fast schon gesichertes Abancement, Flora stürzt sich in Schulden über Schulden, wird eitel und puzsüchtig und frischt fragwürdige Bekanntschaften auf. Ja noch mehr: in der Ardeau traf sie einen ältlichen Witwer, namens Leopold Gattinger, angeblich einen Freund ihrer Familie, der in seinen zudringlichen und immer häufiger werdenden Bewerbungen um ihre Gunst von Flora ermutigt wird, bis Laurens an einem Vormittag unerwartet nach Hause kommt, die beiden in einem gärtlichen Beisammensein fürdet und seinem verpfuschten Leben durch Selbstmord ein jähes Ende macht. Die Vorzüge dieser Erzählung liegen hauptsächlich in der liebevollen Schilderung des Kleinbürgerlichen Milieus, in der genauen Wiedergabe Wiener Verhältnisse und in ihrem etwas sarkastischen Humor, der recht gut gefiel und allgemeine Beifall hervorrief. Das Publikum nahm die feine Arbeit mit lebhaftem Beifall entgegen.

17./X. 1916

„Basem der Grobschmied.“ Ein Plagiatsvorwurf gegen den Schriftsteller Otto Stoeßl

Der Wiener Schriftsteller Leopold Jacobson hat gegen den Autor des vorerst anonym eingereichten Burgtheaterstückes „Basem, der Grobschmied“, als der sich später der Schriftsteller Otto Stoeßl entpuppte, den Vorwurf des Plagiats erhoben. Herr Jacobson führte Stellen aus einer Marryatschen Novelle vor und weist an den handelnden Personen sowie an Detailbemerkungen, die Regiefragen und untergeordnete Handlungen betreffen, nach, daß Herr Stoeßl sein im Burgtheater mit bestrittenem Erfolg aufgeführtes Werk von Marryat abgeschrieben hat. In Theater- und Literatenkreisen hat die Anschuldigung beträchtliches Aufsehen hervorgerufen, um so mehr, als der Umstand, daß Herr Stoeßl sein Werk dem Burgtheater anonym eingereicht hatte, die Verdachtsgründe verstärken mußte.

Nunmehr wird uns von zuständiger Seite der Fall folgendermaßen aufgeklärt. Herr Stoeßl hat niemals, auch im Burgtheater nicht, daraus ein Hehl gemacht, daß sein Thema eine knappe Erzählung aus „Tausend und ein Tag“ (Inselverlag) zum Vorwurf hat. Der Weg von der Novelle zum dramatischen Bühnenstoff ist ein sehr weiter, und Autoren von erheblichem Rang haben schon aus kleinen Skizzen größere Werke gestaltet, ohne daß gegen sie darum ernstlich der Vorwurf des Plagiats erhoben werden konnte.

Der Abend
17. IX. 1916

145

Haushandel mit öffentlicher Meinung.

Wir erzählten gestern, daß das Fremdenblatt zum Ver-
kaufe ausboten und daß ein Kaufschilling von einer Million
verlangt wird. Das „Fremden-Blatt“ sucht heute diese in ganz
Wien bekannte Tatsache durch die folgende, an die Spitze des
Blattes gestellte Mitteilung wegzuleugnen:

„Zwei Wiener Blättchen, die in der jetzigen
Kriegszeit anscheinend nichts Besseres zu tun haben, als
sich mit internen Angelegenheiten anderer Zeitungen zu be-
fassen, kolportieren die Nachricht, daß das „Fremden-Blatt“
zum Verlaufe ausboten wird. Wir halten es unter unserer
Würde, von diesen Blättern eine Berichtigung zu verlan-
gen. Um aber allen weiteren Treibereien zu begegnen, wollen
wir hier ausdrücklich erklären, daß bei unserem Blatte
von einem Besitzwechsel keine Rede ist und daß zu einem
solchen auch gar kein Anlaß vorliegt.“

Das eine Blättchen ist offenbar die „Reichspost“, da diese
etwas über den Gegenstand gebracht hat; wir überlassen
es ihr, sich zu verteidigen. Das andere Blättchen ist der
„Abend“. Zur Sache selbst bemerken wir, da wir weder die
Richtigstellung noch die Entrüstung des „Fremden-Blattes“
übermäßig tragisch nehmen wollen, nur folgendes: Das
„Fremden-Blatt“ ist mit solchem Eifer angeboten worden, daß
man es als stadtbekannt bezeichnen kann. Wer sich darüber
Gewißheit verschaffen will, der bedarf keineswegs etwa der
Belanntschafft von Bankdirektoren, Kommerzialräten und
solchen, die es werden wollen. Auch wer nur den Pförtner
irgend einer Bank befragt, kann sich unschwer die Bestätigung
verschaffen. Dies dürfte wahrscheinlich auch der Grund sein,
warum es die Unternehmung des Herrn Prinzhorn unter ihrer
Würde hält, eine Berichtigung zu verlangen.

Schließlich noch eines: Interne Angelegenheiten anderer
Zeitungen sind uns völlig gleichgültig. Das weiß Herr
Prinzhorn, dessen interne Angelegenheiten so viel Stoff zur
abfälligen Besprechung geben würden, sehr genau. Wir be-
sprechen Zeitungsangelegenheiten nur insofern, als sie als
Kränkheiten des öffentlichen Lebens dazu Anlaß geben.

17. X. 1916

In eigener Sache.

Zwei Wiener Blättchen, die in der jetzigen Kriegszeit anscheinend nichts Besseres zu tun haben, als sich mit internen Angelegenheiten anderer Zeitungen zu befassen, kolportieren die Nachricht, daß das „Fremden-Blatt“ zum Verkaufe ausgedoten wird. Wir halten es unter unserer Würde, von diesen Blättern eine Berichtigung zu verlangen. Um aber allen weiteren Treibereien zu begegnen, wollen wir hier nachdrücklich erklären, daß bei unserem Blatte von einem Besitzwechsel keine Rede ist und daß zu einem solchen auch gar kein Anlaß vorliegt.

18. X. 1916

Verbotene Zeitschriften in Oesterreich. In Oesterreich wurden amtlich eingestellt und mit Gerichtserkenntnissen vom April bis Juni 1916 verboten insgesamt 105, und zwar 78 tschechische, 13 italienische, 8 deutsche, 1 französische, 1 ruthenische, 1 englische und 1 hebräische Zeitschrift. — Das Postdebit wurde in dieser Zeit 6 ausländischen Druckschriften entzogen, und zwar 2 deutschen (Holland und Schweiz), 3 französischen (Schweiz und Holland) und 1 tschechischen (Nordamerika).

Zeitung

Unterhaltungsblatt

Geschäftsstunden: Redaktion von 9 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends; Anzeigenteil und Expedition 8—12 Uhr vormittags und 3—7 Uhr nachmittags; Druckerei 8—1 Uhr und 3—6½ Uhr.

gann", hervorgetreten; die zweite nahm sie am 22. August 1915 an. Sie hatte den Ehrgeiz, ein „Tagesblatt“ zu sein, erschien also täglich mit Ausnahme des Montags. Heute hat aber auch dieser Tag sein Blättchen. Am 24. September 1915 wurde nach fünfmonatlichem Erscheinen die letzte Nummer der ersten Folge, Nr. 131, ausgegeben. Am 1. Dezember 1915 trat die „Wacht im Osten“ von neuem ins Leben. Bis heute ist ihre Auflage auf 10 200 Exemplare gestiegen. Sie führt im Titel einen Meldereiter. Leider ist sie inhaltlich recht wenig eigenartig. Hauptächlich ist sie Nachrichtenblatt, was vielleicht daran liegt, daß der Osten nicht soviel Verkehrsbeziehungen zu Deutschland hat und deshalb mehr auf Nachrichten angewiesen ist. In Ermangelung eigener Illustrationen bringt sie wöchentlich einmal die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Zeit im Bild“.

Der ehemaligen deutschen Südmarmee gibt die „Kriegszeitung des Korps Marschall“ echt soldatischen Lesestoff. Ihr Reiz besteht darin, daß sie Deutschen und Österreichern zugleich dient. Infolgedessen ist ihr Inhalt nicht bloß auf einen deutschen Gedankenkreis gestimmt. Söhne der Alpen sowohl wie die wadern Pommern und Märker finden in ihren Zeilen das Ausdrucksmittel ihrer Gefühle über den Kampf an ferner Front. Sie wurde am 25. Oktober 1915 nach dem großen Siegeszuge von den Karpathen zur Strypa gegründet und erscheint seitdem in ununterbrochener Folge. Ihre Schlußnummer ist Nr. 14 am 1. Januar 1916, in der sich faksimilierte Neujahrsgrüße des Armeekorpskommandanten Erzherzog Friedrich (Einigkeit macht stark!) und des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Joseph (Mit Gottes Hilfe zum endgültigen Sieg!) befinden. — Ortlich steht ihr die „Feldzeitung der Bugarmee“ — natürlich der ehemaligen — nahe. Doch hat sie wieder einen sehr stark politischen Einschlag. Zu ihren Mitarbeitern zählen die bedeutendsten Vertreter deutscher Wissenschaft und Dichtung. Sie wurde am 18. Februar 1915 gegründet und erscheint, ihrem politischen Charakter entsprechend, täglich, seit längerer Zeit in Brest-Litowsk. — Der Armeekorps dient seit Beginn dieses Jahres die „Kriegszeitung von Baranowitsch“, die wöchentlich zweimal herauskommt. Neben den amtlichen Berichten bringt sie hauptsächlich Schilderungen und Erlebnisse. Von den Fragen der großen Politik bleibt sie ziemlich unberührt. Ähnlich die am 19. Februar 1916 ins Leben gerufene „Novogrodeler Kriegszeitung“, wenn sie auch in ihrem Titelbild die Türme von Novogrodok mit Telegraphenmast und Antenne flankiert. Allwöchentlich erzählt sie dem Feldgrauen von seiner Umgebung, seinen Taten und seinen Wünschen.

Die beste und umfangreichste Feldzeitung des Ostens ist die „Zeitung der 10. Armee“ mit der wöchentlichen illustrierten Beilage „Der Scheinwerfer“. Zum erstenmal kam sie am 9. Dezember 1915 heraus. Sie erscheint dreimal wöchentlich. Ihr Herausgeber ist der Leutnant der Reserve Urag. In der „Zeitung der 10. Armee“ verbinden sich politische Tageszeitung und Feldzeitung zu einer seltenen Harmonie. Da sie in Wilna erscheint, kann sie den Nachrichtenteil ziemlich beschränken. Hierfür sind die übrigen Abschnitte um so reicher ausgestattet. Die erste Stelle nehmen natürlich Berichte über Heldentaten ein. Daneben finden sich jedoch auch Aufsätze über Land und Leute von tüchtigen Kennern geschrieben. Wirtschaftsfragen für draußen und daheim werden erörtert; alles, was den Soldaten angeht, findet eine Stätte. Ja, selbst die kleine Erzählung und neuerdings sogar längere Novellen kommen zu Wort, eine Erscheinung, die man nicht oft in Feldzeitungen findet. Die neuesten Errungenschaften der „10. Armee“ sind zwei Beilagen, „Der Beobachter“ mit vorzüglichen Kartenstücken des Kampfgebietes in Rußland und „Die Seelenachse“, die für anspruchsvollere Leser bestimmt ist. Einfach mustergültig an ihr sind die Überschriften der einzelnen Rubriken. Nach den politischen Nachrichten und Berichten kommt der „Ausgang“ (kleine politische Nachrichten). Dann „Zwischen Wilsa und Düna“ (Lokales). Weiter „Broden“ (Bermischtes), „Unser Spaten“ (Geschichtskalender), „Schnurrpfeifer“ (Humor), „Kopfnüsse“ (Rätsel und Schachaufgaben), dazu der „Rufknacker“ (Auflösungen der Rätsel usw.), „Antreten!“ (Zusammenkünfte), „Helm ab!“ (Gottesdienst), „Laubfrosch“ (Wetter), „Durchsagen“ (Militärische Anordnungen). Wenn auch in fast allen Feldzeitungen sich derartige Abteilungen finden, oft auch noch ein Fragekasten, so eigenartig in der Benennung ist doch keine. Der seit dem 27. Januar 1916 beigegebene „Scheinwerfer“ ist meist ein illustrierter Wochenbericht, wenn auch nur immer ein Thema behandelt wird. Allein um für die einsamen Nächte etwas Unterhaltung zu geben, druckte der „Scheinwerfer“ in Nr. 10 eine sehr praktisch angelegte Karte des Sernenhimmels im Monat April ab. Mehr kann man doch nicht verlangen. — In dem nördlichsten Teil unserer Ostfront erscheint seit dem 9. März d. J. zweimal wöchentlich die „Dünazeitung“, ein Blättchen in Quartformat, das durch seine Zierlichkeit an die Feldzeitungen der Befreiungskriege erinnert. — Unter dem Namen „Kriegszeitung der 11. Armee“ zeichnet ein kleines, allerdings täglich erscheinendes Blättchen, das unsere Truppen in Serbien unter General v. Gallwitz mit Nachrichten versorgt.

Bedeutend vielgestaltiger als die Feldzeitungen des Ostens sind die des Westens. Die reiche Kultur Frankreichs gibt eben eine

andere Unterlage ab als das von Wegen und Eisenbahnen nur kümmerlich erschlossene Rußland. Wenn auch der Osten den Ruhm der ersten Feldzeitung hat, so ist immer zu beachten, daß sie auf altpreussischem Boden erschienen. Dagegen sind im Feindesland die ersten Kriegszeitungen in Frankreich entstanden. Kaum war hier der Eilmarsch auf Paris zum Stehen gekommen und die ersten Gegenstöße der Franzosen abgewiesen, als bei der II. Armee, damals noch unter Bülow, im Lager zu Reims der Plan eines Nachrichtenblattes auftauchte. Wie originell man sich noch in seinem Denken glaubte, beweist, daß man dem jungen Sproßling kurzweg den Namen „Armeezeitung“ gab, den sie übrigens bis heute beibehalten hat. Deshalb unterscheidet man sie nach ihrem Drucker. Zuerst, vom 30. September 1914 an, war dieser Charleville, allerdings nur für ganz wenige Nummern, dann vom 5. November 1914 an St. Quentin. Nach diesem Orte wird sie noch heute genannt. Anfänglich wurde die Zeitung in zwangloser Folge herausgegeben. Die Auflage war auf 4000 beschränkt. Später stieg sie bald auf 10 000 und, nachdem in St. Quentin eine große stillliegende Druckerei entdeckt war, in der sich übrigens moderne deutsche Maschinen befanden, konnte bei dreimal wöchentlichem Erscheinen die Auflage auf 25 000 gesteigert werden. Allerdings genießt die „Armeezeitung“ eine große Unterstützung aus der Heimat, von wo ihr vielfach Druckplatten und Klischees zur Verfügung gestellt werden, z. B. vom Verlag der „Lustigen Blätter“. In dieser Hinsicht hat sich auch der Verlag B. G. Teubner ausgezeichnet, der zahlreichen Feldzeitungen die Blätter zu den bauerischen Charakterköpfen lieferte. Die Armeezeitung hat ihre ursprüngliche Absicht, ein Nachrichtenblatt zu sein, bis heute beibehalten. Nach den amtlichen Telegrammen werden lediglich Ausschnitte aus deutschen Tageszeitungen bzw. der Völler Kriegszeitung abgedruckt. Eigenberichte sind höchst selten. — Dasselbe gilt von der ziemlich zur selben Zeit gegründeten „Feldzeitung der 5. Armee“. Sie erscheint täglich und legt deshalb den größten Wert auf die schnelle Verbreitung von Nachrichten. — Recht erfolgreiche Versuche, vom Nachrichtenblatt zur Feldzeitung zu kommen, macht die „Kriegszeitung der 7. Armee“, die in Laon erscheint. Sie wurde am 24. Oktober 1914 gegründet unter dem Titel „Kriegszeitung“ und kam bis zum 1. April 1915 wöchentlich einmal, von da an zweimal heraus. In ihrer Aufmachung ähnelt sie sehr einer Tageszeitung. Der Stab ihrer Mitarbeiter ist ziemlich groß, dagegen wollen sich Erzählungen über Selbsterlebnisse noch wenig durchsetzen. Redaktionell-technisch ist sie ausgezeichnet. Sie gibt sogar über die ersten 75 Nummern ein gut gearbeitetes Inhaltsverzeichnis heraus.

Den umgekehrten Fall, daß eine ehemals vorbildlich zu nennende Feldzeitung in ihrem Inhalt immer mehr verflacht, haben wir bei der „Kriegszeitung der 14. Division“. Ihr Anfang ist geradezu klassisch in seiner Art. Ein Blatt Papier ohne Nummer und Datum (2. 11. 14?). Ein paar amtliche Berichte. Das Eisener Kreuz I. Klasse haben in letzter Zeit erhalten: folgen die Namen. Darunter die Darstellung einer Heldentat wie ein Epigramm. Das ist alles. Die spätere Nummern sind ohne irgendwelche Nachrichten. Die Division hält mit sich Ausprüche. Daneben die Listen der Empfänger des Eisernen Kreuzes, manchmal so lang, daß fast die ganze Nummer damit angefüllt ist, eine wortarme und doch so beredete Regimentsgeschichte. Später kommen auch Aufsätze über Heldentaten, fast ausnahmslos in einer merkwürdig kernigen Sprache, so daß die ganze Zeitung immer wie aus einem Guß erscheint. Eine besondere Stelle nimmt die Dichtkunst bei der 14. Division ein. Während andere Feldzeitungen oftmals vernehmlich bitten: „Nicht soviel Verse!“, fordert unsere Zeitung dazu auf. Ja, sie bringt Nummern heraus, die ganz mit Gedichten angefüllt sind. Und versenkt man sich einmal in diese Schützengrabenspoesie, so versteht man, warum der Herausgeber, Rittmeister v. Marschall, seine Leute zur Dichtkunst ruft. Alle Verse sind im ersten Jahre und darüber hinaus von einem Gedanken erfüllt: Der gegenüberstehende Feind! — Engländer! — Ein überkommenes Gefühl und die schweren Tage von Neuve Chapelle im April 1915 fordern denselben Ton: „Haß gegen England!“ — ein Ton, der zwar scharf klingt, der aber zu einer straffen Geschlossenheit veranlaßt.

Zu den bekanntesten und höchststehenden Blättern gehört die „Völler Kriegszeitung“, die sich neuerdings durch ihre „Auslesen“ auch in der Heimat einen stetig größer werdenden Leserkreis erworben hat. Sie wird von den bekanntesten Schriftstellern Paul Oskar Höcker und Georg v. Dmpteda herausgegeben, was nicht wenig zur Erhöhung ihres Ruhmes beigetragen hat. Am 8. Dezember 1914 wurde sie für die Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern ins Leben gerufen. Sie erscheint monatlich zehnmal. An Soldaten wird sie umsonst abgegeben, dagegen dürfen Nichtsoldaten die Nummer mit 30 Pfennig bezahlen. Sie hat von vornherein auf Nachrichtenvermittlung verzichtet. Diese überließ sie den ihr nahestehenden „Völler letzten Kriegsnachrichten“, die in der Gestalt von Flugblättern die neuesten Funkprüche verbreiten. „Dennoch“, sagt Paul Höcker in einem Rückblick, „ist in ihrem Werden und Wachsen doch deutlich der Putschschlag dieser großen Zeit mit ihrem sieberhaften Erwartern, ihren stolzen Überraschungen zu spüren.“ Die „Völler Kriegszeitung“ hat dank einer rührigen Werbearbeit einen ungeheuern

Deutsche Feldzeitungen.

Von Dr. Hermann Drenhaus.

Feldzeitungen! Eine neue Literatur eröffnet sich uns in diesem Kriege. Unmittelbarstes Erleben aus dem Donner der Schlacht, aus dem heißen Ringen über und unter der Erde teilt sich uns mit, nicht im Feldpostbrief als persönliche Gabe, nein, aus dem Schützengraben gedruckt in der Form einer Zeitung. Zwar ist diese zunächst für den Schützengraben, das Kampffeld bestimmt. Soldaten drucken sie nicht nur, sie bestreiten auch größtenteils ihren Inhalt. Wenn man die heutige stattliche Zahl von 50 Feldzeitungen und ihre reiche Ausstattung sieht, so denkt man kaum noch an die Schwierigkeiten, die anfangs überwunden worden sind. Zunächst der Druck. Im Westen konnten die vorgefundnen Maschinen mit einiger Nachhilfe bald benutzt werden. Anders im Osten. Hier mußten aus Deutschland die Schriftzeichen bezogen werden, da sich die slawischen nicht eigneten. Die Papierfrage konnte leichter gelöst werden. Vorhandene Vorräte wurden benutzt, wenn ihre Farbentöne sich nur einigermaßen in der Nähe des Weiß hielten.

Als älteste Kriegszeitung des „Weltkrieges 1914/16“ bezeichnet sich selbst die „Kriegszeitung der Feste Boyen und Stadt Löben“, anfangs geleitet von Rittmeister v. Negelein. Ein bescheidenes vierseitiges Blättchen mit dem Eisernen Kreuz im Titel. Geplant war ein 14tägiges Erscheinen, oder nach Bedarf. Dieser scheint in dem letzten Jahre nicht besonders groß gewesen zu sein. Denn bereits im Dezember 1914 waren elf Nummern erschienen, bis heute aber erst 33. Ein besonderer Reiz dieser Zeitung sind die Erlebnisse meist älterer Landwehrleute aus der Zeit von Löbens Not. Hier paaren sich Kriegerstolz und Heimatliebe zu einem tiefwirkenden Klang. — Auf ein stattliches Stück Geschichte kann dagegen die „Wacht im Osten“, früher mit dem Untertitel „Soldauer Kriegszeitung“, jetzt „Feldzeitung der XII. Armee“ zurückblicken. In ihrer ersten Fassung ist sie am 23. April 1915, „als der Stellungskrieg an der Rarew be-

Thronfolgerpaars ein kleines, schimmerndes Sarglein: das frühverstorbene Kind. Sie bleiben nicht mehr lange den Blicken so frei zugänglich. Die Leichen werden erst noch endgültig in marmornen Sarkophagen beigesetzt.

Der Pfarrer lädt uns ein, den Namen in das aufliegende Buch einzutragen. Eine seltsam anspruchslose, kunterbunte Sammlung von Handschriften: neben solchen hoher und höchster Herkunft — vom 21. Mai ist die Eintragung vieler Mitglieder des Kaiserhauses da — schlicht-bürgerliche ohne Rang und Titel. Ein Familienbuch der Pietät. Es wird in den nächsten Tage recht vollgeschrieben werden. Die Besuche mehren sich, und man merkt an Sonntagen das Herannahen des traurigen Erinnerungstages. Selbstverständlich gehört er wieder der engeren Familienpietät.

Wir treten wieder in dem leuchtenden Park, der des Erzherzogs Kindheitsstätte gewesen ist. Nein, wahrhaftig, dieses Artstücken wirkt gar nicht geschichtlich und elegisch. Man erinnert sich, daß der Vater des ermordeten Thronfolgers, Erzherzog Karl Ludwig, Bürgermeister des Ortes gewesen ist. Und so ruht denn auch der erlauchte Sohn an der Seite seiner Gemahlin als ein zuständiger Privatmann, auf den gerade hier, wohin er sich bei Lebzeiten so gern zurückgezogen, seine Reminiscenz an sein hohes, mit dem Reich auf ewig verknüpftes Schicksal ein Anrecht hat. . . .

Goldatenlieder.

Von Peter Rosegger.

Bei diesem Krieg will jeder mittun. Wer nicht bei den Soldaten ist, der will im Hinterland irgend etwas leisten oder wenigstens raten und vorschlagen. Tausend Vorschläge, wie man dies und das anders machen, besser einteilen, richtiger verwerten könnte. Zur Krieg gibt's auch allerhand Dinge, die wert

und das führt mich darauf, daß auch ich jetzt einen Vorschlag mache. Man hört, daß am den Fronten von den Soldaten, besonders von den besten, allerhand Lieder gebietet und gesungen werden, Kampflieder, religiöse Lieder, Schellen- und Spottlieder, Heimatslieder usw. Sie eimen auf Herabwürdigung, auf andern auf Ereignisse und Zustände zu

und daß man sie für den Frieden herrichte und künftigen Saken aufbewahre.

Feuilleton

Niesche und die deutsche Kultur.

In der französischen und englischen Presse, besonders aber auch in der ersten Kriegskultur, hat man immer wieder die Behauptung, daß die völkerverwundlichen und militäristischen Ideen, die man in diesem Kriege bekämpfen behauptet, hauptsächlich durch drei hervorragende Schriftsteller dem deutschen Volk eingeprägt worden sind, und als solche werden genannt: Treitschke, Bernhardt und Niesche. Ueber Treitschke und Bernhardt soll hier nicht weiter gesprochen werden. Niesche kommt aber zweifellos ganz mit Unrecht in ihre Gesellschaft. Wenn auch manche seiner bekannten Ausprüche, wie der vom Uebermenschen und der von der blonden Bestie, den Struwwelpeter der englisch-französischen Kritik erklärlich erscheinen lassen, so genügt doch das gesamte Werk Niesches gegen die ihm zugeschriebenen politischen Tendenzen. Es muß deswegen als ein Verdienst des bekannten Schriftstellers Dr. Julius Meiner angesehen werden, wenn er in einer jetzt erscheinenden kleinen Schrift: "Friedrich Niesche, der Amoralist und Antikrist" (Verlag des Verlagsbuchhandlung, Stuttgart), sich auf Grund einer genauen Kenntnis und Durchforschung der Schriften Niesches der Arbeit unterzogen hat, die politischen Anschauungen Niesches aufzudeckeln, aus denen sich wohl ergibt, daß Niesche, soweit er als politischer Schriftsteller überhaupt in Betracht zu ziehen ist, entschieden nicht mit Treitschke und Bernhardt in einem Atem zu nennen ist, sondern eher auf die gegenüber Seite gehört. Dr. Meiner schreibt:

Niesches Stellung zu seinem Vaterlande, zu seiner Kunst und Wissenschaft und zu ihren klassischen Vertretern hat im Laufe seines Lebens eine gründliche Wandlung erfahren. Man findet selten bei ihm ein uneingeschränktes Lob des deutschen Volkes und seiner Kultur. Schon seine Bemerkungen aus der frühesten Zeit sind zurückhaltend; kühl auch dort, wo genug Anlaß zu Lob vorhanden ist. Aber je älter er wird, desto kritischer, abnehmender, gefäßiger wird er. Es scheint, daß nicht nur der überwiegende Aufsichtshalt im Ausland, sondern auch die Enttäuschungen fremdlicher Natur und verlegte schriftstellerische Persönlichkeit dabei eine Rolle spielen. Sagt er doch im "Ecce homo", Kapitel "Der Fall Wagner", Nr. 4: "Behn Jahre; und niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillstehen zu verteidigen, unter dem er vergraben lag."

Während das Ausland sich bereits mit ihm beizügelt, gab es in Deutschland nur einige Leier seiner Schriften. "Man fragte mich öfter, wozu ich eigentlich deutsch schreibe: nirgendwo würde ich schlechter gelesen als im Vaterlande. Aber wer weiß zulezt, ob ich auch nur wünschenswert gelesen zu werden?" ("Götterdämmerung", Nr. 51.) Er hat im Jahre 1866 eine Rede in Leipzig oder München sich niederklassen, er mußte aber diesen Gedanken aufgeben und schrieb darüber in einem Briefe an seine Schwester: "Was habe ich bei meinem letzten Aufenthalt in Deutschland wieder für Demütigungen und Dummheiten heruntergeschlucken müssen. Ich habe Stunden einer jenseitigen Depression erlebt, die mir in Wahrheit schwerlicher Er-

innerung sind." Leider ist nicht bekannt, wer ihm diese Demütigungen bereitet hat. Seine mifglückten Versuche, an einer reichsdeutschen Universitäts festem Fuß zu fassen, während so viele unbedeutende Professoren es dort zu angehen und einträglichen Stellungen gebracht haben, mögen nicht wenig sein Urteil über deutsche Kultur beeinflusst haben. Er hat auch dafür die deutschen Gelehrten nicht gerade rücksichtsvoll behandelt; er hat von ihnen kein schmeichelhaftes Bild entworfen, er nennt sie Schafe und Falschmünzer. Wie überlegen er sich den deutschen Professoren gegenüber dünkte, ist auch aus folgender Briefstelle aus dem Jahre 1885 zu ersehen. Er schreibt unter anderem an seine Schwester: "Es fällt mir fast jeden Tag genug ein, daß deutsche Professoren daraus zwei dicke Hände machen könnten." Auch der Verfasser von "Menschliches, Muzenmenschliches" war nicht frei von Fehlern, die er so scharf an anderen geißelte, und unter diesem Gesichtspunkte müssen auch viele der hier folgenden Äußerungen bewertet werden.

Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges schrieb er an seine Mutter: "Es gilt unserer Kultur! Und da gibt es kein Opfer, das groß genug wäre! Dieser staunenswürdig französische Tiger!" Damals bedauerte er, daß er als Walter Professor den Feldzug nicht mitmachen durfte, aber er ging als freiwilliger Krankenpfleger und war als solcher vier Wochen tätig, bis ihn eine Diphtherieinfektion an der Fortsetzung hinderte. Später urteilte er über den Deutsch-Französischen Krieg ganz anders.

Ein Deutscher ist großer Dinge fähig, sagt Niesche, aber es ist unabweisbar, daß er sie tut: denn er gehorcht lieber, wo er kann,

weil das seinem trägen Geiste mehr zusagt. Da-gegen pflegt er in der Not, wo er auf sich selbst angewiesen ist, seine Kräfte zu entdecken. "Die deutschen Gelehrten, die bisher das Ansehen hatten, die Deutschen unter den Deutschen zu sein, waren und sind vielleicht noch so gut wie die deutschen Soldaten wegen ihres tiefen, fast kindlichen Sinnes zum Gehorchen in allen äußeren Dingen und der Hingabe, in der Wissenschaft viel allein zu stehen und viel zu verantworten; wenn sie ihre stolze, schlichte und geduldige Art und ihre Freiheit von politischer Marrheit sich zu sichern wissen, in Zeiten, wo der Wind anders bläst, so steht noch Großes von ihnen zu erwarten: so wie sie sind (oder waren), sind sie der embryonische Zustand von etwas Höherem... Wenn je ein Deutscher etwas Großes tat, so geschah es in der Not, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebrochenen Fäden, der gespartesten Besonnenheit und oft der Grobheit. — Der Umgang mit ihnen wäre wohl anzufragen — denn fast jeder Deutsche hat etwas zu geben, wenn man versteht, ihn dahin zu bringen, daß er es findet, wiederfindet."

Das neue Deutschland besitzt viel ererbte und angelernte Tüchtigkeit, so daß es den aufgeschäufelten Schatz von Kraft eine Zeitlang selbst verschwendend ausgeben darf. Aber es ist nicht eine hohe Kultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack. "Es zählt sich teuer, zur Macht zu kommen: die Macht verbummt... Die Deutschen — man hieß sie einst das Volk der Denker; denken sie heute überhaupt noch? ... Die Politik verdingt allen Ernst für wirklich geistige Dinge —, Deutschland, Deutschland über alles, das war das Ende der deutschen Philosophie... Gibt es

Geistige Erhebungen im Weltkrieg.

Von Dr. Richard v. Krahl.

Ueber Hermann Bahrs neuesten Roman „O im elfa brt“ habe ich über ein sehr bedeutendes Dokument der Zeit schon ausführlich im „Morgenpost“ berichtet. Aber das Werk fordert uns heraus, es im Zusammenhang mit der ganzen Kultur-entwicklung unserer Zeit zu betrachten. Dabei kommt es denn nur teilweise die Anfündigung des Verlages richtig, dieses Werk sei ein Roman des Katholizismus. Es ist vielmehr ein Roman des Glaubens und behandelt somit in erster, grundsätzlicher Weise jenes Thema, das Goethe für das Hauptthema aller Weltgeschichte erklärt hat. Allerdings spielt sich dieses Thema bei Bahrs durchaus auf dem Boden der katholischen Kirchengeschichte ab, aber ohne jedes Vorzeichen gegen den Protestantismus; der Burgfriede wird so wenig verletzt, daß überhaupt der Protestantismus so gut wie gar nicht genannt wird. Aber dazu war ja auch in der katholischen österrömischen Umwelt, in der der Roman spielt, gar keine Veranlassung. Es handelt sich vor allem darum, ob der Geld des Romans, der gelehrte und vielbesagte Graf Franz, glänzend werden kann oder nicht; daraus ergibt sich allerdings schon eine bestimmte Konfession wenigstens in dem Sinne, daß jeder Indifferentismus ausgeschlossen bleiben muß.

Es liegt mir hier nicht so sehr daran, den Roman als Kunstwerk zu würdigen; ich gesehe, daß mich jedes Kunstwerk nur insofern interessiert, als es etwas ausspricht und ausdrückt; und ich glaube, daß dies auch die richtige Ästhetik ist. Die Gesellschaft in Betracht kommenden Künsten. Es gibt Künstler, deren Zweck nur Selbstverwirklichung ist; das ist eine Kunst, die uns nichts angeht, da sie das Arten spielen ebenso selbstverwirklichend. Es gibt Künstler, die ein Gewerbe aus geistiger Prostitution machen; das gehört in die Kategorie der Kunst, die wir nicht in die Ästhetik. Es gibt Künstler, die Romane schreiben, weil diese etwas mehr eintragen als das Strumpfwirren und ähnliche Handarbeiten; das gehört in die Nationalökonomie. Wirkliche Kunst im Sinne der Ästhetik ist aber nichts anders als der Ausdruck des Wahren, Guten, Neuen und Wesentlichen durch das Mittel der genialen Anschauung. In diesem Sinne gehört die Kunst zur Philosophie und zur Moral, zur Politik, ja zur Religion; gibt es doch auch eine notwendige kirchliche Kunst. Für diese Auffassung der Kunst, welche auch die Auffassung der klassischen Griechen ebenso wie die aller großen Kunst-

seiten war, kämpfte ich seit Jahrzehnten vergeblich, und es ist mir völlig klar, daß ein großer Teil der Kultur an der Unzulänglichkeit aller anderen Bestrebungen der Zeit darin liegt, daß dem Volk in allen seinen Ständen und Schichten von Seite der bürgerlichen Kreise und Institutionen diese wahre Kunst vorenthalten wird. Die Aufgabe des Staates und aller anderen moralischen und sozialen Gesellschaften müßte sein, dem Volk, der Nation, der Gesellschaft, der Gemeinde den Sinn alles Besiehenden durch alle künstlerischen Mittel anschaulich darzustellen. Im antichristlichen Gleichnis oder Beispiel müßte auf unseren Theatern, in unserer Vortragssälen, bei jedem Fest, bei jeder Gelegenheit dem Volk gezeigt werden, was Deutschland reich ist, was Nation, was Sitte, was Tradition, was Recht, was Glauben, was Kaiserthum und Kirche, was Staat und Stadt, was Pflicht, Gewissen ist. Wie in den Physiologie spielen müßte das Volk den Schreier von den Geheimnissen des Unfaßbaren, aber um so wesentlicher Seienden gehoben sehen; es müßte Erde und Himmel, Hölle und Burgatorium wie einst bei Dante zum Greifen und zum Schreien nahe gebracht sehen. Nur wenn das, sowohl auf dem Theater, wie im Konversations, in der Romanliteratur, im lyrischen Lied immerfort geschieht, nur dann, das ist doch einleuchtend, kann der öffentliche Geist gedeihen und Brüche des Heiles für alles Geistliche und Leibliche bringen.

Es gehört zu den Wundern der Schöpfung, daß Staat und Gesellschaft doch noch nicht zugrunde gegangen sind, obwohl bekanntlich auf allen Gebieten der Kunstförderung der Kunstförderung das Gegenteil geschieht. Da es werden Unsummen täglich ausgegeben, anstehend nur zu dem Zweck, um das Gegenteil von Bildung, Kultur, Sitte und Kunst zu fördern, um den Staat, der absolut nicht unzulänglich ist, doch in seinen moralischen Grundlagen zu bringen zu schädigen. Und zwar geschieht das zum Teil aus Unkenntnis, aus Gleichgültigkeit, aus Dummheit, aus Schwäche, aus Leichtsinn, aus Vornehm, aus schuldvoller Nachlässigkeit, aus Neigung zum Bösen, aus Privatlichkeit und zum Teil auch aus direkt schändlicher Absicht. Es geschieht durch die verkehrte und schuldvolle Ausübung der Kunst ebenso wie durch die gleich verkehrte und schuldvolle Theorie der Kritik, nach der das Künstlerische mit dem Wahren oder Moralischen nichts zu tun habe. Es war eine Spekulation auf die Urteilslosigkeit des Publikums, daß man eine solche Theorie durch Goethes Namen decken wollte.

Wenn diese Theorie richtig wäre, dann müßten wir, um ein Kulturvolk zu sein, die Kunst verbannen, wie Plato

die verbannen wollte. Aber diese Theorie ist falsch. Goethe hat seinen Haß geschrieen, um sich und der Nation klar zu werden über die höchsten Probleme der Menschheit, der Moral, der Sozialpolitik, der Religion und er hat sich zu der Klarheit bis zur letzten Scene „reflexlos“, um einmal das unschöne Wort zu gebrauchen, durchgerungen. Dante hat seine Komödie geschrieben, um alles zu sagen, was er über Politik und Religion auf dem Herzen hatte. Deswegen Calderon. Deggelichen Schiller. Und erst die Griechen! Jede ihrer Tragödien, ihrer Komödien, ihrer Oden, ihrer Epoden war eine Volkssprache, eine Volkspredigt über das Vaterland, seine Heroen, seine Götter, seine Ideale, seine Ziele, seine Pflichten. Oder, um in unsere Zeit zurückzuführen, so hat Richard Wagner in jedem seiner Dramen ebenso wie in jeder seiner Prosaerzählungen der Nation im weitesten, im Weltum das Letzte, das Notwendigste sagen wollen, fortsetzend von der heiligen Elisabeth bis zum heiligen Gral. Der Zauberer ebenso wie der Parsifal sind Glaubensdramen, Erlösungsdramen, deren Bedeutung noch dadurch verstärkt wird, daß Wagners künstlerischer Instinkt auch in allen andern Werken, zum Beispiel in den Meisterliedern, die Gelegenheit zu antichristlichen Tendenzen großartig vermieden hat.

Nach habe Hermann Bahrs schon lange als den reinsten geschäft, der nach Ueberwindung des französischen Modernismus und Naturalismus mit tüchtiger Mäßigkeit und der darauf losgegangen ist, das Zentrum des Lebens und der Kunst zu finden. Er hat das nach den beiden Hauptgegenden alles Strebens geleistet, nach der Seite des Irdischen wie des jenseitigen Vaterlandes. Es ist dabei manches Paradoxe mit untergegangen, das zum Schüttern manches Kopfes Anlaß gegeben hat. Aber die Welt, in beide Welten, haben etwas Paradoxes. Das gilt sowohl vom Begriff des Heiligen als vom dem über allen Begriff gehenden des Strebens in einer Weise vereinigt, daß man fast sagen möchte, er sei damit an das Ziel gekommen, wo sich die beiden Seiten des Strebens treffen, wenn er uns nicht noch eine weitere Entwicklung in Aussicht stellen würde. Nach kann mir freilich kaum eine Steigerung denken. Die höchste Anschauung über das, was D e s t e i n ist, sehe ich hier vereinigt mit der Anschauung dessen, was uns die Kirche ist oder sein kann oder sein soll. Und beides harmonisiert nicht zufällig, sondern auf sozusagen prästabilierte Weise. Das Werk gehört zu den nicht vereingelten Zeugnissen geistiger, religiöser Erhebung im Weltkrieg und durch ihn über solche Zeugnisse eines neuen Weltbegriffes sein muß.

Der der beiden Gebeile des Strebens in einer Weise vereinigt, daß man fast sagen möchte, er sei damit an das Ziel gekommen, wo sich die beiden Seiten des Strebens treffen, wenn er uns nicht noch eine weitere Entwicklung in Aussicht stellen würde. Nach kann mir freilich kaum eine Steigerung denken. Die höchste Anschauung über das, was D e s t e i n ist, sehe ich hier vereinigt mit der Anschauung dessen, was uns die Kirche ist oder sein kann oder sein soll. Und beides harmonisiert nicht zufällig, sondern auf sozusagen prästabilierte Weise. Das Werk gehört zu den nicht vereingelten Zeugnissen geistiger, religiöser Erhebung im Weltkrieg und durch ihn über solche Zeugnisse eines neuen Weltbegriffes sein muß.

Zur Philosophie des Krieges.

Von Dr. Walter Heinrich (Wien).

Die Literatur des Krieges, die unter dem Einflusse der großen Ereignisse der Gegenwart so ungeahnt in die Galime geschossen ist, daß die „Kriegssammlungen“ der großen Bibliotheken Mühe haben, ihrer der ganzen Vollständigkeit nach habhaft zu werden, zeigt auf einem Gebiete, wenn auch nicht in bezug auf den Umfang, so doch jedenfalls hinsichtlich der als gesichert zu betrachtenden Ergebnisse eine auffallende Sterilität: wir meinen die Königin der Wissenschaften, die Philosophie. Nach den Ursachen befragt, die einer solchen Unfruchtbarkeit wohl zu Grunde liegen mögen, ist der Laie mit der Antwort rasch bei der Hand und mit kaum verhaltenem Hohne wird die Gelegenheit erfaßt, dem philosophischen Denken den so banalen und dabei trotzdem — oder vielmehr gerade deswegen? — so zugkräftigen Tadel wieder einmal ansetzen zu dürfen, der Philosophie sei eben ein Whantast, ja er müsse es geradezu sein, gut vielleicht für die Studienstube, aber nicht zu brauchen für das pulsierende Leben. Was man sich nun freilich unter einem Leben, das mit der Philosophie in einem begrifflichen Gegenstände stehen müsse, vorstellen soll, wird von dieser Art wohlwollender Kritik dem freien Ermessen des Einzelnen anheimgestellt.

Beigert man sich, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, und tritt man der Sache mit weniger Vor-eingenommenheit näher, dann zeigt sich ein wesentlich anderes Bild. Die Schwierigkeiten, die das Problem des Krieges dem Erkenntnistheoretiker oder Logiker oder Ethiker bereitet, erweisen sich dann nicht der Philosophie als Ganzem — das philosophische Denken ist keine homogene, in seinen Teilen ununterscheidbare Masse —, sondern einer speziellen Disziplin: der Geschichts-philosophie als eine geschichtliche Begebenheit bestimmten, eigenartigen Charakters. In einem geschichtsphilosophischen System, das nur einigermaßen fundiert genannt werden soll, muß der Krieg eine von vornherein festgelegte Stellung angewiesen erhalten, die ganz unabhängig gedacht sein muß von der jeweiligen Aktualität oder Nichtaktualität des betrachteten gesellschaftlichen Phänomens. Das heißt mit anderen Worten: der Philo-

soph hat nur in dem Falle einigermaßen Aussicht, den Krieg, wie er ist, in das Weltbild aufzunehmen, ohne dieses ad hoc umzumodeln, wenn er möglichst emotions-frei zu Werke geht. Dies ist nicht leicht. Insbesondere aus zwei Gründen. Einerseits ist nichts mehr geeignet, die Fähigkeit der richtigen Beurteilung herabzusetzen, als ein gesellschaftliches Ereignis, in dem wir mitten drinnen stehen und in das wir mit tausend Fäden des vitalsten Interesses verweben sind. Von dieser Vertiefung müssen wir uns befreien, wenn wir dem Krieg mit der Logik beikommen wollen. Andererseits droht gerade an diesem Punkte eine neue Gefahr. Emotionslosigkeit zum speziellen Zweck des philosophischen Erfassens wird nur allzu leicht mit der Zümmung der Leidenschaftlichkeit überhaupt verwechselt. Und doch wäre kaum etwas ungerechtfertigter, als eine derartige Verwechslung. Als philosophisches Erlebnis wirkt der Krieg unso intensiver, je subjektiver wir uns ihm gegenüberstellen. Erlebnisse aber sind Tatsachen, die durch Normen ändern zu wollen einfach sinnlos wäre. Etwas ganz anderes ist die logische Vergleiche-derung des Erlebten. Hier, und nur hier, wirkt jedwede Emotion geradezu zerstörend.

Man kann das eine tun, ohne das andere lassen zu müssen. Es sei erlaubt, im folgenden ein paar Wege aufzu-zeigen, auf denen eine Philosophie des Krieges in der allerneuesten Zeit versucht wurde. Wir wählen einige östereichische Autoren. Sie dürften der Aufmerksamkeit des ungarischen Lesers bisher entgangen sein, trotzdem sie mancherlei Interessantes bieten.

Wir beginnen mit Heinrich Gomperz.¹⁾ Sein Buch eignet sich vorzüglich zur Einführung. Es enthält Logiklagen eine kleine Geschichte der Krieges-philosophie. Von Heraklit über Plato und Aristoteles führt uns der Autor zu Augustinus und Thomas von Aquino, von da zu Hobbes, Vico, Spinoza, Kant, Hegel usw. Das alles geschieht in recht anspruchsloser Weise. Die Darstellung ist klar und durchsichtig, vermeidet schwieriges

¹⁾ Philosophie des Krieges in 4 Bänden, Kap. 20. Köllmannsche Universitätsverlag, gehalten zu Wien, Verlag Friedrich Androsch Pöschel u. Co., Götting, 1915.

Detail und bringt an zahlreichen Stellen recht geschickt gewählte Zitate, die die Eigenart der eingetragenen Denker plastisch hervorzuheben lassen.

Also eine hübsche Materialsammlung! Mehr als das bietet Verfasser allerdings kaum. Von einer geschichts-philosophischen Grundlegung ist keine Rede. Es hängt sozusagen das ganze in der Luft. Das beweist gleich der erste Vortrag. Er heißt „Krieg und Philosophie“ und hat — sollte man meinen — die Bestimmung, das Gebiet zu umgrenzen, auf dem der Verfasser sich zu bewegen beabsichtigt, um vor allen Dingen einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen. Was geschieht statt dessen? Wir bekommen die gutgemeinte Versicherung, daß es nicht im Wesen einer Kriegesphilosophie liegen könne, von uns und unseren Gegnern zu sprechen, von unseren Taten und ihren Taten, sondern von der Lage eines kriegführenden Volkes überhaupt. Diese Umschreibung genügt natürlich nicht. Das hat Gomperz richtig erkannt, weist er doch selbst darauf hin, daß zahlreiche Eigenschaften sich gleichfalls mit dem Kriege als solchen — also nicht mit einem konkreten historischen Ereignis — beschreiben, wie etwa die Bevölkerungslehre, die Nationalökonomie, das Völkerrecht, die technischen Kriegswissenschaften im engeren Sinne usw.

Gegen diese Behauptung ist sicherlich nichts einzu-wenden.

Worin liegt also die spezifisch philosophische Art der Betrachtungsweise des Krieges? Wir erfahren bloß, daß sie noch allgemeiner gehalten sei als in den eben erwähnten Wissenschaften. Ist das eine Antwort auf die gestellte Frage? Ich glaube kaum. Da der Verfasser es nicht für nötig findet, eine präzise Erklärung abzugeben, bleibt nichts anderes übrig, als ihm bei der Arbeit scharf auf die Fingers zu legen, um herauszu-bekommen, wie er es eigentlich macht.

Das Ergebnis ist folgendes:

Im Grunde genommen handelt es sich Gomperz um die Bestfrage. Von dem Wert des Krieges ist die Rede in dem Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Der Gegen-des Krieges“. Das gleiche gilt von dem dritten Vor-trage: „Krieg und Frieden“. „Krieg und Moralität“ (viertes Vortrag) und das gänzlich mißlungene 5. Kapitel, genannt „Krieg und Recht“, bewegen

sich im selben Fahrwasser. Ist der „Ewige Friede“ (sechster Vortrag) nicht gleichfalls ein Wertproblem? Und wenn der Verfasser im Schlußkapitel „Staatsbür-gerium“ und „Weltbürgertum“ einander gegenüberstellt, geschieht es etwa mit einer anderen Ten-denz als der einer gegenseitigen Abwägung, also Wertung? Die Summe dieser Wertlehre ist — gelinde gesagt — eigenartig. Es handelt sich — immer unter rein philo-sophischem Gesichtswinkel betrachtet — um die Frage: Wer kämpft für die gute Sache? Gomperz antwortet — als Philosoph, bitte —: derjenige, der Sieger bleibt. Ob eine Sache die gute ist oder nicht, kann also stets nur im nachhinein entschieden werden. Anders ausgebrütet: Wer unterliegt, kämpft eo ipso für eine schlechte Sache.

Das ist der Gipfelpunkt der Oberflächlichkeiten. Eine Ethik der sozialen Macht, wie sie sich unverhüllter kaum denken läßt. Ein Schritt nur trennt uns vom Anarchismus an der Spitze. Sie erheben die Schrankenlosigkeit zum Prinzip des gesellschaftlichen Geschehens. Ob daraus, wie die eine Richtung will, ewige Harmonie oder, im Sinne der andern Auffassung, der unaufhörliche brutale Kampf aller gegen alle als Endresultat prophezeit wird, bleibt im Grunde genommen eine Nebenfrage von unter-geordneter Bedeutung.

Gelegenheitsausflüge in das Sondergebiet der Geschichtsphilosophie sind eben auch für Denker, die im übri-gen recht verdienstvolle Leistungen aufweisen mögen, mit gewissen Risiken verbunden. Und wenn es sich zudem um ein so verwickeltes Problem, wie der Krieg es nun einmal ist, handelt, kann da die Entgehnung wundernehmen?

Weit gründlicher ist der Soziologe Wilhelm Feter (Jahrgang 1915) zu Werke gegangen. Seine intellektuelle Reflektion auf das erschütternde Erlebnis des Weltkrieges greift in dem von ihm neu geprägten Begriff der „Statuten-würde“.

Was will er darunter verstanden wissen? Die Staaten-würde ist, wie sie von Jerusalem aufgefaßt wird, vor-

²⁾ Der Krieg im Lichte der Gesellschaftstheorie. Stuttgart, 1915.

14. VII. 1916

*im Not gestalten. Dem ist er unheimlich
nahe, wie ich schon immer ich das Gefühl
habe, wenn ich im Wald bin, das er über
sich hat. Ich bin immer in ihm. Die
Landschaft ist so alt und so schön, wie
dann die Gegenwart empfängt, tiefen
mit der Vergangenheit*

Ein deutsches Selbsteleb.

(Zur Aufführung von Schönherr's „Volk in Not“ im Deutschen Volkstheater.)

Es dürfte nur sehr wenige zeitgenössische Dichter geben, deren Talent so wurzelfest und baumgerade aus volkstümlichem Grund herausgewachsen ist wie dasjenige des Tiroler Dichters Karl Schönherr. Jedes neue Stück von ihm ist nur ein harter Ast, der auf denselben Stamm zurückweist, der seinerzeit wieder auf dieselbe Wurzel deutet. Dieß man sein erstes, die „Bildschützer“, mit dem er sich vor anderthalb Jahrzehnten in die Literatur einführte, so hält man auch den Keim zu allen seinen späteren in Händen. Ein „armes Dorflein“ ist der Schauplatz, arme Dörfler, kleine Leute, die schwer am Leben tragen, ohne darunter zusammenzubrechen, sind seine Helden. Dießem Dorflein, diesen braven kleinen Leuten ist Schönherr treu geblieben, wie selten ein Dichter, der in der Großstadt lebt. Dabei aber hat er sich doch nicht eigentlich wiederholt, trotz seiner mit den Jahren zunehmenden Fruchtbarkeit. Entwicklung, die nachträgliche Beseitigung jeder echten Schabung, läßt ihn seinen immer gleichen Stoff in einem immer neuen Zusammenhang ergreifen, ja, läßt ihn, in den letzten Jahren, das bloß Materielle dieses verhältnismäßig engen Stoffgebietes nach oben hin mit wachsender Dichterkraft überwinden. Schönherr weiß genau, daß man als Dichter in die Erde greifen muß, um in den Himmel zu gelangen, aber er weiß auch, daß es ein armerlicher Realismus wäre, der an der Erdschermung kleben bliebe. Seine Stücke von „Erde“ abwärts, die eine Art Wasserseide auf ihrem Wege bedeutet, weisen alle einen symbolischen Zug auf, der bei den letzten meist auch schon im Titel zum Ausdruck kommt. „Erde“, „Glaube und Heimat“, „Volk in Not“, sind derartige Ueberschriften, die ein Bestreben vom Realismus, ein Darüberhinausstreben bedeuten. Am höchsten scheint dieses Streben in „Volk

für das mächtige deutsche Heldentied, das Sängere zu Ehren seines Volkes anstimmte, und dessen erschütternder Rhythmus sehr zeitgemäß klingt.

So einfach dies Lied klingt, so kunstvoll ist es im Grunde, wie ja Schönherr überhaupt als Künstler weit bedachtflamer vorgeht, als vorgehen er sich selbst den Anschein gibt. Eine scheinbare Primitivität seiner Technik darf uns nicht darüber täuschen, daß wir es in ihm mit einem wahren dramatischen Meister, auch von der technischen Seite, zu tun haben. Als solchen bewährt ihn in „Volk in Not“ vor allem die klare Anordnung der Grundlinien. Schönherr's Drama ist ein Hofers-Stück, aber keines von der landläufigen Art, wie es Zimmermann und andere deutsche Dichter vor ihm geschrieben haben. Er dramatisiert nicht ein Kapitel der vaterländischen Geschichte, sondern er versucht, eine Figur, in der sie sich verkörpert, mit ihren Wurzeln auszuheben und auf die Bühne zu verpflanzen. Dabei kann er den volkstümlichen Grund, aus dem sie ihre Kraft saugt, unmöglich umgeben. Er will es auch gar nicht, vielmehr sucht er ja gerade diesen zu veranschaulichen. Dem Hofers, dessen überlebensgroße Gestalt die in der Dichtung symbolisch dargestellte Menge beherrscht, tritt aus dieser selbst eine ebenso große Gestalt entgegen: die Rotadlwirtin, die im Verlauf der drei Akte ihren Mann und zwei Söhne begräbt und die am Ende dennoch dem Hofers recht gibt; denn das Land ist wieder frei. Hierin, in diesem Sichbehaupten einer heldenhaften Mutter, die alles verloren hat, liegt die Größe des Dramas und sein sittlicher Kern.

Überlebensgroß wie die beiden Hauptgestalten von „Volk in Not“ ist auch der Vorgang, der sie und die anderen in Bewegung setzt. Von einer eigentlichen Handlung kann hier die Rede nicht sein, noch weniger von einer Fabel, die sich zusammenhängend erzählen ließe: die Fabel dieses Stückes ist die Geschichte. Im Jahre 1809, zeitig im Frühjahre, begann das seit drei Jahren unter französisch-bayerischer Herrschaft stehende Tiroler Volk sich zu rühren. Aufgerüttelt

ganze Volk dargestellt, dieses kleine Volk, das er kennt, dessen Blut er, verlebend, in sich spürt, dessen Sprache seine Verbrämtheit ernährt, dieses Volk, in dessen Mitte er ein Dichter ist. Wenn er es auf die Bühne bringt, lächelt es nicht, ist nur wenig fröhlich und bringt uns selten zum Lachen, während die Bauern Anzengrubers so oft in heller Theater-sonne hinwandeln und mit ihrer Daseinsfreude so vielfach unsere freudige Heiterkeit wecken. Schönherers Volk ist beinahe in allen seinen Stücken ein Volk in Not. Das genrehaft Kriebliche, das ergötzlich Anekdotesche, das oberflächlich Harmlose ist eben in der Dichtung wie in der Malerei dieser Gegenwart gleichmäßig erledigt.

Auch an das größte Erlebnis dieses Volkes, an seinen tragisch-heldischen Widerstand gegen die Fremdherrschaft hat diese Gegenwart oftmals mit tastenden Künstlerhänden gerührt. Ehe noch das Gedächtnis an die Schlacht am Berge Mel und an das Drama von Mantua zur Jahrhundertfeier rüste, schrieb der Tiroler Franz Kranewitter seinen „Andre Hofer“, der die Gestalt des Landwirts anders, härter und interessanter anfaßt, als ihn die Sentimentalität vergangener Generationen dargestellt hatte. Schönherer zeichnet den Andreas Hofer jetzt noch knapper, noch einfacher, stellt ihn gleichsam in eine Alltäglichkeit, die — wenn auch von Feuer und Blut überströmt — doch immer eine Alltäglichkeit ist.

Dieser Andreas Hofer, der seine Landsleute nicht zu über-ragen scheint, ist nur der sprechende, antreibende Troh des Tiroler Volkes, der lebendige Entschluß zum Widerstand und zum Kampf. Die Männer sind hier überhaupt nicht das Wichtigste, sondern die Frauen, weil ja eines jeglichen Volkes Not in den Frauen gipfelt, in ihrem Schmerz und in ihrem Dpfer. Die Männer ziehen (im ersten Akt) hinaus zum Streit. Sie schauen nicht einmal nach den Dahingeblichenen zurück und die Notdelirium sagt (in einer von Desregger und Anzengruber sehr entfernten Herzhheit): um ihrer Sache willen gehen die Mannsleute von ihren Weibern und Müttern fort, „wie's Kind vom Dred“. Der zweite Akt bringt mit allem Schießen, Stürmen, Kämpfen und Sterben die Schlacht vom Berge Mel auf die Szene, aber trotz seiner

In der Dichtkunst und auf den Brethern herrscht um eben diese Zeitenwende die Milieuschilderung, das Armen-leustück fast unbeschränkt und zeigt dem täglich mehr er-wachenden sozialen Bewußtsein die Not der mißhandelten, unterblichen Unterschicht. Aufflegend in der Suche nach einem Stil, der die Kunst von dem Jammer und von der Erbärm-lichkeit des Nur-Dokumentarischen befreien könnte, werden Formen gefunden, die das Material der Dokumente nicht vergeffen, aber verarbeitend überwinden. Eine wichtige Spanne der Entwicklung läßt sich abmessen, wenn man die Tiroler Bauern betrachtet die Desregger, oder Bauert gemalt haben und sie den Tiroler Bauern vergleicht, die Egger-Diens heute malt. Man erkennt sofort, wozu ein breiter Unter-schied zwischen der Weltanschauung einer Zeit, deren Gefühl für Lebenswahrheit durch Desregger vollkommen befriedigt wurde, und einer Gegenwart klafft, die von Egger-Diens Abbilder der Wirklichkeit empfängt. Zwischen Desregger und Egger-Diens liegt das soziale Erlebnis, der geistige Kampf und die Umwälzung einer ganzen Epoche. Will man die künstlerische Entwicklungsarbeit überblicken, die sich einbar ziellos und verworren, aber doch gesetzmäßig vor sich ging, dann betrachte man zum Beispiel die naturalistisch-entschminnten Wirklichkeitsbauern, die Schönherer im „Simpli-zissimus“ zeichnet und halte sie gegen die Bauern, deren Ge-stalten ins Wahre und Monumentale streben, wie Egger-Diens und jetzt Andri sie hinstellt.

Dieser Zeit und dieser Entwicklung gehört der Tiroler Karl Schönherer an. Seine Bauern sind von denen Anzen-grubers so weit entfernt, wie diejenigen Desreggers von den Bauern der heutigen Tiroler Maler. Er hat aus diesem Umkreis seiner engen Welt von den „Bildschmickern“ ange-fangen bis zum „Volk in Not“ fast immer nur Tragödien geholt, mit schweren, hart formenden Händen, schwere, harte, unerbittliche Tragödien, deren Ausgänge ins Weiße und Freie stets fest verarmelt waren. Ein Menschenformer von seltener Kraft und Plastik, ein prägender Gestalter von ebenso knapper als eindrucklicher Technik hat er fast in jeder einzelnen seiner lebensprägenden Figuren gleich auch das

„Volk in Not.“

(Ein deutsches Seldentück von Karl Schönherer. — Uraufführung durch Wiener Schauspieler (zu wahl-tätigem Zweck) am Deutschen Volkstheater am 2. Juli 1916.)

Um die Mitte der neunziger Jahre etwa, knapp bevor das Jahrhundert zu Ende geht, formt der Belgier Konstantin Meunier die Gestalten von Kohlenarbeitern und Arbeiternechten ins Monumentale. Meine Statuetten sind es, ähnlich jener Zierlichkeit von der Pariser Salonbrönze als Wohnungszimmer verhöbert werden. Hier aber ist nichts von Zierlichkeit und nichts von der geschmacksmordenden süßen Verfälschung lebendiger Wahrheit. Diese kleinen Statuetten, Grubenarbeiter und Feldarbeiter, haben einen Zug ins Große, der betroffen macht und erschüttert. Solch eine Statuette ist der aus dem Paradies vertriebene Mensch. Betrieben sein, Armut, Mühmal steht in seinen harten Zügen zu lesen wie in der Härte seiner Gestalt, der Erb-luch, der zum Schweiß des Angesichts verdammt und die Ueberwindung des Erbfluchs durch ein andächtiges, hoff-nungsloses Hingegenben an die einfachen Verrichtungen niedriger Arbeit. In diesen kleinen Bildwerken war das Wesen des Proletariats zur Echtheit verdichtet, symboli-siert und gesteigert.

Um dieselbe Zeit kreidet der deutsche Maler Fritz v. Uhde die biblischen Gestalten des Neuen Testaments in die moderne Tracht deutscher Proletarier, gibt einer „Flucht nach Megypoten“ den abenbildlich dämmernden Hintergrund einer deutschen Besitzlandschaft, stellt die Flüchtlinge als abgehaupte, obdachlos gemordene Arbeitsleute von heutige tage hin, nähert uns so die Legende in menschlich erkennbare Bezirke und rückt zugleich das Elend der Gegenwart ins machtvoll Legendarie.

Schönherr, Volk in Not!

Seite, die sich mit nichts anderem als ihren zur allgemeinen Sache erhobenen Angelegenheiten beschäftigen, bedürftigen kaum des Bührens, um augenblicks das Zweckmäßige zu tun.

Schönherr nahm sich in acht, die bereits bestehende Garde „poetischer“ Landesverteidiger und Oberkommandanten um ein neues Mandat zu vermehren. Genagelte Schuhe, Wadenstreifen, Kniehosen, schwarzer Kielesergur, grüne Hosenträger, rotangefschlagene braune Sacke, breiter Filzhut und andres mehr bedeuteten ihm ebensowenig eine Persönlichkeit wie die treuherzig gefärbten Mimachredenarten und ausgeschossenen Leitartikelpyramiden, die dem Sandwirt von Raffener in den härtigen Mund gelegt wurden. Dankbar erinnerte er sich des aufrechten, fürchtlosen, tapferen Mannes, der sterben wollte wie er stand und stritt, und der Wofschedszeilen, die er vor der Exekution in Mantua schrieb: „Adee, meine schneede Welt, so leicht thomöt mir das sterben for, das mir mit die Augen nass werden.“ Doch der Dichter bezeugte seine Dankbarkeit vor allem damit, daß er Hofer nicht zum tragischen Neben eines fünfaktigen Dramas machte. Zwar gibt er ihm das erste Wort und läßt ihm das letzte, als wolle er andeuten, er sei doch das A und O des Ganges gewesen, und ohne ihm wäre es nicht gegangen. Aber es fiel ihm nicht ein, mit irgendeinem seiner Vorgänger zu wetteifern, die den Sandwirt immer wieder zum Tode verurteilten und auf den Brettern hinrichteten. Zimmermann dachte, als er 1826, drei Jahre nach Hofer's feierlicher Beisetzung in der Zunsbruder Hofkirche, sein dramatisches

Gedicht verfaßte, kaum ans Theater, sondern an ein literarisches Denkmal, das er dem Velden in seinem „Trauerspiel in Tyrrol“ setzen wollte. Schon mit dem Titel hatte er ihm die Eignung für die Bühne abgeprochen. Erst als mit der wachsenden Popularität Hofer's die Theater an Zimmermann herantraten, um ihn zur Bühnenbearbeitung der 1827 erschienenen Dichtung zu bewegen, entschloß er sich, zu tun, was in seinen Kräften stand. Da warf er denn schnell einen „Blick ins Tyrrol“, einen Blick auf den realen Schauplatz seiner ihm abberlangten dramatischen Tätigkeit, nahm Wagen und Postferde und fuhr im Regen von München über Benediktbeuern, Löß, Seefeld und Scharnitz nach Zunsbrud. Sein Reisejournal von 1833 ist jedenfalls interessanter als der gleichzeitig aus Krambottel geförderte „Andreas Hofer“, den Laube ein Menschentaler später ins Burgtheater brachte, nachdem er jahrelang bei der Behörde um die Erlaubnis dazu geworben hatte. Hofer war 1860 noch immer nicht lange genug tot: „Wird heute das allenfalls Zulässige ausgesprochen, so will morgen auch das kaum Zulässige, übermorgen das Unangenehme ausgesprochen sein.“ 1833 schreibt Zimmermann: „Die Regierung mag nur die Lieder von Hofer verbieten, sie raubt dem Volke sein G o s nicht. Es ist unglücklich, wie die Gesichten von 1809 in Markt und Blut aller übergegangen sind; die kleinsten Knaben wissen davon zu erzählen. Und sie sprechen, als wären sie dabei gewesen, obgleich sie erst lange nachher geboren wurden. Freilich herrschen die verschiedensten Lesarten. Der eine hebt den hervor, der andre den.“

Vom Notadswirt wird Zimmermann kaum gehört haben. Wenn es einen Erbschmann für den als tragischer Held abgedankten Hofer gäbe, so böte sich dieses vor Schönherr gezeichnete Sprachtemplar eines Tiroler Gastwirtes dazu an. „Aldler, Tiroler Aldler, was bist du so rot?“ Der heraldische Landesvogel ist zum Schilde des Wirtshaus gemacht worden. Wir betrachten ihn als Symbol: Der rote Aldler will rotes Blut trinken, nicht Trauben, sondern Reingehblut, und die Unterbrüder des Volkes werden in die Kelter gebreht werden. Aber auch der Notadswirt wäre nur einer von vielen und taugte nicht zum Träger einer Handlung, die so etwas bedeutet wie die Fahrt der Nöhlungen ins Heunenland. Die Familie des Notadswirtes bildet das tragische Demonstrationssubjekt unfres Dichters. Wir bekommen sie in Krieg und Frieden zu sehen, und der mit jeder Minute geizende, wortkarge Erklärer gönnt uns nicht viel Zeit, sie zu beobachten. Es wären glückliche, zufriedene, brave Menschen, die das Glück verdienten, das sie zu besitzen scheinen. Doch es ist eine alte Geschichte: Glück läßt sich nicht erwerben, noch weniger binden. Das Glück der Notadswirtsfamilie verriet sich nur zu bald als ein überflüssiges Unglück, und aus ihrem Frieden langt ein Arm mit geizigem Schwerte hervor, der den Krieg bringt. Im hohlen Raßbaum ruht verborgen die zerfetzte grünweiße Schlüsselkette mit dem roten Aldler. Philipp, der zwanzigjährige Sohn des Wirtes, trug sie um den Leib gewickelt, als er beim Würgen in der frisch gezogenen Aderpforte von fremden

herbeieilten erschüttern en vollzieht, hoffen und sters mit all t, der Magie t der Aulisse, t sie ersehen händen. igte indessen sttes. Am bolle Ausker gleichsam dem andern welche die sich die verin, gefährlich s der armen zwann ihrer che Reize ab, enden Biblilische bunte Verjachtide, s Menschenganbar. Hier Diebtren is“ das man stirm kaufen angig Schaulitglieder des esen sich als ifte, die mit Sache waren. we wäre noch Schlacht am Kalbch.

Vernichtung eines italienischen Farman.

Wien, 8. Juli. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet:

Eines unserer Flugzeuge, welches durch den Feldwebel Feldpilot Josef Cagafel geführt wurde und den Kadett i. d. R. Viktor Mittel als Beobachter mitführte, bestand am 3. d. bei Ospedaletto einen erfolgreichen Luftkampf. Feldpilot Cagafel ging mit dem ganzen Flugzeug zielend auf den feindlichen Farman an. Der Feind ging etwas nieder, unser Flugzeug überflog ihn. In diesem Augenblick setzte Kadett Mittel mit seinem Maschinengewehr rückwärts und abwärts wirkend ein. Der Farman stürzte ab, raffte sich jedoch zirka 400 Meter über dem Boden zusammen, glitt knapp über die feindliche Linie hinüber und zerschellte wenige Sekunden später. Unser Flugzeug erhielt unschädliche Treffer.

Generalkommunion der Kinder.

Wien, 8. Juli. (Privattelegramm.) Der „Kölnischen Volkszeitung“ zufolge wandte sich der Papst im Hinblick auf den beinahe zweijährigen furchtbaren Weltkrieg am 26. Juni mit der Bitte an alle Bischöfe, am letzten Sonntag des zweiten Kriegsjahres in sämtlichen Kirchen und Kapellen Europas eine Generalkommunion der Kinder in möglichst feierlicher Weise stattfinden zu lassen.

Oesterreichische Soldatenlieder.

Von Dr. Leo Gajel, Assistent am Phonogrammarchiv der Kais. Akademie der Wissenschaften.

Vor einiger Zeit hat Peter Kosegger in diesem Blatte den Vorschlag gemacht, die Lieder zu sammeln, wie sie in unserm Heer während des Krieges entstanden sind und von unsern Soldaten in dieser schweren und ernsten Zeit gesungen werden. Wie dieser Vorschlag mittlerweile — wenigstens zum Teil — zur Ausführung gelangt ist und welches schöne und interessante Ergebnis er gezeitigt hat, will ich im folgenden kurz andeuten.

Im November des Vorjahres ist die sechste Abteilung des Kriegsministeriums an das Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit der Anregung herangetreten, eine Sammlung „phonographischer Aufnahmen der von der Mannschaft aller Zungen im herrschenden Kriege gesungenen Soldaten-, Marsch- und Kriegslieder“ zu veranstalten. Gern erklärte sich dieses bereit, alle für die Aufnahme erforderlichen Apparate beizustellen, und ich als Assistent des Instituts wurde dazu bestimmt, diese Aufgabe durchzuführen. Auf Vollständigkeit wurde von vornherein geringeres Gewicht gelegt; eine auch nur einigermaßen erschöpfende Aufzeichnung aller im Kriege entstandenen Lieder wäre ja schon ihres großen Umfanges wegen in der kurzen Zeit undurchführbar gewesen. Es sollten nur von jeder der in der Monarchie gesprochenen Sprachen möglichst charakteristische Beispiele dieser Kriegsliteratur gesammelt werden, und zwar zunächst unter Vermeidung der von Kosegger erwähnten „Reimerien der Kunstdichter und Dilettanten“. Das Kriegsministerium wählte selbst die Erfassungskörper aus, von deren Mannschaften man annehmen

Kreuz-Lose

. Juli.

Das Ergebnis der „Reichsbuchwoche 1916“.

Von Kurt Strien.

Die Reichsbuchwoche ist nun vorbei. Da sie vor fünf Wochen stattfand, ist auch ihr Gedanke im großen Publikum dahin, denn das moderne Leben fährt schnell dahin. Anders in den Sammelstellen, die den Ertrag entgegennehmen und deren es für Deutschland 29 sind. Hier ist noch Hochflut, hier strauen sich die angekommenen, noch unausgepackten Sendungen zu großen Bergen, ja hier ist vielfach noch nicht alles aus dem Lande angekommen. Und wo man in dieser Weise alle Hände voll noch mit der Annahme zu tun hat, kann man sich nicht mit einer abschließenden Uebersicht über das Ergebnis befassen; es hat somit auch dieser Bericht nur eine vorläufige Bedeutung. Zudem fehlt es überall an kräftig mitarbeitenden Händen, vielfach legt sich die Mitarbeit in der Hauptsache aus Damen, meist bibliothekarisch geschulten, zusammen, deren Zahl der Menge der zu leistenden Arbeit oft nicht entspricht; da heißt es tüchtig zupacken und die praktische Arbeit des Bücherfichens und -ausweilens der des Ueberschauens, des Berichtens an die Zentrale leisten, denn die Hauptsache ist doch, daß unsere Soldaten bald in den Genuss des für sie gesammelten Lesestoffes gelangen.

Soweit die an die Geschäftsstelle des Gesamtverbandes zur Verteilung von Lesestoff im Reichstagsgebäude in Berlin bisher gelangten Berichte der Landes- und Provinzial-Sammelstellen eine Uebersicht über das Ergebnis zulassen, ist dieses ein befriedigendes, sowohl hinsichtlich der Menge wie der Brauchbarkeit der eingeleisteten Bücher und Schriften. So berichtet man aus Nordbaden, das Ergebnis sei „größer als im Vorjahre“, aus Südbaden, es sei ein „geradezu glänzendes“, während Nordbarnern es „außerordentlich befriedigend“ nennt und angibt, es betrage „vorläufig 13 000 bis 14 000 Bücher und Schriften, und außerdem unausgepackt 100 Zeiter“, in Braunschweig sind allein „etwa 285 Zeiter“ zusammengekommen, während Mecklenburg bisher „etwa 18 000“ und Oldenburg „etwa 13 000“ Bücher zählt; aus Württemberg kam „eine ungeachtete Fülle“, Provinz Hannover meldet: „Ein Zehntel ausgepackt beträgt schon 40 000 bis 50 000 Bücher“. Rommern zählt „bisher 32 000 Bücher“, Rheinland „große Mengen, die sich im Augenblick noch nicht überschauen lassen“, Schlesien meldet, das Ergebnis werde „qualitativ wie quantitativ das der vorjährigen Buchwoche übertreffen“, Westfalen zählt „bisher 800 Zeiter oder 140 000 Bücher und Schriften“, von Groß-Berliner Schulen kamen an 100 000 zusammen, aus der übrigen Provinz Brandenburg, aus Provinz Sachsen und aus Thüringen dazu etwa 1800 Zeiter; Westpreußen und Polen — der Ertrag floß hier in Polen zusammen und soll von hier aus über die Etappe Ost gleichmäßig verteilt werden — berichtet über das Ergebnis: „aus Polen Stadt allein 16 000 Bücher und Schriften“; aus 10 000 Hefte sowie etwa 800 M. bar. dazu aus den beiden Provinzen bisher noch 432 Zeiter“; aus Elsaß-Lothringen, den Hansestädten, Lippe und Königsreich

Sachsen sowie aus den Provinzen Hessen und Schleswig-Holstein stehen Berichte noch aus. Rechnet man das vorläufige Ergebnis zusammen, so erhält man etwa 2800 Ztr. und 632 000 Bücher und Schriften, aber, wenn man den Zeiter zu 250 Bücher und Schriften umrechnet, deren etwa 1 300 000 insgesamt. Bisher!

Eine herzliche Note bekommen diese mühternen, wenn auch statischen Zahlen, wenn man gesehen hat, mit welchem Eifer zumal die Schüler und Schillerinnen sich der Sammlung angenommen haben und wie sie sie bis zur Uebersicherung mit ihrer Fürsorge begleiteten. Und bei der Uebersicherung ergaben sich gerade die besten Bilder: wie die Schulen der Stadt nacheinander vorgefahren — aktiv wie passiv — kamen; wie der begleitende Herr Sekundar der Tertianer allein arbeiten ließ; wie Quintaner unter einem „Booge“-Jahrgang furchtbar zu schleppen hatten; wie die Kräulein höheren Lögler alles so „nett“ fanden; wie aber auch Sekundaner bereits die Sammlungen „Sammlungs“-Romane mit ihrem Spott bedachten; und wie immer wieder der größte Berg von Lesestoff als Sammlung einer Schule auch in ihren Augen die größte Tat darzustellen schien.

Was ist nun Gelpend? Ja: es ist schließlich alles da. Man kann eine Rangliste der Armee ebenso gut finden, wie die modernen Romane, die letzten Zeitschriften ebenso wie eine noch klassische Schillerausgabe. Man kann überhaupt bei derartigen Sammlungen recht gründliche Studien zur Psychologie des lesenden Publikums machen; man sieht, welche Bücher wirklich mit Liebe gegeben wurden, welche anderen man dagegen „los sein“ wollte. Und wenn man sich entrisfen will darüber, was alles von der Schuljugend gebracht wurde: wie der Hintertreppenroman, das unästhetische Buch, das unmoralische, wieviel schließlich an Schmutz und Schund dabei ist — man muß sich doch sagen, daß vielfach das Gependete nicht aus den Büchervorräten der Kinder stammt, sondern von den Eltern auf Drängen der Jugend „wir müssen morgen ein Buch mitbringen“ gegeben wurde. Wieviel von dem in den Schulen gesammelten Lesestoff brauchbar ist, läßt sich schwer schätzen, von manchen Sendungen nur die Hälfte, von den meisten drei Viertel, nach Messungen aus dem Lande aber neun Zehntel.

Alles dies bezog sich, mit Ausnahme der Zahlen, auf die Sammlungen durch die Schulen. Aber diese waren nicht allein die Annahmestellen: auch in den Sortimentsbuchhandlungen waren diesmal solche eingerichtet. Dies im Gegenfatz zu der vorjährigen Buchwoche, die lediglich auf die Schulen — es sind immer nur die höheren und mittleren gemeint — beschränkt war. Die vorjährige hatte aber eine recht herbe Kritik seitens des Buch- und Zeitschriftenhandels gefunden, die in dessen Fachblättern nicht immer in parlamentarischen Grenzen sich bewegte. Auf Antrag des im Gesamtverbandes zur Verteilung von Lesestoff ebenfalls ver-

tretenen Borkenvereins der Deutschen Buchhändler wurde diesmal auch der Sortimentsbuchhandel als Sammelstelle eingerechnet. Es ist nun selbstverständlich, daß man nicht gerne in die Buchhandlungen geht, um ein altes Buch für den gedachten Zweck zu spenden und es in die dort aufliegende Einzelhefte einzutragen; aber das war im voraus unterseits bestens erwogen. Durch die Schuljugend kam man doch schon in fast alle Familien, denn wer nicht selbst Kinder hatte, konnte sich der seiner Verwandtschaft zur Uebersicherung bedienen, und die kleine Garde hat gewiß auch diesmal Ostel und Tanten, wie bei anderen Sammlungen, systematisch abgeklappert. Durch die Buchhandlungen wollte man neue Schriften, zumal die keinen handlichen Bändchen, die für die Bedürfnisse der Feldtruppen, denen der Ertrag dieses fast ausschließlich zufallen sollte, geeignet sind, bekommen, und dies ist erreicht worden: die Buchhändlerpakete enthalten nur brauchbare Werke in diesen Ausgaben. Daß dabei immer wieder ein paar Duzend Verleger, die hierfür in Frage kommen, mit ihren Verlagswerken auftauchen, ist erklärlich. Was der Buchhandel — abgesehen von diesen Verlegern, die recht gute Geschäfte gemacht zu haben scheinen — im großen und ganzen für einen Umsatz gemacht hat, kann noch nicht gesagt werden, da die Listen in denen das Publikum seine Spenden, auch nach Anzahl und Wert der gekauften Bücher, eintrug, meist in den Kisten und Ballen enthalten sind, die zumest noch unausgepackt lagern. Doch scheinen die kleinen Städte hier einen verhältnismäßig größeren Umsatz als die großen herbeigeführt zu haben, wie ja erklärlicherweise eine solche „Booge“ in kleinen Städten ganz anders in die Erscheinung zu treten pflegt, als in der Großstadt mit ihrer schnelllebigen Bevölkerung.

Man hat zum Vorwurf gemacht, daß auch diesmal die Verarbeitung auf eine Grundlage, die nicht breit genug war, gemacht wurde; es hätte mehr die Werbetrommel gerührt, es hätten mehr alle Möglichkeiten der Reklame erschöpft werden sollen; die Sammlung hätte von Haus zu Haus getragen werden müssen. Nun: wir sind dessen froh, daß es nicht, wie geschah, Lesestoff ist nun einmal nicht ein „Artikel“, wie Materialien hierfür ist immer eine rasche Verarbeitung gegeben, während bei Büchern und Schriften der Träger dieser — Papier, Einband usw. — doch nur das allgeringste der hierin zum Ausdruck gebrachte Gedanke das höchste ist: wenn ich friere, brauche ich zur Erwärmung eine ganz bestimmte Menge Wolle, die sehr mir nach Augenmaß zu messen kann; nicht aber zumessen kann ich jemand den Teil an Geistigen, der mir fehlt, wenn ich geistige Not leide; hier kann ich mit einem Gebicht oder einer Darstellung, oft von der Kürze nur einer Seite, mich stundenlang erquicken oder beschäftigen. Das ist auch der Grund, weswegen wir

in eine Zeit Gedanke an die Sammlung, die ung für den Gewinn sammeln, inwertigkeit des Ertrages herabsetze für geistige Bedürfnisse sind das sich darstellt artes 0 = Fehlerverreinigungen Wdmungsbätter lenen Lesestoffes ihren langen Erhierfür ganz besche Persönlichkeit in des Krieges im itgliedern unseres halten, nur an die in. Die wenigen macht habe, haben e, Lesestoff an unisgabendepts, zu de Befehle leitens die Bücherereien achkundigen Perben, sich bei der Verteilung von zu melden, und zusammengelehre in diesem großen, stige Not ureres der hierfür eingrößere Unterbeitet und mitallen.

Die Versorgung der Gruppen mit Lesestoff.

Von Bibliotheksdirektor Dr. Saefcke (Düsseldorf).

Unmöglich fließen die Büchermassen, die die zweite und es dürfte an der Zeit sein, aus den Erfahrungen der Fehler, die früher gemacht worden sind, sich nicht noch einmal wiederholen. Wenn auch über dieses Thema wohl schon viel geschrieben und geredet worden ist, so ist doch noch keineswegs an einer Zentrale gearbeitet, zum Worte kommen.

Als die ersten großen Kisten und Ballen ankamen, die uns einen Teil des Segens der ersten Reichswoche brachten, da gingen die Truppen mit großen Erwartungen und freudigen Händen aus. Die Nachfrage nach Büchern war groß und die Bestände recht klein, was Wunder, daß jede Vermehrung mit dankbarer Freude begrüßt wurde. Aber bald kamen die Enttäuschungen! Nur ein Teil des gelandeten Materials war brauchbar. Da entqualten den Kisten alle Telephonverzeichnisse, Adress- und Schulbücher, zusammengeheftete Zeitungsromane, einzelne alte Hefte der „Woche“ und dergl. m. Sollte man lachen oder sich ärgern? Was haben sich wohl die edlen Spender und Spenderinnen gedacht, als sie all dieses Zeug „opfernten“? Wohlmeinende Leute packten dann diese Dinge ein und sandten sie hinaus ins Feld. Wohl mögen ihnen Bedenken über die Lesbarkeit ihres Buchs gekommen sein, aber darüber hinweg leicht noch einem damit eine Freude. Darüber aber, daß sie mit solchen Sendungen der Eisenbahn und den Truppen nur Arbeit verursachen, haben sie sich keine Gedanken gemacht. Das ist der Grund, den man draußen von vielen Büchervorkämpfern hatte. Selbstverständlich gab es auch sehr erfreuliche Sendungen, die nichts Unbrauchbares enthielten.

Begangene Fehler sollen unsere Lehren sein für die Zukunft sein. Darum müssen wir jetzt untersuchen, wie solche Mißgriffe bei den Ergebnissen der zweiten Reichswoche vermieden werden. Es ist selbstverständlich, daß auch jetzt

wieder viel unbrauchbares Material zusammenkommen wird, wenn auch nicht mehr soviel wie früher, denn einmal müssen sich ja die Bestände an alten Schmöckern erschöpfen haben. Es ist jedoch Pflicht der Stellen in der Heimat, dafür zu sorgen, daß nur wirklich brauchbare Bücher hinausgehen, daß unsere schon so wie so stark belastete Eisenbahn nicht durch unnütze Frachtgüter in Anspruch genommen wird, und daß den Truppen die Freude an der Gabe nicht durch unbrauchbares Material getrübt wird. Darum ist strengster Kritik bei der Sortierung der eingehenden Bücher notwendig. Sins Geld sollen nur Bücher gehen, die gediegen im Inhalt und in der Darstellung sind und von vornherein auf einen größeren Leserkreis rechnen dürfen. Bücher, bei denen man zweifelhaft ist und sich über die Bedenken mit einem: „Vielleicht liebt es doch der eine oder andere“, hinwegheben will, lasse man besser dahelien. Denn solche Bücher sind bald nur ein Ballast, der unnötigerweise den schon ohnehin bis oben bepackten Kompaniewagen beschwert. Ebenso hat es wenig Zweck, einzelne Hefte alter Zeitschriften zu senden. Sie blättern wohl der eine oder andere einmal durch, dann wandern sie in irgend eine Ecke. Auch hier steht Arbeit und Erfolg in keinem Verhältnis. Besser weniger, aber nur ausgereicht Gutes, als wenig Fleiß mit viel Knochen. Auch mit den ausgehenden Büchern und Hefen läßt sich noch Gutes schaffen. Man verkaufe sie als altes Papier und schaffe aus dem Erlös einwandfreie neue Bücher an!

Aus der Forderung der sorgfältigen Bücherauswahl ergibt sich die weitere: mit diesen Sortierungsarbeiten nur solche Personen zu betrauen, die wirkliche Literaturliebhaber sind und sich besitzen. Es genügt nicht, daß sie die jeweiligen Moderromane gelesen haben, sondern sie müssen ausgiebig im schönen und populärwissenschaftlichen Schrifttum beheimatet sein. Am geeignetsten für diese Aufgabe sind naturgemäß diejenigen, die sich beruflich mit diesen Fragen beschäftigen müssen. Dahin gehören in erster Linie die Beamten unserer Bibliotheken, insbesondere der Volksbibliotheken, daneben Buchhändler und Lehrer, die oft kleinere Bibliotheken verwalten. Sind in einem Ort keine geeigneten Persönlichkeiten vorhanden, so wende man sich an die nächste Stadt mit der Bitte um freundliche Hilfe.

So viel bekannt, sollen diesmal die aus der Reichswoche sich ergebenden Büchermassen in provisorische Sammelstellen übergeführt werden. Dieses Verfahren bietet zwei-

fellos manche Vorteile. Allerdings müssen von vornherein die erforderlichen großen und kleinen Räumlichkeiten sowie das genügende sachverständige Personal sichergestellt sein. Selbst wenn in den einzelnen Orten schon eine Einrichtung der Hände vorgenommen worden ist, sollte hier auf eine nochmalige Prüfung nicht verzichtet werden. Aber nicht nur eine Auscheidung des ungeeigneten Materials sollte hier erfolgen, sondern man müßte auch das brauchbare nach bestimmten Gesichtspunkten aufstapeln, um die Zusammenstellung der einzelnen Sendungen an die Truppen zu erleichtern. Es würde sich also eine Gliederung nach dem Inhalt empfehlen. Da gäbe es Gruppen der einzelnen Wissenschaften, eine Gruppe „Kriegsliteratur“, eine weitere „heimatliche Schriften“, ferner Zeitschriften usw. Diese Arbeiten sind sehr umfangreich und erfordern eine Reihe geschulter Kräfte. Aber auch diese Schwierigkeit läßt sich bei einigem guten Willen der beteiligten Städte überwinden. Nehmen wir z. B. die Rheinprovinz. Hier ist im Bonn die Provinzial-Sammelstelle. Es ist selbstverständlich, daß bei den zahlreichen großen Städten der Provinz auch lokale Büchermassen eingehend werden. Alle Großstädte, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Essen und Koblenz, haben gesundes Bibliothekspersonal. Beurlauben sie für vorher vereinbarte Tage je einen Beamten nach Bonn, so lassen sich die geschilderten Arbeiten in einigen Tagen erledigen, stets vorausgesetzt, daß die erforderlichen Räumlichkeiten und Hilfskräfte zu Handreichungen vorhanden sind. Stehen besonders erfahrene Fachleute beim Militär, so wird eine Bitte, sie für diesen Zweck 8 bis 14 Tage zu beurlauben, bei den zuständigen Kommandeuren sicher Gehör finden.

Ein weiterer Vorteil, den diese provisorischen Sammelstellen bieten, besteht darin, daß eine gleichmäßige Versorgung der Truppenteile mit Lesestoff erzielt werden kann. Wer die jetzigen Verhältnisse kennt, weiß, daß manche Truppenteile sehr reichlich mit Büchern versehen sind, während wieder andere sehr wenig oder gar keine besitzen. Zum größten Teil erklärt sich diese Erscheinung daraus, daß sich bei dem einen Truppenteil Leute befinden, die lesefähig für sich und ihre Kameraden sorgen, die sich an alle ihnen bekannten Abwesenheiten mit der Bitte um Bücher wenden. In anderen Truppenteilen fehlen solche Leute, und daher herrscht dort Mangel.

Diese Ungleichmäßigkeit zu beseitigen, ist nicht nur notwendig, sondern auch verhältnismäßig einfach. Seit einem Jahre besteht in Brüssel die Bildungszentrale beim Ge-

der Partei Radostanows anschließen würden.

neralgouvernement, die nicht nur für die literarischen Bedürfnisse der Truppen sorgt, sondern auch Theatervorstellungen, Konzerte und Vorträge veranstaltet. Außerdem besitzt sie Kino- und Lichtbildapparate, Films, Lichtbildvorstellungen usw., die sie unentgeltlich den Truppen zur Verfügung stellt. Ist sie auch eigentümlich nur für die im Generalgouvernement liegenden Truppen bestimmt, so leistet sie doch, soweit es in ihren Kräften liegt, auch den in den Nachbargebieten stehenden Truppen bereitwillig Hilfe. Die Erfolge dieser Einrichtung haben verschiedene Armee-Kommandos beantragt, etwas Ähnliches in Gestalt von Hilfsausstellungen in Hand, ein Vorhaben, das beiden Teifen Vorteil bringt. Wo diese Hilfsausstellungen bestehen, sind sie die gegebene Stelle, die Verteilung der Bücher vorzunehmen. Sie kennen die jeweiligen Verhältnisse genau und werden für eine gleichmäßige Verteilung der Versorgung bürgen. Für die Sammelstellen aber bietet sich der große Vorteil, daß sie nur mit einer statt mit vielen Stellen zu versehen haben. Durch eine Anfrage bei den Armee-Kommandos dürfte leicht festzustellen sein, ob bei ihnen Hilfsausstellungen bestehen. Fehlen sie, so kann doch das Vorhaben durch eine Umfrage bei den Truppenteilen leicht festgestellt, wo Bücher gewünscht werden Nach diesen Angaben läßt sich dann die Verteilung am besten regeln. Diesen Weg sollte man unbedingt beschreiten, denn nur auf diese Weise wird man die vielen Unzulänglichkeiten ausbeseitigen und die erforderliche Gleichmäßigkeit erreichen. Man lasse darum die Gesuche einzelner Soldaten oder Truppenteile so lange unberücksichtigt, bis eine Anfrage an das General-Kommando erledigt ist.

Man wird fragen: an welches Korps sollen wir uns wenden? Hier muß der Grundsatz herrschen, daß jede Provinz für die in ihrem Bezirke aufgestellten Truppen sorgt. Das bezieht sich nicht nur auf die aktiven, Reserve- und Landwehr-Formationen, sondern auch auf die Landsturm-Batalione. Da die eine Provinz bücherreich, die andere aber ärmer daran ist, muß ein Ausgleich dadurch geschaffen werden, daß der Büchhabende an den Bedürftigeren einen Teil seiner Schätze abgibt. Es braucht dafür keine neue Reichsverteilungsstelle eingerichtet zu werden, durch freundschaftliche Vermittlung des Zentral-Ausschusses zur Verteilung von Lesestoff wird sich leicht ein Weg der Unabhängigkeit finden lassen.

Eine weitere Sicherung der Bestände neben der Auslei-

Das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt in Budapest.

Am letzten Montag, 28. August 1916, hat die Folge des seit dem 1. Januar 1874 in Hermannstadt (Nagyheben) erscheinenden „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes“, des führenden Zeitungsorgans der Siebenbürger Sachsen, eine jähe Unterbrechung erlitten. Unter dem Einbrüche der rumänischen Kriegserklärung und des Einbruchs rumänischer Truppen durch den Notenturmpaß wurde am genannten Tage noch eine Nummer herausgegeben — bis auf weiteres die letzte am alten Erscheinungsorte. Denn schon am Nachmittag desselben Tages mußten der Hauptschriftleiter, die Mitarbeiter, der Drucker, der größte Teil der Schriftsetzer und der Leiter der Verwaltung des Blattes, da sie sämtlich noch im militärfähigen Alter stehen, mit Tausenden anderen Hermannstädtern die Stadt verlassen und unter den gegebenen Verhältnissen mußte das Erscheinen des Blattes ohnehin bald unmöglich werden.

Und nun erlebt unser Blatt schon am Ende derselben Woche, die für alle Bewohner Siebenbürgens, ja für alle Söhne des ungarischen Vaterlandes mit einem so schwarzen Tag begonnen hat, ganz unerwartet und unverhofft eine Auferstehung in ganz eigenartiger Form. Einer Anregung des Reichstagsabgeordneten Traugott Conny folgend, hat der hochverehrte Chefredakteur des „Pester Lloyd“, Herr Ministerialrat Josef Békó, die Güte gehabt, in dem von ihm redigierten Weltblatt einen ehr beträchtlichen Raum für ein „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt in Budapest“ zur Verfügung zu stellen. Es ist dies ein Entgegenkommen, für das gebührend zu danken, mir wahrhaftig die Worte fehlen, eine Krönung zahlloser, dem siebenbürgisch-sächsischen Volke und einzelnen Gliedern desselben im Laufe vieler Jahre erwiesener Gefälligkeiten und Dienste, die den schönsten Beweis dafür liefern, welche Gesinnungen der ehemalige Abgeordnete von Mühlbach (Székelyes) uns bewahrt hat, die er erst kennen lernte, als ihm vor einem halben Menschenalter das Mandat der genannten alten sächsischen Stadt übertragen wurde. Zugleich wird dadurch eine Tatsache geschaffen, die in der Geschichte des Zeitungswesens vielleicht einzig dasteht: ein großes Blatt gewährt einem kleineren, durch widrige Verhältnisse aus seinem Erscheinungsort vertriebenen, Aufnahme und Gastrecht und schaltet mitten in seinen Text ein fremdes Blatt mit eigenem, dem originalen nachgebildeten Titellopp und besonderem, mit dem übrigen Inhalt nicht in organischem Zusammenhang stehenden Inhalt. Ein Beispiel kollegialer Hilfsbereitschaft, wie sie vornehmer und edler nicht gedacht werden kann.

So haben denn wir Siebenbürger Sachsen, die wir, vor der nun auch im Südosten unserer Monarchie entfesselten Kriegsurie flüchtend, unsere teure Heimat, den heißgeliebten Boden, der vom Schweiß und Blut unserer Väter gebüngt ist, verlassen haben — wir hoffen zu Gott, nur für kurze Zeit! —, für die Dauer unserer Verbannung, unseres „Exils“, doch wieder unser altes Blatt, das uns zu Hause — neben manchem anderen unseres üppig entwickelten Zeitungswaldchens — mit den Weltereignissen und unter einander verband. Ein weithin sichtbares Zeichen dafür, daß wir, wo immer wir sind, zusammenhalten und uns als Glieder eines Leibes, Kinder einer Familie fühlen! Wir genießen dankerfüllten Herzens die Gastfreundschaft der herrlichen Hauptstadt und noch manchen anderen Ortes unseres Vaterlandes, fern von der engeren Heimat, und es ist uns vergönnt, auch hier eine Standarte aufzurichten, um die wir uns scharen.

Fragen wir nach den Zwecken, die das Erscheinen des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes in Budapest“ verfolgt, so ergibt sich ganz von selbst, daß sie in erster Linie praktischer Natur sind. Die Hauptaufgabe besteht darin, die Verbindung der geblühten siebenbürgisch-sächsischen Volksgenossen unter einander herzustellen. Bisher wissen wir nur, daß Tausende und Abertausende von ihnen ihre Wohnorte verlassen haben und geblüht sind. Es wird einer geraumen Zeit bedürfen, bis diejenigen, die auf der Flucht auseinandergerissen worden sind, gegenseitig von einander wissen, bis sich Gatte und Gattin, Eltern und Kinder, Verwandte und Freunde wiedergefunden haben werden. Dies Wiederfinden soll auch durch unser Blatt kräftig gefördert werden. Wir werden die Wohnungslisten der geblühten Landsleute forisierungsweise veröffentlichen und werden auf diese bezügliche Anfragen antworten. Dann gibt es eine heute noch gar nicht übersehbare Reihe von Angelegenheiten und Fragen, Räten und Beschwernissen unserer Volksgenossen, die ins reine zu bringen, beziehungsweise zu beseitigen sind. Wir wollen uns nach allen Kräften bemühen, im allgemeinen und für besondere Fälle mit Auskünften, Fingerzeigen und Ratschlägen zu dienen, und

mit dazu beizutragen, daß unsere Landsleute das schwere Schicksal, das sie mit Zehntausenden ihrer ungarischen Mitbürger und Brüder betroffen hat, leichter ertragen können. Unser Blatt will mithelfen, daß die zerrissene und zerteilte Masse unseres Volkes hier, fern von der Heimat, zu einer Gemeinschaft zusammenwache, die gemeinsam und in gegenseitiger treuer Liebe und Hilfsbereitschaft das Leid überwindet, das der Krieg über sie gebracht hat.

Aus diesem praktisch-informativen Charakter der Hauptaufgabe unseres Blattes ergibt sich, daß es sich in seiner Budapest-Flüchtlingsausgabe von der heimatischen Form ganz wesentlich unterscheiden wird. Die Aufgabe, die Leser über die großen Kriegs- und politischen Ereignisse zu unterrichten und darüber Betrachtungen anzustellen, fällt naturgemäß ganz weg, desgleichen auch so mancher andere belehrende und unterhaltliche Lese-stoff, der sonst zu den nicht zu missenden Bestandteilen des Inhaltes einer Zeitung gehört.

Aber deshalb soll das Blatt doch nicht durchweg nur trockene Mitteilungen, Registrierungen und Auskünfte enthalten, sondern zugleich auch Spuren des Geistes ver-raten, der uns Siebenbürger Sachsen in Kriegsnot und Flüchtlingsleid ebenso beseelt, wie einstens in der stillen Arbeit des Friedens. Wir wollen auch Zeugnis dafür ablegen, daß die schweren Erlebnisse der letzten Tage und so manches, was wir, herausgerissen aus den gewohnten Verhältnissen, des Erwerbes, wie des geordneten Familienlebens, in der nächsten Zeit noch werden ertragen müssen, uns den Mut und den Glauben an eine bessere Zukunft nicht genommen haben und nicht nehmen werden! Wir wollen beweisen, daß der alte Geist unseres in acht-halb-jahrhundertelangen Daseinskämpfen geträhten Volkes noch immer in uns lebendig ist! Wir zweifeln und verzweifeln keinen Augenblick daran, daß unsere teure Heimat bald, recht bald vom räuberischen Feind geäubert sein wird und daß uns binnen kurzem die Felder und Auen des alten „Königsbodens“ in alter Traulichkeit entgegenlachen, die stolzen, herrlichen Karpathen mit ihren himmelantragenden Zinnen grüßen werden, wenn wir heimkehren, das Herz geschwellt von unendlichem und unvergänglichem Dank gegenüber der Vorsehung und gegenüber unseren tapferen Truppen, den Rettern und Befreibern des Vaterlandes! Diese starke Zuversicht lebt heute in uns und unser „S. D. Z. in B.“ will und soll dazu beitragen, sie lebendig zu erhalten!

Und noch eines! Wir wollen die unvergleichlich günstige Gelegenheit, die sich uns darbietet, vor einen ungleich größeren vaterländischen Leserkreis treten zu können, als jemals früher, auch dazu benützen, uns diesem Leserkreis besser bekannt zu machen als bisher. Wohl sind heute viele der Vorurteile, die man unter unseren ungarischen Mitbürgern noch vor einem Menschenalter gegen die Siebenbürger Sachsen hegte, längst geschwunden, aber ganz versteht man uns noch nicht überall. Wir sind eine ganz eigenartige Individualität!

Dies ist unser Stolz, zugleich aber auch ein gewisses Hindernis dafür, daß man uns ohne weiteres gerecht wird. Wir glauben, das nicht gar so leichte Problem gelöst zu haben, wie man in Ungarn ein treuer Staatsbürger und ein ebenso treuer Sohn eines nichtmagyarischen Volkstammes ist, aber diese Lösung selbst ist nicht für jeden Mitbürger anderer Sprache und anderer politischen Anschauung sofort begreiflich. Vielleicht gelingt es, für dies bisher möglich war. Die allererste Vorbedingung dafür ist, daß wir uns auch im Lichte der großen Öffentlichkeit eines „Pester Lloyd“ genau so geben wie daheim vor dem engen Leserkreis. In Einzelheiten und Neuherlichkeiten kann dies in jeder einzelnen Nummer geschehen. Man wird vielleicht bisweilen befremdet sein — bis zum vollen Begreifen wolle man sich an unsere feierliche Versicherung halten, daß wir Siebenbürger Sachsen die Worte des ungarischen Dichters tief im Herzen tragen, daß auf der ganzen Welt kein anderer Platz für uns ist, und daß wir hier, in unserem ungarischen Vaterland, leben und sterben müssen!

Es möge denn diese erste Flüchtlingsnummer des „S. D. Z.“ in die Welt hinausgehen und freundliche Aufnahme finden. Möchten ihre Nachfolgerinnen die Aufgaben, die ihnen gestellt sind, zur Zufriedenheit der Leser erfüllen!

Emil Neugeboren.

Zeitungen.

Von Josef Stille.

207. einigen Wochen erschien die erste Nummer der Marine-Kriegszeitung „An Glaubens Rüste“. Eine achtseitige, täglich und getrennt auf recht anschaulicher Höhe sich bewegende, 14tägig erscheinende Zeitschrift. Mit ihr, der ersten Zeitung des Marinekorps, erschienen zurzeit im belgischen Kriegsgebiet vier Organe, die ihre Ursprungsstätte in diesem Weltkrieg haben und die ausschließlich für die Soldaten gedacht sind: die „Kriegszeitung der 4. Armee“, die „Dauische Soldatenpost“, des Generalgouvernements Brüssel, der „Landsturm“ in Ost und „An Flanderns Rüste“. Die Tatsache, daß nun auch die Marine sich ein eigenes Blatt geschaffen hat, bietet Anlaß, sich an dieser Stelle ein wenig über die deutschen Zeitungen zu verbreiten. Zunächst dieses Thema bisher fast immer nur bruchstückartig behandelt worden ist.

Von den Zeitungen ließ man sich, wie von so manchen anderen zeitgenössischen Dingen, vor dem Kriege wenig oder nichts träumen. Ganz überraschend waren die ersten plötzlich da. Als ein Meteorium wurden sie in der Heimat gewertet und manchen fern vom Schuß Weiland die übersomte ihre Erscheinung wohl vorübergehend die Schrecken da draußen mit einem romantischen Schimmer. Besonders da die heimatischen Mütter sehr viel Aufsehens von ihren neuen Kolleginnen an der Front machten. Welche hat auch mancher seine Achtung vor dem Zeitungsmachen ein wenig niedriger geschraubt, als er las und hörte, wie da und dort im Gaudumbröden eine „Zeitung“ improvisiert wurde, wie der Geseite Z. Redakteur, Exzer, Drucker, Expedient in einer Person, die Sache „schob“. Freilich, daß es sich in solchen Fällen oft nur um ein unregelmäßig erscheinendes, einer Zeitung sehr ähnliches Gelegenheitsblatt handelte, übersehen man nur zu leicht. Das war zu Anfang des Krieges. Aus den zwei oder drei Landsturmblättern, die im September und Oktober 1914 im besetzten französischen Gebiet in ein recht bescheidenes Dasein traten, ist mittlerweile eine gar stattliche Anzahl von Zeitungen geworden: wohl etwa vier Dutzend. Und noch gesellen sich immer neue hinzu. Wie schon letzteres Zeilungen, die im Feld von Soldaten für Sol-

daten hergestellt werden. Sie sind nicht die einzigen von neuen Schöpfungen, die unter dem mehr allgemeinen Begriff „Kriegszeitungen“ im Munde geführt werden; nicht die einzigen, gewiß aber die interessantesten.

Das Werden der Zeitungen hängt sehr häufig von Zufall ab, von der Initiative eines interessierten Soldaten wie vom Unversehrten technischen Material. Welches sich anfindende Faktoren, die auch leicht wieder das Eingehen eines Mätschens zur Folge haben. Nehmen wir folgenden Fall: Eine Truppe kommt in ein verlassenes Dorf und findet eine Druckerei vor. Gleich den übrigen Einwohnern ist auch der Besitzer der Druckerei geflüchtet. Da die Truppe, wie bekannt geworden, in dem Ort voraussichtlich einige Zeit verweilen soll, haben bald einige in ihren Reihen befindliche Leute entdeckt, daß man das vorhandene Material ausnutzen und den Betrieb wieder eröffnen könne. Mit der Erlaubnis des örtlichen Offiziers feim das Zeitungsmachen beginnt. Indes ist mit einem so günstigen Fall nicht oft zu rechnen. Wo die Bewohner geflüchtet sind, ist es auch dem Drucker meist schlecht ergangen. Wo der Drucker seinen Partijisten schützte, hat auch diese meist seine empfindlichen Knar abgenommen. Die wertvolle Bestände Gutentbergischer Kunst liegen vielleicht unter einem Baumhaufen begraben, und erst vieler Mühe gilt es, will man die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Betriebes schaffen. Und schließlich: Damit die sich findende neue „Gazette“ nicht gemindert, muß die Erlaubnis höherer Kommandos nicht nachgelassen werden. Denn auch im Felde darf man nicht ungestraft eigenmächtig Zeitungen machen.

Welches Blatt darf nun den Ruhm beanspruchen, den scharfsten die erste Zeitung dieses Krieges, geweiht zu sein? Darauf ist folgendes zu erwidern: Am 2. September 1914 erschien die erste Nummer der vom Selbstvertrübenden Generalkommando des Gardekorps herausgegebenen „Garde-Zeitung“. Da das Blatt in wohl den im Felde stehenden Angehörigen der Garde überreicht wurde, ist in unserem Sinne nicht in Frage. Am 7. September erschien die „Kriegszeitung der 1. Armee“, und der Stadt Löben“ und am 30. gleichen Monats und Tag erschien in Charleville die „Armee-Zeitung“ der 2. Armee. Der erste Organ erschien noch auf demselben Boden, das zweite vorläufig „nach Bedarf“. Die Ehre, die ersten von deutschen Truppen

in Feindesland herausgebrachten regelmäßigen Zeitblätter geweiht zu sein, kommt dem feinezeitigen „Landsturm“ in Bouziers und dem „Landsturmblat von Drieh“ zu. Beide erschienen erstmalig am 11. Oktober 1914, ohne gegenseitig von ihrer Gründung zu wissen: Das Blatt in Bouziers als ein solches des Landsturmabteillions „Leipzig“, das in Drieh als solches des Regier Landsturmabteillions. Das Leipziger Blatt wurde von dem Ruhm seines sehr rasch bekannt gewordenen „Landsturm“ lange gezeht, bis dann eines Tages das Blatt widerlicher Umstände halber sein Erscheinen einstellen mußte. Gleichfalls von einem französischen Landsturmabteillon wurde im Januar 1915 in Kalisch in einer verlassenen Druckerei eine Zeitung gegründet. Seit dem 14. September erschienen die „Deutscher Neuesten Nachrichten“, die später in den „Bayrischen Landwehrmann“ umgewandelt wurden. Die „Hohmaier“ wurde zu Anfang mit sehr primitiven Mitteln hergestellt, nämlich auf hektographischem Wege. Indes braucht man nicht zu glauben, daß sie die einzige dieser Art ist. Schreibmaschine und Hektographenteile brachten und bringen heute noch manche Zeitung aufstunde. So wurden beispielsweise die ersten 25 Nummern der „Champagner-Kriegszeitung“ mittels Schreibmaschine angefertigt, ebenso „Die Feldgasse“, das Organ eines auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfenden Infanterie-Regiments. Wieder ein anderes Blatt, das bereits verfallene des 84. Landwehr-Regiments, betitelt „Der Feldgasse“, preis den Steinbruch seines Vater, wofür „Der Drahtschau“, ein Blatt, das die 3. Kompanie des 84. Landwehr-Regiments als seine Verlagsgesellschaft bezeichnet, auf autographischem Wege hergestellt wird.

Alle diese Blätter wurden (oder wurden) entweder in einem Unterstand des Schützengrabens oder in der Reserve- oder Ruhestellung hergestellt, was ja bei den Zeitungen üblicher Formationen meistens der Fall ist. Wie erklärlich, sind hierbei die Schwierigkeiten besonders groß. Einmal handelt es sich fast durchweg um sehr primitives Material, aus dem ein entsprechendes Verfeinerungsverfahren resultiert, zum anderen ist das Personal ständig von der unmittelbaren Gefahr bedroht. Eine recht traurige Erfahrung hat hierin die Zeitung „Gara“ des Regiments Bremen gemacht. Lange Wochen wurde sie in einem Hochhaus an der Düse hergestellt, bis plötzlich im August vorigen Jahres feindliche Granaten ins läbliche Turm der Guttenberggänger schlugen. Der Maschinenmeister büßte bei dieser Katastrophe sein Leben ein.

Erwähnt zu werden verdient, daß „Gara“ eine Beilage eines freundlichen Wägen besaß, der ihr in entgegenkommender Weise das Papier lieferte. Mehrschichtiges Glas hatte ein anderer Truppenteil, dem eine handfester Schriftgießerei das Schriftmaterial für seine Zeitung lieferte. Uebrigens gibt es auch Zeitungen, die wohl redaktionell an der Front gearbeitet werden, nicht aber technisch. So werden die an der Westfront erscheinenden Blätter „Nachrichten aus Cassin“, „Im Schützengraben in den Vogesen“ in Leipzig, die vierzehntägig erscheinende Divisionszeitung „Brischen Mann und Mosele“ in Metz, die „Wacht im Osten“ in einem Dänischer Betrieb gedruckt. Die zuerst jüngste Zeitung, die ob ihrer künstlerischen Illustration sehr wertvolle „Vogesenwacht“, hat ihren Drucker in Kolmar. Die Kosten gehen natürlich auf Rechnung der sie verlegenden Truppenteile, denn mit einer geschätzten Herstellung ist in dieser Zeit der enormen Preissteigerung im Zeitungsgewerbe nicht mehr zu rechnen.

Zu den bisher erwähnten kleineren Blättern kommt noch eine Reihe ähnlicher. Ihre einzelne Ausfertigung kommt wie unterlassen. Doch sei gesagt, daß sich viele von ihnen mehr oder minder schwer durchs Leben schlagen müssen. Sehr häufig sind diesen Blättern die Gelegenheitszeiten ungenug, wie sie hier und dort aus besonderem Anlaß an Festtagen, Schlachtenjubiläen usw. erscheinen. So manche regelmäßige Schützengrabenszeitung ist aus dem Erfolg, den ein Gelegenheitsblatt hatte, geboren worden. Die ersten Zeitungen sind dem Schöpfer kleiner Truppenverbände entworfen. Interessierte Offiziere oder Mannschaften in irgend einer Kompanie ergreifen die Initiative, um das vorhandene Material zu sammeln (oder wurden) entweder in einem Kameraden nutzbar zu machen. Vorbedingung war längeres Verweilen an einem Ort, also der Stellungskrieg. Sofort als dieser an der Westfront einsetzte, kamen die ersten Blätter, deren späteren Geschick man heute an allen Fronten begreift. Diese zumeist direkt an der Front hergestellten Blätter und Blättchen sind es besonders, denen eine stets bereitstehende Ungunst des Schicksals leicht ins Handwerk pflücht. Kriegsgläub und Truppenverchiebungen reden hier ein gewichtiges Wort mit. Ich denke hierbei an die „Kriegszeitung von Lantroggen“, die in einigen Nummern erschien, der jedoch durch den im Oktober 1914 erfolgten Rückzug des Lebenslicht ausgeblieben wurde, oder auch an den schon genannten in Bouziers erschienenen „Landsturm“. Die beiden Blätter sind nicht